

Edelweiß

und

Lorbeer

von

Heinrich Noé.

MÜNCHEN
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping).

Edelweiss und Lorbeer.

Neue Bilder aus Tirol

von

Heinrich Noë.

München 1896.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

K. b. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn), Erlangen.

Einleitendes Vorwort.

In diesem Buche glaube ich der vielgestaltigen Erscheinungswelt des Landes Tirol manche Seite abgewonnen zu haben, die wenig oder nicht beachtet worden ist.

Seinen Titel führt es davon, weil der Wanderer aus den Höhen, auf welchen der Schnee blinkt und die Sterne des Edelweiß stehen, hinab geführt wird dorthin, wo vom immergrünen Ufer der Lorbeer sich über die smaltblauen Wasser des Südlandes vorbeugt.

Manche Regung des Menschenlebens, die mit diesen Gestaltungen in greifbarer oder sinnbildlicher Weise zusammenhängt, ist darüber nicht vergessen worden.

Bozener Wein- und andere Studien.

Die Geschichte lehrt, daß Tirol — um mit dem Geographen Ritter zu sprechen — von jeher ein „Passageland" war, das heißt ein Land, welches die Völker zum Durchziehen benützten. Was Alles an illyrischen Venetern, Etruskern, Rhätiern, Galliern, Breonen, Venosten, Römern, Longobarden, Alemannen, Bajuvaren, Franken und so weiter sich durch das Völkerthor dieser Berge gedrängt hat, darüber sind Bände geschrieben worden. Sicherlich wäre vor ungefähr einem Jahrtausend und mehr ein Verein für Hebung des Fremdenverkehrs in Süd- und Osttirol gänzlich überflüssig gewesen.

Vom Standpunkte eines Gastwirtes könnte ein derartiger Zustand der Dinge schier als ein idealer erscheinen, wenn jene Reisenden zu den sogenannten „besseren Leuten" gehört hätten. Es mangelt indessen keineswegs an Anhaltspunkten, welche es bezweifeln lassen, daß eine Fuhr von Norikern oder Wenden, die, von Nord oder Ost her kommend, zu Bauzanum, Magies oder Maja abgestiegen waren, dort jenen feierlichen Empfang gefunden hätten, der heutzutage in Bozen oder Meran den von der Eisenbahn zurückkehrenden Hotel-Omnibussen zu Teil wird.

Wenn der Frühling herannaht, so findet man in Bozen die eine und andere Örtlichkeit, wo Vorstellungen in uns geweckt werden können, welche an solche, allerdings ins Moderne übersetzte Völkerwanderung anklingen mögen.

Da begegnen Einem Wandergruppen mit blau-blütigen Rosmarinzweigen, Damen mit Veilchensträußen, mit Narcissen, Berg-Anemonen und weißen Daphneblüten in der Hand. Es erklingen alle Völkerstimmen Germaniens, von der Zunge an, die an den sanften Ufer der Ems oder Leine gesprochen wird, bis zu jener, welche man auf den Hochflächen des Donaugebietes vernimmt. Es häufen sich die Schaaren der Isar-Athener, die sich bei den Dienstmännern auf dem Obstplatz nach dem „Batzenhäusl" und der „Löwengrube" erkundigen — es mehrt sich die Anzahl der „schönen Ankünfte", worunter man in gewissen Kreisen viele Koffer mit einem dazu gehörigen, nicht deutsch sprechenden Passagier erster Bahnklasse versteht. In die Dämmerung der „Laubengänge" sogar bringt es wie eine Ahnung von Sommer und Sonnenglanz.

Tage von dieser Pracht gibt es sonst nirgends mehr, wo noch die deutsche Sprache erklingt. Und gerade an einem solchen Tage war es, an welchem sich der Verfasser dieses Buches nicht, wie es sich wohl geziemt hätte, draußen unter den blühenden Äpfel- und Pfirsichbäumen, sondern in einem dunklen Raume befand, den ein Duft anderer, doch nicht minder lieblicher Art durchzog. Es war ein tiefer Keller, in welchem die edelsten Weißweine in großen Gebinden übereinander lagern.

Die Gesellschaft, welche aus Deutschen bestand — in Folge dessen sich also wechselseitig allerlei gelehrten Kram zuschob und darüber ebenso viele Meinungen aufstellte, als Köpfe vorhanden waren — hatte sich darein verrannt, über das Deutschtum und Romanentum des Etschlandes während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters allerlei Lehrsätze

von sich zu geben. Es stritt die Via Claudia Augusta, die einmal von Endidae (Neumarkt) nach Bauzanum oder Baudianum führte, mit dem Kuntersweg, die Pons Drusi unter Formicar (Sigmundskron), über welche einst die Legionen zogen, mit der Talferbrücke, der vinum rhaeticum von Kaltern mit dem Riesling vom Mackner Kessel — es war ein Kampf, wie derjenige, den in diesen Tagen die milden Lüfte Hesperiens gegen den Sarner Wind führen.

Ein blasser Herr mit spärlichem bottergelben Haar und goldener Brille sagte:

„Meine Herren, hier befinden Sie sich auf uralt germanischem Boden. Ich selbst habe einen ganz einfachen Bauern kennen gelernt, welcher es herausgefunden hat, daß in einem Keller neben seinem Hause Otfried v. Sunnenburc geboren wurde, von dem man zwar bis jetzt noch nichts gehört hat, von welchem aber der Dachboden der Steueramtes in Felsenheimb fünf Blätter voll von wundersamen höfischen Liedern beherbergt haben soll. Auch kennt er die Gedichte Reimar's des Fiedlers, der so berühmt geworden ist durch seine Loblieder auf Eisenhold den Dicken, Wunibald den Schrecklichen und Guntwulf den Buckligen, Burggrafen von Sechseichen, welch Letzterer selbst wieder durch Frauendienst und Minnelied auf Fredegunde v. Niuwenburg im Glanze der ersten Geister strahlt. Welche wunderbaren Erfahrungen man beispielsweise auch in Münichau gemacht hat, ist gar nicht zu schildern. Sehr seltsam, daß von allen Wundern der Romantik erst seit dem Einzug der Eisenbahn ins Land gesprochen wird. So lange in den Wirtshäusern noch viel Fuhrwerk ging, wußte kein Mensch etwas von den liederfrohen Insassen den Bergfriede und Höhentürme“.

Das nachfolgende Gespräch bewegte sich fort und fort über jenes auf der Karte unauffindbare Münichau, welches gleichwohl irgendwo im Etschland liegen soll. Ich entnahm

demselben, daß alljährlich unter Anderen zwei verrostete klassische Philologen den Ort besuchen, welche der Wohnstätten der verschwundenen Tulliasses und Sinduni und den Schlössern der Genaunen zuliebe in der Traubenkur dorthin kommen. Es sind aber auch Gäste aus anderen Lagern dort. Beim „Bären“ hausen alljährlich im September Herr Dr. Wilram und Herr Dr. Schildwolf, die Herausgeber der in Münichau gefundenen Minnesänger-Handschrift. Bei der „Seeschlange“ sitzt Herr Dr. Olearius, der Verfasser eines großen Kupferwerkes über die dort ausgegrabenen Ziegelsteine. In Folge dessen leitete der Bärenwirt den Ortsnamen Münichau von Mönch und Aue ab, während es dem Seeschlangenwirt längst geläufig ist, daß die alte Burg oben von Munychos, dem Anführer der Minyer, gegründet wurde, von welch Letzteren auch der Name des hier so emsig gepflegten Minnesanges herrührt.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese überwältigende Fülle von Gelehrsamkeit, welche da zum Vorschein kam, auf einen unwissenden Menschen hervorbrachte. Wie der Zauberlehrling über das Anschwellen des Wassers im Zimmer, so war ich verblüfft über das sich plötzlich hebende Niveau meiner Kenntnisse. Aber ich sollte noch mehr erfahren.

Es dürfte bekannt sein, daß Fremde in Bozen kaum längere Zeit zusammensitzen, ohne daß der Name Batzenhäusl genannt wird. So geschah es auch hier. Alsbald entstand eine historisch-etymologische Untersuchung über die Herkunft dieser wundersamen Stätte, wegen der so viele Bayern alljährlich ihren Sperrsitz im Hofbräuhaus auf einige Zeit verlassen, um nach Anweisung ihres Landsmannes Dr. Oertl sich hier einer Entziehungskur zu unterwerfen — wobei es allerdings mitunter vorkommt, daß sie das vorschriftsmäßig erlaubte Tagesquantum von siebenhundert Gramm Flüssigkeit um einen gewissen Prozentsatz überschreiten.

Batzenhäusl? dachte ich mir, das kann so schwer nicht zu ergründen sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach kommt das von Batzen her, einer kleinen Münze, welche in der Conventions-Guldenwährung vier damalige Kreuzer wert war und die ich als Bube oft genug im Tauschweg gegen Kipfel, Äpfel oder Johannisbrot umsetzte. Taufpate ist der Bär (Petz) zu Bern gestanden, wo man vor Jahrhunderten zuerst diese Münze mit seinem Bildnis ausprägte. Das Batzenhäusl wird demnach in seinen bescheidenen Anfängen einmal eine kleine Schänke gewesen sein, in welcher die Postillone und andere Wagen- und Waren-Beförderer von der gegenüberliegenden Post zeitweilig zusprachen, um sich gegen billiges Entgelt einen echten Trunk zu gönnen. Die Männer, welche solchen Namen ersannen, glaubten vielleicht, dem damaligen Wirt damit eine kleine Fopperei anzuthun. Der und seine Nachfolger waren aber gescheiter, als jene Kostgänger in ihrem Hochmut wohl gedacht haben mochten. Er machte es, wie weiland die Geusen, was so viel als im tirolischen Lexikon „Lotter" bedeutet, oder wie der Wirt des „Hotel Schmarrn", das sich früher beim Warmbad Villach aufthat, die beide das ihnen von Leuten, welche sich für Witzbolde hielten, oktroyirte Namensschild zu Ehren emporhoben und darunter sich selbst förderten und gediehen.

So hatte ich mir den Verlauf dieser geschichtlichen Begebenheiten zurechtgelegt.

Aber in welch angenehmer Weise sollte ich enttäuscht werden! Ich wurde durch die Erörterungen der gelehrten Gesellschaft darüber unterrichtet, daß nach dem Siege des Drusus über die unholden Genaunen der schönen Landschaft und des milden Himmels wegen sich damals geradeso naturfreundliche Römer hier ansiedelten, wie heutzutage Leute aus den mancherlei deutschen Vaterländern. Da kam ein gewisser Appius und baute sich am Fuße der Mendel sein Appianum,

heute Eppan geheißen. Nicht gar weit von ihm weg kaufte sich Priscus an und wohnte in seinem Priscianum, heute Prissian. Gleichfalls am schattigen Gehänge von Nals gab sich Sirmius im Sirmianum, heute Sirmian, den Freuden des Landlebens hin. Da, am Fuße des Rittner Berges, aber entstand Baudianum, der Wohnsitz des Baudius, woraus der bekannte Zetazismus nach und nach Bauzanum und endlich gar Bozen gemacht hat. Jener Baudius ist demnach ohne Zweifel ebenso Gründer dieser Stadt wie Kekrops der von Athen oder Romulus der von Rom. Da dies nicht bezweifelt werden kann, so finden wir im Batzenhäusl augenscheinlich den ältesten Anklang an seinen Namen. Denn es hat noch den Zahnlaut t vor dem z beibehalten, gerade so wie man früher nicht Bozen sondern Botzen schrieb und wie es unsere norddeutschen Brüder, die uns in allen Stücken des Wissens über sind, noch heute als Bottzen aussprechen. Die Geschichte mit dem Batzen und seinem Berner Bären haben uns nur Unwissende aufgebunden.

Hier entstand Baudianum. Es geht dies übrigens auch aus einer unbewußten Regung des Volksgeistes hervor. Wir Deutsche wissen Alle, daß wir, bevor wir unseren großen Männern ein Denkmal setzen, in der Regel längst vorher ein Wirtshaus nach ihnen benennen. In Erwartung eines Denkmals für Baudius haben wir schon seit langer Zeit das Batzenhäusl.

Mein Wissensdurst war mehr als gelöscht. Es drängte mich geradezu fort aus dieser Gesellschaft, die schier allzu freigebig mit den von ihr aus dem Boden dieses schönen Landes gehobenen Schätzen war. Eben als sich das Gespräch einer Rüstung zuwendete, die man bei Mauritianum (jetzt Moritzing) aus dem Boden gegraben und als die eines Gardes du Corps-Lieutnants des Drusus erkannt hatte, weil daneben ein auf Wachs geschriebenes Patent vom Jahre 15 v. Chr. gefunden

worden war, erhob ich mich, um die Fülle des Gehörten geistig zu verdauen. Ich suchte die Einsamkeit.

Ich muß gestehen, daß mein patriotisches Bewußtsein heute nicht unerheblich geschädigt worden war. All diese — anum hatten es mir angethan. Indessen, wer gibt etwas für Sachen, die da waren, und nicht mehr sind? Freuen wir uns der schönen Gegenwart.

Ehe ich noch die Schwelle des Kellers überschritten hatte, sah ich die Küfer mit Lichtern umhergehen und Schatten über die großen Fässer und die Wände hin und her huschen. Da liefen hintereinander her Appius und Baudius, Guntwulf der Bucklige, Fredegunde von Niuwenburc, eine große Flasche mit Bordeaux-Carmenet vom Hörtenberg mit Panzerhemd und Halsberg, ein Sarnthaler in der Toga und zuletzt kam noch eine ganze Reihe hintereinander herlaufender Schattengestalten in deren Umrissen ich jene Bozener Fleischhauer zu erkennen glaubte, die einem der Kaiser römisch-deutscher Nation, welcher eben nach Wälschland zog, um sich die eiserne Krone auf das Haupt zu setzen, über die Talferbrücke nachrannten, um ihn an die Bezahlung der Fleischschulden seiner Lehensmannen zu gemahnen. Zuletzt tauchte gar noch ein schwarzes Exemplar der Gattung Felis catus domestica L. auf, welches vom Besitzer jener weinduftigen Hallen der Mäuse wegen in den Keller verbannt ist. Im Scheine der unstäten Lichter erschien mir dieses Tier, dessen Augen sich eine Weile starr auf mich richteten, von einer dämonischen Vorbedeutung, und es bangte mir für mein Wohlbehagen in den Frühstunden des nächsten Tages. Als diese gekommen waren, wußte ich jedoch, daß sich das leibhaftige Phantom mir als Katze, nicht als Kater genaht hatte. Dank dafür sei den wunderspendenden Reben, die da immer und ewig wachsen werden, so lange die Sonnenzeit des Etschlandes dauert.

Wenn es möglich wäre, sich den Reiz der Bozener Land-

schaft auf eine spitzfindig ausgeklügelte Weise zu steigern, so müßte es geschehen, indem man aus irgend einer der tiefsten Kellereien in den Glanz dieses Gartens emporsteigt. Wer dieses Etschland zur Blütezeit nicht gesehen hat, dem fehlt die wirksamste aller Frühlingsvorstellungen. Es grünen da nicht nur die Wiesen, es blüht nicht nur allenthalben unübersehbar auf den Baumwipfeln, sondern auch die hohen, wolkentragenden Felsen blühen und glühen, und Jeder hat wohl von den Rosen in König Laurin's Garten gehört, die, den Menschen unnahbar, auf die holden Gärten und regen Flüsse hinabscheinen. Manche von diesen Weinschenken des Etschlandes stehen in keinem Reisehandbuch, und sollten gleichwohl von Allen besucht werden.

Vor ihrer Schwelle blühen oft allerlei farbenherrliche Blumen. Vor den Fenstern, an den weißen Wänden macht sich der Weinstock breit. Auch schönes Steinobst und Feigen wachsen hieran. Nirgends schmeckt der Apfel Armeniens, der Pfirsich, mehr nach süßem Wein, als auf diesem Boden.

Vor den glänzenden Blattseiten der Bäume und den Blumen, die in Beeten gepflanzt werden, schmeckt der gold- oder rubinfarbene Wein oft besser noch, als zwischen den kühlen Mauern.

Den Keller betritt an solchen Orten meist nur der Schankknecht. Viele Gäste stehen auch und trinken schweigend. Einige bemerkt man jahraus jahrein zur gleichen Stunde an der nämlichen Stelle. Meist sind die Gäste in ihren Neigungen Fanatiker und schwören ausschließlich entweder auf roten oder weißen, das heißt, entweder auf purpurfarbigen oder goldgelben Wein.

Es geht geräuschlos zu, als befände man sich nicht im sonnigen Etschland, sondern in einem Public-House der Quäker-City.

Was oft an dem Schankknecht auffällt, ist ein eigentümliches Lächeln. Es zuckt ihm oft um die Mundwinkel, wie

wenn er sagen wollte: „Wenn ich nur reden möchte, ihr würdet Sachen hören, daß ihr den Mund nimmer zubrächtet!“

Oft war mir in einer solchen Schenke eben diese Miene des Schaffners aufgefallen. Wären wir in einer Abtei des Mittelalters gewesen, so hätte man schier an die Mitwissenschaft von düstern Kloster-Geheimnissen denken können.

Die biedern Bürger aber, die da am lichten Tage aus- und eingehen, leben wie in einem Glashause. Es mußte also das konnte Jeder begreifen, die Miene, mit welcher die Anwesenden so betrachtet wurden, als ob sie nur ein Vexir-Dasein führten, einen Grund haben, dem nicht weiter nachzugrübeln war.

An einem August-Nachmittag brannte Sonnenglut auf den Plätzen der Stadt Bozen. Sogar die wasserspeienden Gesichter an den verschiedenen Nischen- und Freibrunnen schienen zu lechzen. Unter solchen Umständen überraschte es mich nicht, daß in mir urplötzlich der Gedanke aufstieg, Zuflucht in einem kühlen „Buschen“ zu suchen.

Man wird zwar fragen: „Wozu in die arge Hitze noch schweren Wein hineintrinken?“ Eine solche Frage zeugt aber von geringer Erfahrung. Denn es geht mit dem Wein, wie mit den schweren Bauernmänteln: was gegen die Kälte gut ist, ist auch gut gegen die Hitze.

Schläfrig schritt ich dem Asyle zu, mich immer in den Schattenstreifen der Häuserreihen haltend.

Endlich erreichte ich die Schwelle. Es war nur ein einziger Gast da, ein alter, längst in den Ruhestand getretener Hauptmann. Er gehörte zu jener seltsamen Kolonie, wie sie Bozen eigentümlich ist. Es gibt eine Anzahl von besagten Herren, von denen viele vor zwanzig und noch mehr Jahren aus den Norden her einmal durch irgend welchen Reise-Zufall in das Etschland geraten sind, ohne einen längeren Aufenthalt zu beabsichtigen. Heute sind sie noch da. Sie haben

sich mit der Zeit in die Hetärie des Bacchus einschreiben lassen. Sie legen sich frühzeitig schlafen, stehen dafür aber um so später auf und treten dann langsam eine bedächtige Wanderung an, welche durch zahlreich eingelegte „Viertelen" unterbrochen wird. Eine größere Pause in dieser Wanderung wird durch ein bescheidenes Mahl und den Nachmittagsschlaf bezeichnet. Das geht aber Alles sehr ordnungsmäßig ab, und der Kundige weiß seine Leute zur gleichen Viertelstunde am gleichen Ort zu finden.

Nicht wenige dieser Wanderer haben die Gewohnheit, sich stets auf den nämlichen Stuhl zu setzen, und niemals ein Wort zu sprechen.

Heute betrachtete mich wunderlicher Weise der alte Herr, als er sah, wie ich Anstalten traf, einen Stuhl in den Garten, wohin mich die Pracht der tiefroten Althäen lockte, hinauszurücken, mit dem nämlichen spöttischen Gesichte, wie der Schaffner, der bewegungslos dem flötenden Pfeifen einer Steinamsel im Käfig über dem Schenktisch zuhörte. Beide blinzelten nach dem Garten hinaus. Ich war darüber schier ärgerlich und wollte sie deshalb nicht fragen, was sie mit ihren Geberden sagen wollten.

Draußen hauchten die Blumen stärkern Duft in der Schwüle. Ich setzte mich neben mein Viertele „Zwölfer", und schaute ruhig in das dichte Geäst der Feigenbäume. Im ganzen Hause regte sich nichts. Ein paar Katzen schauten von den Fenstergesimsen mit halb geöffneten Augen nach dem Dickicht. Die Zeit rauschte mit weichem Flügelschlage, dem einer Eule vergleichbar, an diesem Orte vorüber.

Mit einemmale war es, als kämen Stimmen im Keller über die Treppe herauf. Zu gleicher Zeit wehte ein Zug an mir vorüber, voll von Weinduft. Es mußten da unten irgendwo Thüren geöffnet worden sein. Es klang mir wie das Lachen von Menschen und das Gewieher von Thieren in die Ohren.

Das rauschte vorbei und gleich darauf bewegten sich die bis jetzt starr ruhigen Blätter der Bäume.

Nach einigen Augenblicken fuhr ich verwundert zusammen. Im Sande des Weges zwischen der Hausthüre und den Althäen-Becken, in dem Sande, welcher so säuberlich gehalten ist, daß er an Glätte einer Tischplatte gleicht, war etwas vorgegangen. Ich bemerkte darin Abdrücke von Füßchen — so klein, wie von Kindern oder zierlichen Frauen.

Zu gleicher Zeit ging mit der größten, amethystfarbigen Althäa eine Verwandlung vor. Die vielen breiten Kelche floßen in ein einziges Gewand zusammen und über ihm erschien ein wunderschönes, jugendliches, weibliches Haupt. Ich bin noch sattelfest genug, um aus der nämlichen griechischen Chrestomathie, die in meinen Jugendtagen dem Antiquar entrann, zu wissen, daß die Althäa nichts Anderes ist, als die Erde, die nährende Mutter. Ihr Gatte Oeneus ist der Weinstock, und Meleagros, ihr Sohn, der Ölbaum. Deshalb mußte ich mich darauf gefaßt machen, in eines jener mythologischen Gesichte hineinzugeraten, mit welchen deutsche Dichter öfter begnadet worden sind, seit Heinrich Heine dem Jupiter und dem Bacchus am Achensee begegnete. Das war aber nur zum Teil wahr. Denn die Althäa sprach:

„Hättest du deine Augen offen gehalten, so würdest du einen schwärmenden Chor von Mänaden und bacchischen Knaben hereinkommen gesehen haben. Aber euch fehlt der Sinn für das Herannahen solch' lustiger Gestalten. In ganz Bozen, Zwölf-Malgreien, Zollstange, Gries, ja sogar drüben in Überetsch kenne ich nur den Kellermeister dort drinnen und den Mann da (sie deutete auf den alten Hauptmann), die wissen, was vorgeht, wenn wir alljährlich durch unsere Lieblingsstätten ziehen. Es geht euch wie den Edonern, die blind wurden, weil sie von Bacchus nichts wußten.“

„Verzeihe," sagte ich, „o herrliches Wesen, wenn es Unsereinem, der unter allerlei Mühsal seufzt, nicht gelingen will, euch am hellen Tage zu erblicken! Bedenke auch, daß wir nicht auf heiligen Höhen und am blühenden Strande des myrtoischen Meeres hausen, sondern, daß ich erst vor einer Stunde aus meiner Schreibstube gekommen bin, vor welcher der Hausherr, wenn ich nicht wäre, die Winterfenster bis heute noch nicht ausgehängt hätte. Auch trinken wir, wie du siehst, nicht Rebensaft von Lesbos oder Chios, sondern diesen Zwölfer von Siebeneich".

„Nun, was das anbelangt," erwiderte die Althäa etwas schnippisch, „so dürfte dir schon unser verstorbener Freund, der Hofrat Hamm, gesagt haben, daß ihr mit eurer toten Weisheit auf dem Holzwege seid. Wenn ihr den Wein trinken müßtet, den die alten Poeten besungen haben, so drehten sich euch die Gedärme im Leibe herum. Da habt ihr doch ein Getränk; die Andern aber mußten sich ihren dicken Leim erst in Milchkrügen mit Wasser verlottern. Geh' nach Neapel und laß' dir Musto collo über den Salat schütten, dann hast du jenen Cäcuber und Falerner, nach welchem ihr auf der Schulbank lüstern waret!"

„Also alles dies nur Einbildung?" sagte ich kleinlaut.

„Merke dir nur das Wort ein, hinein, und Bild," flüsterte es hinter mir, ohne daß ich eine Gestalt zu erspähen vermochte. „Alles was du siehst, hörst und weißt, ist ohnehin nichts Anderes, als ein Bild, welches du dir in dich hineinschaffst. Was weißt du von dieser Althäa? Umhüllt ihr rosenfarbiges Gewand körperlichen Inhalt? Genüge dich an dem, was du empfindest und frage nicht nach Grobem, das du tasten willst."

„Ich bin nicht, was ich scheine," sagte die Althäa .... aber auf einmal war mir ihre Stimme verhallt und es kam mir vor, als wäre ich von einem schwülen Luftzuge davon-

getragen. Ein blaß karminfarbener Abendstrahl kam durch bunte Scheiben. Denn ich befand mich nicht mehr vor diesem Gebüsche, sondern augenscheinlich in irgend einer „altdeutsch stylvoll" eingerichteten Weinstube in München, Nürnberg, Frankfurt, oder gar Berlin. Übrigens — kamen die Unsichtbaren aus Griechenland nach Bozen, so war ein Ausflug dorthin nur eine Kleinigkeit. Indessen hatten sie meinen Geschmack nicht getroffen, indem sie mich dorthin entführten.

Täfelwerk, Kunst, Schnitzereien, Flaschen mit Siegellack und gedruckten Aufschriften, Weinkarten in Maroquin-Leder — das ist zu nordisch für den Bacchus. Gern sehe ich den blauen Himmel zwischen vergilbtem Rebenlaub und unter ihm den Krug gefüllt mit Saft, den die Sonne aus dem nämlichen Stück Erdboden emporgehoben hat. Das Nordische ist künstlich. Dort liegen sie, mit dem weißlichen Rohre bekränzt, im schattigen Hain und singen Skolien am Meeresstrand. Hier sitzen sie in Schlafröcken daheim und machen Trinklieder, während die Frau den Thee aufträgt. Unecht, weil gemacht, sind die zum nordischen Wein-Comfort gehörigen Dichtungen. Am hellen Tag zu trinken gälte dem Dichter wie dem Publikum, das vor Weihnachten seine Skolien kauft, für unanständig. In der lyrischen Sammlung dürfen aber Liebes-, Wander- und Trinklieder nicht fehlen. Im Inhalts-Verzeichnis müssen sie so gesichtet sein. Es steht aber mit dem Einen wie mit dem Andern. Ein Franzose hat behauptet: „Wer hat jemals von seiner Poesie gelebt, außer Diejenigen, die daran gestorben sind?" Das ist nicht wahr. Wer von der eigenen Dichtung lebt, stirbt nicht daran.

Von einer solchen nordischen Weinstube will ich nichts wissen. Da sitzen die braven Kommissions-Räte unter den gemalten Sauf-Liedern und unterhalten sich über die Reichskanzler-Frage oder über den Preisfall des Silbers. Dabei fallen mir immer unsere Dichter ein. Sie selbst tauchen mit

ihrer Feder, während sie hinter dem Ofen sitzen, in die Thautropfen und in die Oceane. Gleichwohl sind sie vielleicht niemals so früh aufgestanden, daß sie auf den Blumen noch die bunten Tropfen gesehen hätten, und auf dem Meere sind sie vielleicht auch nicht gefahren. Sie wühlen sich in die Abgründe der Leidenschaften ein und leben friedlich neben einer Gattin aus gutem Hause, die ihnen einiges Vermögen zugebracht hat. Sie geben zu verstehen, daß sie mit der Muse vertrauten Umgang pflegen, und befinden sich doch in der Entfernung eines platonischen Verhältnisses von ihr. Sie besingen die harmonische Herrlichkeit der Griechen, stimmen aber insofern mit dem Philosophen Schopenhauer überein, als dieser in einem Athem die Welt als eine Störung der Ruhe des Nichts, die Milchstraßen als ein Nichts erklärt, und dann wieder an einer anderen Stelle sagt, man habe mit Recht vor einem Menschen, der eine feste Anstellung genieße, mehr Achtung als vor einem, der sein Leben auf freie, selbstbestimmende Thätigkeit baut.

Wenn nur von den Poeten, die da in den stylvollen Trinkstuben ihre Reime anbringen, der eine oder der andere lieben, wandern und trinken müßte!

Wer wird sich denn so lieberlich stellen, wenn man häuslich und brav ist! Es wird an überreizter Romantik ins Leben hineingedichtet, was an Bewegung darin fehlt. Die Weine, die Frauen, die Poeten des Nordens haben etwas Spirituöses. Unwissenheit spricht denen des Südens das größere „Feuer" zu. Nordische Frauen sind zu romantischen Unternehmungen, urplötzlich vom gewohnten Tagesgang sich losreißend, fähig, die denen des Südens nicht einfallen. Nordische Weine verzücken wie Hanfblätter. Von seinen Poeten werden unnahbare Welten erstürmt. Gleichwohl ist der Dunstkreis jener die Küche und das Kränzchen, die Weine aber gedeihen in Zwischenräumen von Dezennien, welche blonden

Essig hervorbringen, und die letzteren denken häufiger an den Hauszins als an fahrende Spielleute. Alles das ist verkünstelte Gegensätzlichkeit.

Im Süden begeistert der Wein, im Norden, oder dort, wo er nur mit Mühe, Not und Kummer, in schwerem Schweiß des Angesichtes, gepflegt und erzeugt werden kann, macht er die Menschen nervös und erregt Ganglien-Paroxysmen. Wer den Dichter will verstehen, muß in des Dichters Lande gehen, und wer den Wein genießen will, dorthin wo die Rebe ohne den Fluch schwerer Arbeit gedeiht, und wo, wenn es an Weinsegen gebricht, die Ursache niemals auf Mangel der Sonnenwärme, sondern auf irgend welche anderen Störungen zurückgeführt werden muß.

Der Himmel, der Äther, die Luft, und was sich sonst noch um den einsamen Zecher herum sich ausbreitet, die Lebensregung, gehört auch dazu.

Wer weiß, ob das, was ich an jenem Tage, überschattet von Feigengeäst vor mir sich bewegen sah, den Weg über die Schwelle einer stylvollen Weinstube gefunden hätte.

In der glücklichen Begleitung von unsichtbaren Gewalten, in der ich mich befand, war der Wille so viel wie Geschehen. Wir befanden uns jetzt auf dem nämlichen Strome, auf welchem die Argonauten das Meer erreichten. Goldgelb blitzt es auf vor mir. Da erblickte ich einen wunderlichen Vorgang. Eben zogen die Argonauten auf der Insel Elektris ihr Schiff ans Land. Lynkeus, der scharfsichtige Genosse der Fahrt, war der Erste, der in den Wassern des Padus, die sich dort, gleichfalls gelb, mit dem Meere vermischen, Bernstein-Stücke, goldgelb, erblickte. Atalanta und Medea, die einzigen Frauen unter den Seefahrern, wären entzückt gewesen, sich damit zu schmücken, wenn sie nicht den gleichen gelben Zierrat am Halse der wilden Weiber gesehen hätten, die am Eingang der Karst-Höhlen wohnen, auf deren nächtlichem Flusse sich damals die Argonauten und jetzt wir selbst befanden.

Darum warfen sie die gelben Stücke in die mit Muscheln beschwerten Netze zurück. Vielleicht auch verschmähten sie das Spielzeug, weil Nestor ihnen gesagt hatte, es sei dieser gelbe Schimmer nichts anderes, als die Thränen der Heliaden.... der Schwestern des Phaëton . . . welche sie weinten, als er vom Sonnenwagen in den Padus stürzte. . . .

Das war aber Alles nur Nebellicht und Blendungsbild. Die helle Stelle im Gesichtsfeld wurde immer deutlicher und es zeigte sich, das es ein Glas voll von bernsteinfarbigem Wein war.

Es war Wein vom Ebner in Leifers, von jener Scholle her, von der aus man im Schatten des mächtigen Celtis-Baumes hinunter schaut in die blaue Dämmerung der Salurner Klause und zu den zackigen Höhen, jenseits welcher in schönem Ebenmaß der Taktbewegung, gleich anakreontischem Lied, die Flut des Garda-Sees gegen den Öl-Strand brandet.

Aber auf der Reise, welche ich mit den Unsichtbaren von jenen fernen Gestaden des Po her machte, winkte eine Lockung als Hindernis. Es waren die durch Feuergewalt aus dem Erdinnern emporgehobenen Euganeischen Hügel. Ehe ich mich es versah, stand ich vor ihnen. Sollen wir nicht dem Hause des Petrarca zu Arqua, wo der gute, linde Weißwein wächst, einen Besuch abstatten? Aber da zischelte es in der Luft und ich vernahm eine Stimme, vermutlich des Chorführers, welche davon abmahnte.

Er hatte Recht. Von allen unaufrichtigen Versschmieden ist dieser der unaufrichtigste gewesen. Seine Liebeslieder gleichen den Weinstuben-Inschriften. Die geträumte Laura war ihm ein Vorwurf zu witzig ausgeklügelten Sonetten. Und was hatten erst wir bei ihm zu suchen, bei ihm, der nur Wasser trank und außer seinen Büchern als einziges Denkmal einen Brunnen von schalem Wasser hinterließ?

Ich sprach den Poeten an und sagte: „Du hast ein Buch über die Verachtung der Welt geschrieben, dir, dem

Verächter alles Creatürlichen, verdanken wir aber auch die drei Canzonen auf die Augen der schönen Laura. Auch hast du den „Triumph der Keuschheit“ geschrieben, und dennoch, so viel allein deine Biographen wissen, zwei Söhne gehabt, deren Mutter zudem an Sprödigkeit im allgemeinen weit hinter deiner Laura zurückblieb.“

Auch dieser Lobpreiser des goldenen Weines, der um sein Haus herum wächst, hat sich, wie der moderne Mensch, der an der Mauer sitzt, an die Humpen Reime angeschrieben stehen, eine doppelte Buchhaltung eingerichtet. Hier Leben, dort Poesie. Er lebt mit den Großen und schreibt Bücher über die Ungerechtigkeit ihrer Vorrechte. Er tadelt die Eitelkeit und sagt selbst von sich, daß man auf ihn wegen seiner Schönheit mit Fingern gezeigt habe. Er wohnt in Rom, Venedig und Padua und schwärmt für die Wildnis der Vaucluse. Er läßt sich auf dem Kapitol krönen und macht Verse, in denen es heißt, daß alles Irdische Tand sei. Wer dem Ideale folgen wollte, dessen Verwirklichung er feiert, der wäre für ihn ein leichtsinniger Mensch. Wer sein Denken und Fühlen, seine Anlage und sein Handeln in Einklang zu bringen trachtet, wer nach einem gesteckten Ziele hin sich auslebt, der ist ihm sicherlich ein bizarrer Thor. Der Sonnenglanz, durch welchen mich die Unsichtbaren trugen, war lauter goldner Schein. Als ich mit einemmal zu dem, was man das Bewußtsein der sogenannten Wirklichkeit nennt, zurückkehrte, sah ich eine Verdichtung oder Verkörperung dieses Blinks von Glas umhüllt, vor mir auf dem Tische. Es war der Wein, welchen die Bozener die „Perle von Tirol“ nennen. Da glänzte sie in jenem grüngoldnen Feuerlicht, dessen Schimmer das Gold annimmt, wenn man es mit Silber zusammenschmelzt, dunkler als Elektron, heller als die Thränen der Heliaden und der Prosecco. Diesen Wein sollte jeder Maler einmal gesehen haben — vom Trinken

will ich nicht reden! Was soll denn das heißen, die Perle von Tirol? Der Schein, der von diesem Weine ausgeht, seine ganze Wesenheit, hat gar nichts mit einer Perle zu schaffen. Auch wieder ein schlechtes Bild, das schlechte Poeten mit ihrem Witz sich unsinnbildlich ausgesonnen haben. Die Perle von Tirol ist ein Trank für Götter — vom Gardasee bis zu den Karpathen wächst nichts Gleiches — wo seid ihr, ihr Andern, ihr Himmlischen, daß ihr mir Zeugniß ablegt?

Aber sie rührten sich nicht und hüllten sich in einen blendenden Schein, daß ich die Augen niederschlug. Wie ich sie öffnete, nahm ich wahr, daß er von schwanken Spiegelgläsern ausging, die über den mit zahllosen Trauben behängten Rebengängen aufgehängt waren, um die Spende des Bacchus vor den Angriffen diebischer Vögel zu schützen.

Ich entfernte mich jetzt aus dieser Welt des Glanzes und der magischen Bewegung.

Als ich den „Buschen" verließ, bemerkte ich am Schaffner, wie an dem alten Herren wieder das verschmitzte Lächeln. Was wußten sie? Was hatten sie gesehen? Kannten sie den Gang der Unsichtbaren? — — —

Der Sonnenglanz (oder vielmehr die in Vergleichung gegen nördliche Länder empfindlichere Wirkung desselben) ist dasjenige, was dem Ankömmling, der die Alpen überschritten hat, hier an der Südabdachung derselben, zunächst auffällt, und zwar zu jeglicher Jahreszeit.

Die Kirchen und Ansiedlungen oben an den Hängen erscheinen als leuchtende Punkte. Hier wird es deutlich, wie beispielsweise unter den Slaven an der Adria, nicht etwa in der bildlichen Sprache der Dichter, sondern in der alltäglichen Ausdrucksweise des Volkes, nicht gesagt wird: „Dort ist dieser oder jener Ort", sondern „Tamo bjeli se ovo mjesto", wobei das Wort bjeli nicht das Adjektivum ist, welches „weiß" bedeutet, sondern ein Zeitwort, welches von diesem Adjektivum

in ähnlicher Weise abgeleitet ist, wie etwa im Deutschen aufblitzen von Blitz, erschrecken von Schreck, erscheinen vom Schein.

Das italienische Zeitwort biancheggiare deckt sich nicht völlig mit jenem bjeli se.

Diese Empfindung des voll ausgegossenen Sonnenglanzes ist der erste und wirksamste Eindruck, den der Süden bietet. Derselbe wiederholt sich nicht nur beim Anblicke der gewohnten Erscheinungen von Mauern irgend welcher Art, sondern überhaupt allenthalben in Berg und Thal. Die körperlich gleichen Erscheinungen der Alpenwelt geben hüben und drüben verschiedene Bilder. Der See, der Wasserfall, der Bergabsturz, die Windungen des schluchtenengen Thales schauen verschieden aus. Das weiß jeder Maler und darum muß er, wenn er zum ersten Mal herüberkommt, sich zunächst mit dieser Besonnung vertraut machen.

Nirgends ist das Gelände mehr mit diesen blendenden Punkten besäet, als drüben, südwestlich von der Stadt, wo die blauen Dolomit-Wände des Penegal und des Roën steil gegen die Porphyr-Abhänge abfallen, auf denen die meilenlangen Frucht- und Trauben-Gärten grünen.

Die Ansiedlungen, Edelsitze und Burgen befinden sich dort, weil ihre Gründer den Fluten des Stromes ausweichen wollten, welcher, in früheren Jahrhunderten noch weit mehr als heute, zeitweilig mit seinen Fluten launisch bald hier, bald dort nach allen Richtungen in den Thalgrund hinausgriff, die Naturschaustücke aber, weil über diesen Hängen die Porphyr- oder Dolomit-Gebirge aufragen mit ihren Schluchten und Gießbächen.

Der Reisende, der auf dem Schienenwege bleibt, gewinnt von allen diesen schönen Dingen kaum eine Ahnung.

Das Gelände dort drüben ist der ächte Sitz jener „Weinherren“, aus deren Kellern sich Ströme des Rebensaftes über das ganze Land und weit über dessen Grenzen hinaus ergießen.

Die Kenner vergangener Zeiten behaupten, daß früher die herrische Wohlhabenheit und Pracht noch bei weitem größer gewesen sei als heute. Mag dem immerhin so sein, so wird man doch sagen müssen, daß der gediegene Prunk der Bauart, die schön geschmiedete Metallarbeit der Balkone, die Gitter und Thorbogen auf ein Wohlleben hinweisen, das in einem Dorfe wohl nur dann gedeihen kann, wenn es über die wertvollste aller Bodenfrüchte, den Wein, und zwar über einen der edelsten Rebensäfte, verfügt.

Man müßte bis in die Gegend zwischen Bingen und Coblenz gehen, um auf dem Lande derartige stattliche Häuser wiederzufinden. Und dennoch sind diese Ansitze hier von ganz anderer Art, als am Rhein-Strom. An jeder Linie, an jedem gemeißelten Stein und, man kann es wohl gestehen, auch an einer gewissen malerischen Verwahrlosung — erkennt man die Nähe Italiens. Dieser Eindruck wird noch erheblich dadurch verstärkt, daß man durch die Thorbögen nicht selten auf mächtige Feigenbäume und über die an den Hängen gelegenen Edelsitze hinweg auf das graugrüne Laub der Oliven schaut. Und noch etwas Anderes ist dort zwischen der Nahe und der Mosel nicht zu sehen, nämlich in der Entfernung weniger Klafter die gewaltig übereinandergethürmten Dolomiten, über welche der Steig in die wundersame Einsiedelei des heiligen Romedius im Nonsberg hinüberführt, in der Entfernung die weißen Hochgipfel mit ihren silberigen Zacken.

Wenn man beispielsweise bei der Haltestelle Margreid die Bahn verläßt und den Dolomiten des westlichen Thalhanges entgegenwandert, so gelangt man zunächst zu einem leise flutenden Rinnsal, in welchem viele Algen und Wasserfäden mit zierlichem Nicken der sanften Bewegung der kleinen Wellen zu folgen scheinen. Es ist der Ausfluß aus dem Kalterner-See, welcher weiter thalabwärts in die Etsch einmündet.

Mit dem Betreten der Gassen von Margreid hat man ein Süd-Tiroler Kulturbild vor sich, welches den Fremdling überrascht. Die Wohlhabenheit dieses gesegneten Erdstriches schaut aus allen Portalen und Erkern.

Sie wird ausschließlich dem Wein verdankt. Einen Unterschied gegen den Rheingau findet man jedoch, außer in dem erwähnten Ausblick in das Hochgebirge, insbesondere auch darin, daß man dort vergeblich sich nach einem Gießbach umschauen würde, der, wie hier, in den auseinander klaffenden Wänden der Dolomite aus finsterer Schlucht hervorbricht, an dessen Ufer in enger Klamm man, um zu den Abstürzen seines oberen Laufes zu gelangen, einen Tunnel durch das Gestein zu brechen genötigt war.

Das Wasser, hell wie Bergkrystall, setzt, indem es aus dem Dunkel der Enge hervortritt, alsbald eine Mühle in Bewegung. Die Knappen derselben genießen hier im Wasserschlunde während des Sommers erwünschte Kühlung, aber auch andere Insassen stellen sich gern im Anhauche dieses großen Felsenbornes ein, um sich hier in den Stunden, in welchen die Fruchtsäfte in die Feigen- und in die Ölbäume steigen, zu erquicken.

Das ist eben, wie erwähnt, auch eine von den Sachen, von welchen sich der Eisenbahnreisende, der aus der Entfernung eine steile Dolomitmauer sieht, nichts träumen läßt. Ueber diesen kühlen Schlund hinauf zieht sich der Steig durch die Felsen, in deren Waldboden reichlich Trüffel gedeihen, und oben öffnet sich der Fernblick auf die glänzenden Türme der Brenta. Wenn man sich herunten über die Rosen in den Gärten freut, in die man durch manchen Thorweg hineinschaut, so kann man dort oben, jenseits des grauen Grates, wo die Buchen stehen, Alpenveilchen und Waldmeister pflücken.

Wir nehmen unseren Weg nunmehr nordwärts nach dem Zauberschlosse Entiklar. Bald gelangen wir zu einem

gemauerten Bildstöckl, auf welchem die vier Apostel abgemalt sind. Die witzigen Leute von Kurtatsch und Tramin sagen, daß diese ehrwürdigen Gestalten dazu da seien, um wandernden Pilgern, die des Weges wallen, anzugeben, wo etwa in den kühlen Kellern von Margreid der feurigste Rebensaft zu finden wäre. In diesem Punkte scheinen sie nicht ganz einig zu sein, denn sie deuten mit ihren Händen nach verschiedenen Richtungen.

Jeder, der in dieser Gegend herumgeht, weiß, daß über die Gärten und kleinen Hügel das verwitterte Mauerwerk alter Burgen ebenso aufragt wie die hohen Berge über die Vorstaffeln, auf denen die weißen Häuser und Heiligtümer stehen. Dort erhebt sich das Weißhorn über dem sagengefeierten Thale, durch welches der „Ecken Ausfahrt“ sich bewegte, hier erheben sich die Mauern des Bollwerkes der Herrn von Riechs, ringsum von den edelsten Reben dieser Gegend umgeben.

Das Bollwerk der Herren von Riechs erhielt später den Namen des Weilers Entiklar, der zu den Füßen des Hügels steht und hieß das Entiklarer Schloß, welcher Name jetzt im Volksmunde auf den stattlichen Turm übergegangen ist, der sich daneben erhebt, und wohl einst das Pfleg- oder Gerichtsgebäude jener Herren von Riechs gewesen war.

Wir vermuten sogleich, daß hier schon in vorgeschichtlicher Zeit der Mensch sich hinter irgend einer Verpfählung oder einem Walle barg. Und in der That zeigt der Besitzer des Turmhofes Fibeln und Spangen, zugespitzte Knochen, Pfeilbruchstücke und Ähnliches, was er nach und nach dem Hügel entnahm.

Er hat aber nicht nur solch Überreste verschollener Zeiten ausgegraben, sondern auch Schwerter und Helme, Bruchstücke von Panzern, Säbeln and anderen Waffen bis auf das Ende des 16. Jahrhunderts herab. Ein Schrein, in dem er das

alles aufbewahrt, kann als ein Auszug aus einer Geräts- schafts- und Waffenkunde, der sich wohl über weit mehr als ein Jahrtausend hin erstreckt, gelten.

Ähnliches aber wird an mehr als einem Orte gesehen und würde es nicht rechtfertigen, von dieser Burg als einer höchst absonderlichen Behausung zu erzählen, wenn nicht der Blick auf den festen Turmhof, welcher vom alten Schlosse den Namen überkommen hat, sofort unsere Gedanken nach einer anderen Richtung hin lenkte. Ein anderer Besitzer hätte, wenn er an eine künstlerische Ausschmückung seiner Burg ging, wohl zunächst geschichtliche Erinnerungen aufgegriffen, die mit ihr zusammenhängen. Jetzt, wo es im Etsch-Lande zu allgemeinem Brauch geworden ist, überall, wo vor vierhundert Jahren irgend ein Reimschmied vorüberzog, Gedächtnismahle anzubringen, hätte er wohl dem Umstande zu Ehren, daß unter den vielen Verließen, in welche Unglück und abenteuerlicher Sinn den bekannten Oswald von Wolkenstein brachte, sich auch der Turmhof befindet, in dessen Kellergewölben er, wie es scheint, auf Veranlassung der von ihm so heiß geliebten und besungenen Sabina, vier Jahre hindurch schmachtete, hier den minnesingenden Pechvogel verewigt. Das war aber dem trefflichen Tiefenthaler zu gewöhnlich. Man sieht an den Wänden der alten Zwingfeste weder Ritter, noch Knappen, noch Lautenschläger, noch einen wandernden Frauenlob.

Weckten die verwitterten Bruchstücke, die er aus dem Hügel grub, eine Neigung, sich mit seinem Vorstellungen den entlegensten Zeitläuften, die irgend welches Denkzeichen hinterlassen haben, zuzuwenden, oder kam die Veranlassung von irgendwo anders her — genug, es ist hier etwas geschehen, was man in Tirol und wohl sonst auch in den Bergländern vergebens suchte — es sind Bilder aus der Vorgeschichte der Erde mit biblischen und späteren Erinnerungen zusammengestellt

und in einer ganz sonderbaren Weise dem Auge des Beschauers dargeboten worden.

Zunächst sieht man, aus einer Thonmasse gebildet, in niedrig erhabener Arbeit, Affen, welche von Baum zu Baum hüpfen. Dann erscheinen Menschen in urvorweltlicher Ausstattung, weiterhin allerlei Parabeln, wie die von den Arbeitern im Weinberg und dem bösen Feind, der Unkraut säet, und Ähnliches.

Das ist aber alles nur die Einleitung zu dem steinernen Museum, welches man erreicht, wenn man sich dem Garten, einem kleinen Wasserfalle und einem nicht minder kleinen Teiche zuwendet. Tiefenthaler ist nicht nur der Herr dieser Cascade, sondern auch der eines ansehnlichen Wasserfalles, der hoch oben an der Dolomitwand herabschäumt. Diese beiden Cascaden verhalten sich zu einander wie etwa das wilde Getriebe eines Stammes aus der Periode der Steinmenschen von Robenhausen zu dem Stillleben dieser Gestalten, die da plötzlich vor uns stehen.

Da ist zunächst die „wilde Fischerin". Es ist, wie alle übrigen Genossen in dieser Bevölkerung des Gartens, der Teichufer und der zwei Inseln, eine steinerne Bildsäule, eine Verkörperung aus jenen Tagen des Erdentraumes, in welchen auf den Gründen, die wir jetzt unser Vaterland nennen, der dickhäutige Tapir und seine schweinsartigen Verwandten durch den Wald streiften, und in welchen der größte Teil jener Tiere, welche jetzt mit dem Menschen und in seinem Dienste leben, noch, kaum gekannt, in der Wildnis umherirrte. Die wilde Fischerin hat einen dicken, platten, breiten Kopf, ihre Augen sind klein, ihr Mund ist groß, sie ist das Pfahlbauweib, wie es uns nicht nur von Gelehrten, sondern auch von Humoristen geschildert worden ist, eine Art von menschlichen Torfschwein.

In ihrer Nachbarschaft fehlen verschiedene der Tiere nicht, die man sich als die Zeitgenossen dieser Dame vorstellen darf,

das Elen, der braune Vielfraß, die Höhlenkatze. Überhaupt ist an diesem Teiche mit Vorliebe, da Tiefenthaler Tuffsteine und verschiedene Breccien zu seiner Verfügung hatte, die ganze Anwohnerschaft auf Höhlen und Grotten eingerichtet. Auf einer Insel treiben sich allerlei Ungeheuer herum, Saurier, Beuteltiere und auch andere Bestien, nach welchen man jedoch in den Handbüchern der Paläontologie vergeblich suchen dürfte. Um es dem Beschauer recht nahezulegen, hat Tiefenthaler an das Wasser hin Eiben gepflanzt, jene unheimlichen Märchenbäume, die mit ihrem dunklen Laub, mit ihrem roten Beeren und mit den wunderbaren Dingen, die man über die Wirkungen ihres Schattens erzählt, sich recht schön in die Stimmung all dieser steinernen Unholde einfügen.

Einige Ungetüme, die sich um das Wasser herumtreiben, sind so groß, daß sie ein Aussehen haben, wie man sich etwa die Meerkuh der sibirischen Küste vorstellen muß, die schon seit dem vorigen Jahrhundert vernichtet ist. Daneben erscheinen aber auch lustige Gestaltungen von Lebewesen unserer Tage, Katzen mit Fischernetzen, Hasen und Eisbären, und auf einer Klippe thront Poseidon, der da seltsamer Weise in ein Gefolge hineinschaut, von welchem er als Herrscher der Meere niemals etwas zu sehen bekommen hat.

Neben dem kleinen Wasserfalle her ist ein Tunnel in das Gestein gesprengt, an dessen Eingange ein Brachycephale, welcher wohl der Bruder der wilden Fischerin sein könnte, Wache hält. Über Alpen gleitet neben ihm leise das Wasser über die Steinwand herab und plätschert in den Teich hinein.

Tiefenthaler wird es niemand erlassen, im Kahn auf die eine der beiden Inseln hinüberzufahren, nicht auf diejenige, auf welcher sich mehrere Wilde um einen ans Land gebrachten Schwertfisch versammelt haben, sondern auf jene, auf welche er seine „Eremitage" gesetzt hat.

Wer in letzterer sitzt, hat eine Schaubühne vor sich, die wohl an bizarren Gegensätzen ihresgleichen sucht. Unmittelbar vor der Insel ist der Teich tiefgrün gefärbt von dem dichten Alpengewirr auf seinem Grund. Hie und da dunkelt etwas auf in diesem Durcheinander von Büscheln und Flocken. Es sind riesige, festgemästete Karpfen, die dort drinnen ein Schlummerdasein führen, an Körperumfang wohl mit manchem der steinernen Fabeltiere oben zu vergleichen. Am Ufer herum stehen all die wilden Leute, Bewohner der Tiefe und Wasserspeier, und weiterhin breitet sich in herrlicher Bläue das Etsch-Land mit seinen Hochgiebeln aus. Im Rücken steigt ein Hang mit Reben an, welcher alle Winde von Nord und Ost abwehrt, so daß dieses sonderbare Stück Erde wohl als einer der mildesten Gründe des sonnigen Landes bezeichnet werden kann.

Indessen hat sich der Schloßherr nicht darauf beschränkt, diese Gestalten am Teiche und auf den Inseln eigenhändig auszumeißeln und zu formen, sondern er hat auch in einer Kemenate seines Turmhofes andere Gesellschaften untergebracht. Es sind dies Tiere, die er selbst gefangen, ausgestopft und in Gruppen vereinigt hat.

Diese Gruppen haben alle, und zwar meist eine satirische Bedeutung. Da ist eine Eule, welche vor einem Geschwornengerichte von Vögeln steht, umgeben von anderen Vögeln, die hinsichtlich ihrer Missethaten als Belastungszeugen auftreten. In einer anderen Gruppe sieht man hohe Herrn, umgeben von verschiedenartigen Tieren, welche Journalisten darstellen. Zu schildern, was in dieser Gruppe vorgeht, will ich unterlassen und den freundlichen Leser auf eigenes Betrachten verweisen.

Kaum aufzuzählen ist die Anzahl all der Schlösser und Burgen, die sich da über Weingelände erheben. Von allen aber ist der alte Turmhof durch seinen Inhalt und durch die Gestalten, die, obwohl aus totem Stein gebildet, seinen Garten

und seine Felsennischen beleben, wohl diejenige, von welcher der Wanderer die dauerhafteste Erinnerung mitnimmt. Wenn man an den Hängen nördlich oder südwestlich nahe an der Stadt herum geht, so begreift man, daß die Bozner auf alle diese Dinge stolz sind, wie auf etwas, was man nicht selbst gemacht hat. Die Selbstliebe der Bozner gilt nicht nur, wie es sonst wohl der Brauch ist, ihrer eigenen freundlichen und wohlhäbigen Stadt, sie überschreitet den herkömmlichen Campanilismus und umfaßt das ganze Thal, den „Boden", der ihm seine herrlichen Weine liefert, vom St.-Magdalener an bis zum Siebeneicher, und der ihn mit den wunderbaren Baumfrüchten beschenkt, die alljährlich, wenn von den Gewölben der Weinlauben herab die blauen Stalaktite hängen, das Entzücken ungezählter Fremdlinge ausmachen. Und nicht bloß die Gäste haben Schönes und Gutes von diesem Lande, sondern in weiter Ferne freut man sich seines Himmels, dessen Sonnenwärme, in saftige Früchte oder in feurigen Wein verdichtet, dorthin getragen wird. Bozen kann im Großen, das von sich sagen, was ein Dichter, der zeitweilig im „Batzenhäusel" einkehrt, diesem (weil er seinen St.-Magdalener den Gästen da und dorthin nachschickt), in sein Album geschrieben hat:

Mancher hat dich schon besungen,
Der bei dir ging ein und aus,
Weithin ist dein Ruf erklungen,
Hochverehrtes Batzenhaus!

Doch von den Poeten allen,
Welche du im Album birgst,
Ist's noch keinem eingefallen,
Daß du auch ins Weite wirkst.

Hoch bedeutsam für die Wertschätzung dieses Geländes ist insbesondere der Spätherbst, die Zeit des „Törkelens" — welche Bezeichnung von dem welschen Wort für Weinpresse

hergenommen ist. Diese Zeit ist dann gekommen, wenn der zerquetschte Saft der Trauben, die jetzt in hohen blauen Hügeln den Raum der Fuhrwerke ausfüllen, auf welchen man sie zur Kelter bringen sieht, halb vergohren und zum Trinken reif sein wird.

Dann pilgern die Fremdlinge hinauf zu den einsam gelegenen Bauerngehöften, um welche herum die besten Trauben des sonnseitigen Gehänges gedeihen. Dort setzt man sich in eine getäfelte Bauernstube, es werden neue Nüsse und Kastanien gebracht und der Tisch mit einem Humpen Wein nach dem andern beschwert. Die Meisten verlieren sich in Erstaunen, wenn sie das, was von ihnen hier geleistet wird, in Vergleichung stellen mit ihren gewöhnlichen Fähigkeiten. Der Grund davon liegt offenbar in der Anregung, welche von der Außerordentlichkeit der Umgebung geboten wird. Herein schaut zu den Fenstern König Laurins Rosengarten im roten Spätabendglanze, glühend wie der Funke der Ampel, welche im „Herrgottswinkel" der Stube unter dem Kreuzbilde brennt. Auch der steile Weg durch die Rebengärten herauf hat das Verlangen gesteigert. Für die Gäste ist Alles so ganz anders als die Umgebungen, unter welchen sie sonst Wein trinken, daß auch die Leistungen andere werden.

Dann kommt erst der Heimweg oder Abstieg, der das Ganze krönt. Die Tage sind kurz, und man ist schon lange in der heimlichen Stube bei der Talgkerze oder bei der einfachen Lampe gesessen. Dem Heimwege über die nächtlichen, holperigen Pfade aber leuchten Laternen oder Kienfakeln. Der Zwischenfälle giebt es da mancherlei.

Man hat Damen, welche an ihren Gesellschaftsabenden gewohnt sind, nur über die neuesten Wandlungen in Dichtung und Musik, über die anmutigen Erfindungen unserer Dramatiker und die hoffnungsreichen Fernblicke, die unsere realistischen Philosophen auf die Zukunft des Menschengeschlechtes gewinnen,

zu konversiren, hier mit Mühe den Irrlichtern der vorgetragenen Törkelelaternen folgen und gern nach Stützpunkten im dichten Epheu, der die Steinwände des Hohlweges überkleidet, haschen gesehen.

Manche dieser Bauernhäuser, wie beispielsweise der berühmte „Kui" über Bozen, haben durch derartige Erinnerungen weithin ihren Ruf durch die deutschen Lande erhalten. Oft wird der Abstieg, mehr unfreiwillig, in höchst überraschender Schnelligkeit bewerkstelligt. Diese Dämmerstunden mit ihren Lichtern, dieses Verweilen in Räumen, welche der Fremdling sonst selten betritt und wo seine Anwesenheit die Hausgenossen in keiner Weise in ihrem Brauche stört, weder in ihrem gemeinschaftlichen Mahle, noch im laut gesprochenen Abendgebete — der Heimweg über die felsigen Platten der Weingartenwege hinab, neben welchen häufig genug die blinden Schüsse der „Saltner" etwaigen Traubendieben die Anwesenheit der Wächter des Eigentums kundgeben — mitunter dazu die Mondscheibe, welche gleich einer ungeheuren Astrallampe auf einem fernen Dolomitzacken aufliegt — alles das gibt ein Bild, wie es wo anders nicht wieder gefunden wird.

Am nächsten Morgen, wenn man wieder seines Weges in die Berge weiterzieht, gleißt es abermals aus den Wolkenbänken um die Gipfel herab, daß die Wellen in den Bächlein der Fruchtgärten aufleuchten und hie und da die Drähte des Telegraphen in den blauen Himmel hinein goldige Linien ziehen, welche uns wie Leitfäden zur Fortsetzung unserer Wanderung nach dem tieferen Süden vorkommen.

Daß die Umgegend von Bozen im Allgemeinen als der wärmste Landstrich gelten muß, in welchem deutsch gesprochen wird, weiß jeder. Es gibt aber hier wieder in Einzelheiten namhafte Abstufungen der Wärmeverhältnisse.

Wenn man beispielsweise im Winter vor einer oberhalb der Straße, die nach Kardaun führt, gelegenen Schenke sitzt

(sie wird durch eine hohe Cypresse weithin gekennzeichnet), so hat man an den vor dem Hause aufgeschlagenen Tischen oft genug Veranlassung, sich einen Schutz gegen die wohlmeinenden Sonnenstrahlen zu wünschen. Zur gleichen Stunde lagert über die Stadt hin ein sonnenflittriger Nebel und der Boden ist dort von Reif bedeckt, zwischen den Fichten von Campenne aber, am Abhange des Kollern-Berges, starrt eine Schneekruste, die unbeweglich bleibt, während wir hier auf gleicher Höhe, einen Kilometer entfernt, uns gerne selbst des Sommerrockes entledigen möchten. Wintergäste seien dahin belehrt, daß dieses von der Cypresse überragte Haus vom Volksmund „Zur schwarzen Katz" genannt wird. Es liegt auf dem Abhange des Ober-Bozner Berges, und gerade um dieses Haus herum wachsen die feurigsten Weine. Und von diesem Hause, oder auch von der ganzen Berglehne aus, überschaut man an solchen Tagen vier oder fünf Wärmezonen, deren Grenzen alle miteinander durch den Neigungs-Winkel gegen die Sonne bedingt werden.

In diesem wärmsten Gelände Germaniens sind die Pfade, die man oberhalb der Grieser-Kirche angelegt hat, wieder die wärmsten. Diese Pfade sind dem Andenken des in Süd-Tirol viel gefeierten Erzherzogs Heinrich gewidmet. Dort gedeihen auf den braunroten Porphyrfelsen auch jene Fackeldisteln, verwilderte Gartenflüchtlinge, mit denen die Lobredner des Bozner Klimas viel Staat machen. Andere werden vielleicht finden, daß sie damit Unrecht haben. Wenn derartige Pflanzen, deren Heimat sich in der Nähe der Wendekreise befindet, hier noch vereinzelt zur Not fortkommen, so hat dies für das Klima nicht viel, und für das Landschaftsbild gar nichts zu bedeuten. Man könnte sogar der Ansicht sein, daß dieses schöne Land in würdigerer Weise verherrlicht würde, wenn man sich an seinen klaren Himmel, seine schneefreien Winter mit ihren sonnigwarmen Mittagsstunden, an den

frühen Lenz und an den früchtebeladenen, goldglänzenden Herbst hielte, statt an die „Palmen" und an die „Orangenhaine", von denen man nicht selten zu hören bekommt. Cacteen dieser Art und anderes ziemlich verkümmertes Zeug, welches auf den Pflanzenwuchs hinweisen soll, der etwa fünfzehn Breitegrade weiter südlich seine wirkliche oder mindestens seine zweite Heimat hat, erinnert ein wenig an manche Wirtshäuser in den Großstädten, die mit ihren Oleander-Kübeln einen Restaurations-Garten markieren.

Jeder Lobspruch, den man einen Lande spendet, muß zu allernächst die Eigenschaft haben: er muß wahr sein. Im anderen Falle bringt er denjenigen, welche sich etwas von ihm erhoffen, mehr Eintrag als Vorteil.

Den erwähnten Anlagen ist es sehr zu statten gekommen, daß sich einmal an der Berghalde dort ein Steinbruch befand. Dadurch sind sie nicht nur zur begleitenden Schutzmauer, sondern zu einer Reihe von Nischen geworden, die sich gegen den Süden hin öffnen, gegen Norden in den Fels hineinspringen, wahren Schilderhäusern gegen jede unsanfte Luftberührung, ein Wärmesammler und Lichtbad, wie ich Ähnliches noch nirgends gesehen habe. Mit vielem Geschicke hat man die Terrassen und Schichten dieses alten Bruches, dessen gelbe Felsenfärbung nach unwillkürlich den Eindruck der Wärme steigert, ausgenützt, um Wege und Rastsitze für Solche, welche diese Sonnenbäder gebrauchen, dort anzubringen.

Wenn man mit Bestimmtheit sagen kann, daß dieser Fleck der wärmste ist im deutschen Süd-Tirol, so läßt er sich wohl auch in Bezug auf den Blick, den er bietet, für den schönsten erklären. Es ist große Pracht dort ausgebreitet. Zur Linken erhebt sich der märchenhafte Rosengarten, vor den Füßen ist das weiße Bozen, das sich mit all seinen Vororten und Anhängseln hier als ansehnliche Stadt übersichtlich ausbreitet, durchzogen von den blitzenden Bergwassern, von

Süden her, wo die Haselburg über die Fichten schaut, haucht der Harzduft der Nadelwälder herüber und zieht sich mit der Etsch der Schienenweg nach all den „Klausen" hinab, welche den Völker-Corridor gegen Italien hin einschnüren, und von Westen stürzt lotrecht wie eine Minerva-Stirn, der Penegal ab, nicht, wie das gleichgestaltete Cap der Circe in das sagenreiche tyrrhenische Meer, sondern in ein grünes Weingelände hineintauchend, wo die Gärten und Wälder von ewig neuer, die vielen Burgen von alter Herrlichkeit erzählen. Schon von Namenklang dieser alten Vesten, von Hohen Eppan und Perdonig, von Englar und Boimont tönt es unseren Ohren wie der Widerhall der Provence, wie die Stimme eines Bernard de Ventadour, eines Bertrand de Born oder des Mönches von Montaudon. Es ist eben ein alter Erfahrungssatz: wo die gestaltende Natur ein Mal in guter Laute war, dort hat sie Alles zusammenhelfen lassen, und unter der Wirkung der nämlichen Sonnenstrahlen, die in einer dürren Wüste das Gift in den Zähnen der Schlangen erzeugen, ist hier Ruhm, Sang und Wein aus dem Boden des schönsten Thales emporgestiegen.

Das Dorf Gries, auf dessen Grunde die Wege sich hinziehen, wurde einmal als eine Örtlichkeit „im Keller" bezeichnet. Gries heißt es wohl von dem Geröll der Talfer, der Keller aber bezieht sich, wie anderswo der „Kasten", auf das Getreide, das als Steuer entrichtet wurde, so hier auf die Steuer an Wein, welche dem Landesfürsten einzuliefern war. Weinselige Poeten, wie deren eine Anzahl seit einigen Jahrzehnten in die Mode gekommen ist, möchten vielleicht hieraus Veranlassung nehmen, bacchischen Festgesang anzustimmen und das ganze Gries als ein Batzenhäusl höherer Ordnung zu feiern.

Immerhin aber kann darauf hingewiesen werden, daß man im Herbste vielleicht nirgends einen solchen Trauben-

reichtum erblickt, als von dieser Stelle aus. Thalhänge und Ebene sind von Reben bedeckt, allenthalben glitzern dann die gleißenden Glas- oder Metallflächen, welche, vom leisen Winde bewegt, die diebische Sippschaft der Vögel zurückscheuchen sollen. Hier ist es auch, wo gegen Ende des Februar oder im März die ersten Blüten der Mandelbäume aufbrechen, weiß wie der Schnee, der König Laurins Rosengarten zudeckt.

An diesen Hang dachte Martin Greif, als er die Verszeilen niederschrieb:

Kaum erblüht ein Mandelbaum,
Da er selbst noch unbelaubt,
Und den Sinn befällt ein Traum,
Daß er an den Frühling glaubt.

Sogar der Kirchhof hat hier eine Lage wie wohl wenige Ruhestätten. Man kann sich da wohl der Ahnung hingeben, daß manchem armen kranken Menschen, der hier Heilung von seinen Siechtum gesucht hat, im Angesichte dieser Welt Gedanken eigener Art überkommen sind von dem tiefinnerlichen Zusammenhange der Schönheit, die ihn hier körperlich greifbar umgiebt, mit jenem Urgrunde der Dinge, aus welchem auch in das geängstigte Gemüt die Hoffnung übergeht, daß solche Schönheit nicht nur einen Schein, sondern auch eine Verheißung in sich berge. — —

Wer an schönen Mittagstunden auf den cyklopischen Pfaden zwischen Rentsch und St. Anton, auf wohlgepflegten Parkwegen zwischen Troyenstein und den erwähnten neu angelegten Pfaden über der Grieser Kirche gegangen ist, den erwärmt die Erinnerung noch nachträglich.

Hoch gerühmt ist oft der Abendglanz des Rosengartens worden. Die Rotglut des einsamen Riffs ist am ergreifendsten, wenn noch Schnee seine Höhe deckt. Er ist dann ein großer, Purpurschein ausstrahlender Leuchtstein.

Dennoch bringt dieser Leuchtstein, seiner verhältnismäßig breitschultrigen Ausweitung wegen, in mancher Hinsicht nicht den Eindruck hervor, wie manche andere weiterhin gegen Norden aufragende schlankere Türme und „Nadeln". Ich will den Wanderer darauf aufmerksam machen, daß ihm, falls er mit dem Eisenbahnzuge zur Stunde der Dämmerung von Brixen gegen Bozen herab durch das Eisack-Thal fährt, mitunter ein Anblick geboten wird, welcher in der That nicht mehr von dieser Welt zu sein scheint. Im Hintergrunde des Thales Afers, welches sich zur Linken gegen den Schienenweg her öffnet, ragen die Geisler- oder Geister-Spitzen. Dies sind schmal zulaufende Türme, emporgestreckten Fingern vergleichbar. Oft brennt die Spitze der höchsten von ihnen im Glühschein, wenn alles Übrige schon in blauem Dunkel daliegt. Dann wird diese Spitze zum Fanal, der ihm, wie an der vorragenden Zunge eines Hafeneinganges das nahende Etsch-Land ankündigt. Rot flammt sein Licht auf — es verheißt ihm, daß er die Schwelle des Landes zu überschreiten im Begriffe steht, in welchem die Rosen, die Granatblüten und der rubinfarbige Wein glühen.

Das merkwürdigste Schaustück bietet den Bozener Gästen jedoch im Ganzen immer der Rosengarten. Das hängt nicht nur mit seiner Höhe, welche die aller anderen Berge der Bozener Gegend übertrifft, zusammen, sondern namentlich mit seinem Farbenspiel.

Im Übrigen ist es eine sehr merkwürdige Sache, sich zu vergegenwärtigen, in welch verschiedener Weise ein und das nämliche Schaustück die Phantasie zweier verschiedener Völker anregt.

Man sieht den Rosengarten nicht nur vom deutschen Etschland, sondern auch drüben vom wälschen Fassa aus, wo sich das Val Vajoletti, vom Rivo Sojal durchrauscht, gegen seine Abstürze hinauf zieht.

Es ist aber nicht nur im körperlichem Sinn (was sich durch die Verschiedenheit des Standortes erklären läßt), sondern auch in übertragener Bedeutung keineswegs die nämliche Erscheinung, die von den Menschen hüben und drüben erblickt und aufgefaßt wird.

Ich habe in einem vor mehreren Jahren von mir veröffentlichten Buche: „Sinnbildliches aus der Alpenwelt", Gedanken niedergelegt, die sich mir gelegentlich in Bezug auf die übersinnliche Bedeutung der Körperwelt ergaben. Dieselben gehen aus der oft aufgestellten und verfochtenen Anschauung hervor, daß alles Irdische ein Gleichnis ist, daß es, anders gesagt, mit seiner Erscheinung in zwei Welten steht, in der einen, in welcher es sich greifbar mehreren oder allen Sinnen offenbart, in der anderen, in welcher es einen Gedanken ausdrückt, der uns eben in dem sinnlichen Erfassen des Gegenstandes als Projektion erschienen ist.

Diesen dort ausgeführten Bemerkungen hätte ich die sonderbare Frage beifügen können: Wie sieht dieser und jener Berg aus? Wer hat mit seiner Schilderung oder Beschreibung desselben recht? Wie kommt es, daß der eine Beschauer diesen, der andere jenen Eindruck davongetragen hat?

Zur Kenntnis des Thatbestandes will ich mich auf zwei Beispiele beschränken, wobei ich voraussetze, daß es dem verehrten Leser ein Leichtes sein wird, dieselben durch ungezählte andere zu ergänzen.

Von Berchtesgaden aus sieht man den Watzmann in jener bekannten Doppelgestalt mit dem dazwischen eingelagerten Schneefeld — in Umrissen, wie sie in der ganzen Alpenwelt nicht wieder vorkommen. Dem Beschauer, der vom Hirschbichl herunterkommt, zeigt er sich vollständig anders, als eine breite Zinne, über die allerhand kleine Türmchen emporragen. Vom Königssee aus betrachtet, thürmt er sich als ein Gestaffel mächtiger Wände hinauf zu einem Felsensaum, dem alle Merkmale eines Gipfels abgehen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Dachstein, ob man ihn von Gosausee oder von Schladning aus betrachtet. Die beiden Felsenriesen aber würden wieder ganz anders ausschauen, ja sich kaum mehr als Berge darstellen, wenn man aus den kühnsten Höhen, die jemals die Luftschifffahrt erreichte, auf sie herabblickte.

In die oben erwähnte Sinnbildlichkeit übertragen, würde das bedeuten, daß Niemand zu sagen vermag, wie es mit einer Erscheinung überhaupt bestellt ist. Solche Behauptungen können sich nur auf diesen oder jenen Standort beziehen. Wird dieser sehr hoch genommen, so verschwinden Wucht und Größe überhaupt und verflachen sich, mit gleichgiltiger Unbedeutendheit zusammenschwimmend, daher schildert einer nicht die Dinge, sondern an den Dingen seinen Standort, und aller Streit und alle Entzweiung der Geister lassen sich am Ende auf diese Wahrheit zurückführen. Das ist eine Lehre aus dem Evangelium der Berge, über welche Mancher als einen kindischen oder selbstverständlichen Satz vielleicht lächeln wird, der aber doch bei näherer Würdigung geeignet erscheint, sehr wichtige Vorgänge unseres Seelenlebens aufzuhellen.

Der nämliche Satz läßt sich von der Feststellung der sinnlichen Eindrücke hinweg auch in das Treiben der Einbildungskraft übertragen. Zwei Völker wohnen am Fuße eines und des nämlichen Berges, von dessen Felsenmauern sie getrennt werden. Die Einbildungskraft des einen Volkes, indem sie sich dem mächtigen Aufbau dieses Gebirges zuwendet, sieht in der Wüste von kahlem Gestein und blendendem Schnee sich Dinge zutragen, die ganz verschieden von denen sind, welche sich das andere Volk ersinnt.

Nicht nur, daß die nämlichen Felsen, welche hier eine trennende Mauer vorstellen, hüben und drüben von den Strahlen des Tagesgestirns zu verschiedenen Stunden getroffen werden, daß also die Beleuchtung der Höhen im Wandel dieser Stunden

nicht die gleiche sein kann, sondern es pflanzt sich auch die Wirkung, die von dem Bild als solchem ausgeht, durch ein verschiedenartiges Medium fort. Völker, die nicht vom gleichen Blute, von der gleichen Anlage sind, werden auch mit ihrer Einbildungskraft hier und dort sich die mächtige Erscheinung eines solchen Gebirges ungleich ausgestalten.

Von Osten her schauen in die Gassen der Stadt Bozen, in das deutsche Etschland, die grauen Riffe des alten Korallenstockes, welchen man den Rosengarten nennt, als ein den Menschen entrücktes, unnahbares Gebiet herab. Wenn die Abendsonne dagegen scheint, so erglühen sie, insbesondere in der klaren Winterluft, in solcher Weise, daß sie die Blicke aller Menschen auf sich ziehen müssen. Der Glutschein ist so seltsam, daß die Metallfarben der Maler unvermögend sind, eine Anschauung davon zu geben. Er ist so stark, daß er von den Gesichtern der Menschen wiederscheint, die in den Gassen der Stadt, über welche sich bereits die Dämmerung legt, herumgehen.

Wer jemals diesen roten Glanz gesehen hat, wundert sich nicht darüber, daß hier die Einbildungkraft frei über den Zwergenkönig Laurin und seinen Rosengarten verfügte, welch letzterer doch niemals hier erblühte, wohl aber zu Worms am Rhein, oder wenn ihn eine spätere Sage nun doch schon in dieses Bergland versetzt haben will, allen Anzeichen nach an jenem warmen mittäglichen Berghang, der sich zwischen Meran und Algund hinzieht. Gleichwohl aber wird man sich gerne überreden lassen, daß die Helden, nachdem sie zu Verona über Theodorich, oder wer immer jener Dietrich von Bern gewesen sein mag, gesprochen hatten, und nur Hildebrand ihm nicht den Preis der Tapferkeit zuerkennen wollte, weil er sich noch niemals mit Zwergen gemessen habe, auf ihrem Zuge zu deren König Laurin nicht bis an den Rhein zu gehen hatten, sondern ihn und seinen Garten schon hier

in der Felsenwildnis antrafen. Denn hier ist eine Wohnstätte der Zwerge, die weit von den Menschen entfernt in Schluchten und Klüftungen hausen.

Hier ist das Gebiet der Steinzwerge und zwischen diesen Abgründen und Wänden erklingt die Zwergensprache, das Eccho. Röten sich noch dazu ihre Behausungen in schier überirdischen Glanze, so steht der zauberhafte Garten des Zwergenkönigs verkörpert vor den Menschen. Wenn demnach die Überlieferung vom sogenannten „großen" Rosengarten diesen am Rhein sucht, welch letzterer dort wie ein Fluß der Unterwelt erscheint, weil Derjenige, der überfährt, dem Ruderknechte Norprecht eine Hand und einen Fuß zurücklassen muß — der „kleine" Rosengarten aber vom Wohnsitze des Königs Laurin in den Tiroler Bergen erzählt, so begreifen wir, warum dieser mit den prächtigen Rosen und funkelnden Edelsteinen hier aufragt in der geisterhaften Wildnis zwischen den Zuflüssen des Eisak und des Avisio.

In den italienischen Thälern, die sich zum Rosengarten emporziehen, heißt derselbe Vajolon. Die warme Lichtflut der sinkenden Sonne erreicht dort die Abstürze nicht, welche der Wälsche von seinen Wohnstätten aus sieht. Das Bild eines Rosengartens konnte schon deßhalb seine Einbildungskraft nicht anreizen.

Dagegen verflocht sich für den Romanen das, was er zu sehen bekam, wenn er dem Fußgestell des Vajolon entgegenstieg, zu Gebilden und Auftritten anderer Art. Auf einer Höhe, auf welcher man im Gebirge nur sehr wenige Wasserbecken mehr findet, zweitausendfünfhundert Meter über dem Meere, ist in bleiche Wände der Antermoja-See eingebettet.

Im Trentino gibt es nur wenige Seen, die annähernd so hoch liegen, etwa um den Adamello herum, auch zwischen Fleims und Primiero. Allenthalben aber hat sich die Sage solcher Gewässer bemächtigt. So hat man den See des

heiligen Julian, der hoch oben im Val Genova nahe an den Eisfeldern liegt, für geeignet gehalten, um diesen Einsiedler und Büßer anzulocken, welcher viele Jahre seines den strengsten Übungen gewidmeten Lebens an seinen einsamen Ufern verbrachte. Wie vor alle solche Hochseen des Trentino, so hat auch hier das Volk seine Staffage angebracht.

In den See von Antermoja, auch Lanza oder Dona genannt, hat sich vor undenklichen Zeiten eine höchst unheimliche Sippschaft geflüchtet. Man hört dieselbe, die aus nichts Anderem als aus Wasserfrauen, bösen Felsenwichten und Klammheulern besteht, noch häufig genug ihr Wesen treiben, insbesondere, wenn Wetter von Westen her über den Vajolon herüberziehen. König Laurin's zauberhaftes Reich starrt drüben in Glut unter dem Abendstrahl, aber sein Leben ist versunken und es gibt Niemanden, der jemals einen seiner Zwerge gesehen, oder dessen Sprache im Geklüft vernommen hätte. Hier aber walten böse Geister und insbesondere Unholdinnen ganz unbekümmert um den Menschen, der sich ohnehin selten genug an jenem Gewässer sehen läßt, in welchem kein Fisch leben kann, und an dessen Ufern kaum eine Blume ihren Kelch erschließt. Das Concilium von Trient, welches nach der Meinung der Menschen an der oberen Sarca alles Gelichter dieser Art in die kalten Wüsten des Val Genova verbannt hat, wo es in Gestalt verschiedener Felsblöcke, von denen jeder mit seinem eigenen Namen versehen worden ist, herumsteht, hat offenbar auf die verfluchten Weiber des Dona-Sees vergessen. Denn diese lassen sich noch immer von Zeit zu Zeit sehen, und ihr Getriebe bekommt der Älpler und Hirt hinlänglich zu verspüren. Ein Klügler möchte leicht auf die Vermutung geraten, daß diese niemals ihre Behausung hier aufgeschlagen hätten, wenn der Vajolon nicht im Westen von Fassa läge, daß dieser Berg vielmehr vielleicht auch ein Rosengarten geworden wäre, dessen Glut noch durch

die Felsenmauern hindurchscheint, wenn er für die Fassaner gleichwie für die Bozener im Osten anfragte und ihnen ihre Abendröte von seinen Steilflächen zurückgäbe. Indessen — mag dem sein wie immer — der Vajolon steht einmal da, und was sich mit ihm zugetragen hat, erinnert mehr an die üppige Gestaltung südländischer Einbildungskraft als an wilde Leute und nordische Reckensage.

Als ein echtes Erzeugnis dieser Kraft — im Gegensatze zu den Zwergen der Deutschen jenseits des Berges, welche als Verkörperungen von Vorgängern in der Natur gedacht sind — erscheint dort die Geschichte von dem eifersüchtigen Ehemann, der unverhofft mitten in wollüstige Auftritte hineingerät und ihnen, ohne es zu wollen und zu ahnen, ein Ende bereitet.

Allerdings erscheint der Vajolon auch in diesen Erzählungen der Italiener als eine Art von Garten. Das ist aber dabei Nebensache. Vielmehr geht die Geschichte darauf hinaus, daß ein junger und schöner Mann von Tag zu Tag ungehaltener über manche ihm unbegreifliche Abwesenheit seiner Gattin wurde. Dieselbe wich allen Fragen aus und wollte durchaus nicht angeben, wo sie die nächtlichen Stunden zubrachte, in denen sie von ihrem neugierigen Eheherrn vermißt wurde. Allein der Fassaner hatte den hartnäckigen Kopf, den man nicht mit Unrecht allen Insassen des Hochgebirges zuschreibt. Er quälte das arme Wesen so lange, bis dieses ihm gestand, daß es sich zur betreffenden Zeit manchmal in sehr lustiger Gesellschaft dort oben in dem Halbkreise aufhalte, welchen man noch heute den Circus des Vajolon nennt. Wer mag es dem Manne verdenken, daß er nun auch seinerseits einmal von der Gesellschaft sein wollte?

Zu diesem Behufe spähte er einmal eine Mitternacht ab, sah, daß die Frau Gemahlin aus einer Blechschachtel, die einer unserer heutigen Konservenbüchsen gleichen mochte, etwas

Fettartiges herausnahm, sich damit einige Teile des Körpers bestrich und alsbald verschwand. Hätte er über die nötigen Kenntnisse verfügt, mit welchen uns erst jetzt unsere Gelehrten nachweisen, daß die Zauberer und Zauberinnen des Mittelalters sich eines gewissen Hanfpräparats bedienten, um sich in visionäre Stimmungen zu versetzen, so hätte er nicht gezweifelt, daß er hier eine Art von Hexensalbe vor sich habe, die hypnotische Wirkung nach einer bestimmten Richtung hin hervorbringt. Er wußte das indessen nicht und hat es auch nicht wissen dürfen, denn sonst hätte sich die Geschichte nicht zutragen können, welche da erzählt wird. Genug — sowie ihm die Frau aus den Augen war, bestrich auch er sich mit der wunderwirkenden Salbe und fuhr alsbald, möglicherweise auf einem Besen, durch die finstere Nacht zum Vajolon hinauf. Er fand dort eine Anzahl von Dämonen männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich herrlich unterhielten, und man kann annehmen, daß es seither, obwohl es jetzt in Fassa treffliche Wirtshäuser gibt, in denen es an Gesang und Fröhlichkeit nicht fehlt, dennoch niemals wieder so lustig hergegangen ist, wie damals. Einen genauen Bericht über das, was die Versammmlung trieb, haben wir nicht, weil kein anderer Christenmensch zugegen war. Doch wird behauptet, daß sie aus lauter wohlerzogenen Dämonen und Teufelinnen bestand, denn es fiel den Anwesenden nicht ein, den Eindringling zur Rede zu stellen oder gar ihn fortzuweisen. Man sieht eben auch hier den Einfluß der lateinischen Gesittung und muß daran denken, daß die Zwerge drüben es wohl anders gemacht, den Ankömmling über Baumwurzeln oder Felstrümmer stolpern gelassen, oder, durch ihre Tarnkappen geschützt, demselben noch schlimmere Dinge anzuthun unternommen hätten.

Endlich, nachdem, wie man annehmen darf, des Tanzens und des Buhlens genug geschehen war, setzte man sich zum

Male nieder — ganz wie in einem vornehmen Palazzo, in welchem nach Mitternacht der Pranzo aufgetragen wird. Auch der treffliche Ehegatte nahm daran Teil. Doch — man weiß nicht, wie es geschah, das Essen wollte ihm nicht munden. Vermutlich hatte er doch nicht tief genug in die Salbenbüchse gegriffen. Er konnte den köstlichen Speisen keinen Geschmack abgewinnen, irgend etwas daran kam ihm nicht richtig vor. Da sagte er leise vor sich einen Spruch hin, den die Fassaner im Munde führen:

Senza sal no ghe saor
Senza Dio no ghe Signor,

was so viel sagen will als: Ohne Salz ist kein Geschmack, ohne Gott ist kein Herr.

Als die Gesellschaft den geweihten Namen hörte, war auf einmal Alles aus, Geister, Dämonen, Gold und Blumen, Weiber waren verschwunden und nichts mehr da, als das schwarze Wasser und nackte Felsen. Es war in der Landschaft eine Verwandlung vorgegangen wie im Gehirn eines Menschen, der aus dem Haschischrausch aufwacht.

So nimmt sich der Rosengarten von der andern Seite aus. Und deshalb kommt es nicht darauf an, wie die Dinge wirklich sind, sondern wie man sie sich zurechtlegt. Vielleicht aber kommt noch einmal einer der vielen Maler, welche uns bereits den Antermoja- oder Dona-See in seiner Gottverlassenheit vor Augen geführt haben, auf den Einfall, ihn uns auch mit der Staffage jener Weiber und höllischen Lebemänner, von unheimlichem Blendwerk übergossen, vorzuführen. — —

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß der Eindruck, welchen das Etschland auf den nordischen Wanderer hervorbringt, sich gegen Ende des Winters als am wirksamsten erweist. Im Vorfrühling findet man während der kurzen Reise Gelegenheit zu so bizarren Landschaftsstudien, wie sie eine andere Jahreszeit nicht bietet.

Der Zug bewegt sich durch die nördlichen Alpenthäler, und sein Insasse findet die gesammte Umgebung in einer winterlichen Ausstattung, welche sicherlich das von ihm vorher entworfene Bild dem Eindrucke nach weit überbietet. Durch die Ritzen zwischen dem Fensterrahmen und der Holzwand stäubt Schnee in der feinsten Pulvergestalt, welche denkbar ist, herein. Bäume und Sträucher sind wollig umwickelt, die Telegraphendrähte gleichen den dicksten Ankertauen. Der blaue See verschwimmt als weiße, vielfach von Hügeln überwehte Fläche mit den bergigen Ufern, an den Tannen, Fichten und Lärchen erkennt man kaum mehr die Baumform. Sein jähes Gefälle hat sogar den Fluß nur zur Not vor der völligen Verdunkelung durch eine Frostdecke geschützt. Nur hier und dort bemerkt man in derselben kleine rundliche Stellen, an welchen sich Wasser bewegt. Vom Ufer an bis weit hinein in die Mulde des Rinnsales deuten eingedrückte und zerbrochene Eisplatten, die auf dem Schotter aufliegen, darauf hin, daß sie einst Wellen waren, die im Hinabgleiten erstarrten und an dieser Stelle liegen bleiben werden, bis ihnen frei gewordene Wellen zu Hilfe kommen und sie auf ihrer Reise nach dem Weltmeere mit sich nehmen.

Wenige Stunden später, nachdem der Reisende das Etsch-Land erreicht hat, erscheint das Bild der Landschaft erheblich verändert. Schon vorher hat der Insasse des wohlgeheizten Wagens an dem Umstande, daß der Teil der Fensterscheiben-Oberfläche, den e., um sich die Umgebung zu beschauen, durch Berührung mit der Hand oder auf sonst irgend eine Weise aufthauen gemacht hat, nicht mehr, wie es dort weiter im Norden immer geschah, nach wenigen Minuten wieder überfriert, das erste Anzeichen milderer Lüfte wahrgenommen. Wohl hängen noch allenthalben in den Falten der Berghänge, an den Felsmauern der Einschnitte des Schienenweges Eisorgeln, aber die Hänge selbst sind nicht mehr weiß, sondern

braun-rötlich, und man muß weit, bis zu den Graten emporschauen, um Schneefelder zu finden. Daß diese Hänge einen angenehmeren Anblick bieten als die Thalumrandungen im winterlichen Kleide des Nordens, wird sich indessen kaum behaupten lassen. Das fahle Gras, die kahlen Abstaffelungen der Weinberge haben eine braun-rötliche Farbentönung, welche sich im helleren Sonnenscheine des Südens allerdings verwunderlich ausnimmt, aber auf nichts weniger als auf den Frühling hindeutet, welchen der Wanderer bereits zu finden vermeinte. Da ist nichts grün, außer die Nadelhölzer, die allenthalben ihr Grün behalten, und die eine oder andere Zierpflanze, wie Evonymus, Myrthe, Steineiche, die im Winter ihre Blätter nicht verlieren und die man den Augen des Fremdlings zu Gefallen vielfach an derartigen Winteraufenthaltsorten angepflanzt, um ihm so gut als möglich über den Eindruck der Enttäuschung hinwegzuhelfen, welchem er sich bei der Ankunft nur allzu gerne hingibt.

Trotzdem nun, daß sich die Luft an beschatteten Stellen fein, trocken, bissig und kalt anfühlt, daß die mit Stroh umwickelten „subtropischen“ Pflanzen, die man dem Reisenden so oft als Paradeversetzstücke des ewigen Frühlings dieser Gegenden vorgeführt hat, im Grunde einen frostigeren Eindruck machen als die in Pelz eingewickelten Menschen, die er zu Hause zurückgelassen hat, wird es dem Wanderer doch nach kurzer Zeit deutlich, daß von ihm in Wirklichkeit die Schwelle einer anderen Zone überschritten worden ist.

Abgesehen von dem auffallenden Licht, dessen bereits mehrfach Erwähnung geschehen ist, welches Licht nicht nur blendend von den Mauern der Häuser ausgeht, sondern auch in sanfterem Schimmer von den lederglatten Blattflächen, der Magnolien- oder Lorbeersträucher abtrieft, fällt insbesondere das fast regelmäßige Fehlen des Schnees auf.

Süd-Tirol wird von den Südwestpassaten wenig berührt, es ist im Winter trockener als die anderen Länder unter dem gleichen Breitegrad. Es hängt dies mit der Gebirgsumrandung zusammen und ist nicht selten erörtert worden. Die Donau-Ebene oder auch das Salzkammergut hat während des Winters unvergleichlich öfter eigentliches Thauwetter als das Etsch-Land, dem seine Wärme selten unmittelbar durch einfallendes atlantisches Wetter, sondern durch die ungehinderte Wirkung der Sonnenstrahlen zugeführt wird. Mag man sich nun immerhin für die weiße Winterpracht begeistern, so viel bleibt sicher, daß Derjenige, welcher auf schneelosem Boden herumgehen kann, freier ist, als der Spaziergänger auf der Frostdecke. Dieser Letztere hängt vom Schneeschaufler ab. An diesen Hängen aber, durch die Pfade dieser Weingüter und Wiesen kann man allenthalben nach eigenem Behagen herumsteigen. Es ist dies namentlich eine Besonderheit der Bozner Gegend, daß der sonnigen Pfade, welche der einsiedlerisch beschauliche Fußgänger liebt, eine ungezählte Auswahl vorhanden sind.

Man hat in der neuesten Zeit eine Vorrichtung erfinden wollen, welche man das „gehende Trottoir" nannte, nämlich eine in fortwährender Bewegung befindliche Holzbahn, auf welche sich der Fußgänger nur zu stellen braucht, um nach einer entlegenen Stelle befördert zu werden. Es steht dahin, ob derlei in Wirklichkeit zu übersetzen sein wird. Was den Bozner Kessel anbelangt, so ist dagegen dort von der Natur selbst eine andere schöne und sehr nützliche Einrichtung thatsächlich beigestellt worden. Wer der Umrandung dieses Thalbeckens von Osten nach Norden und von dort gegen Westen folgt, hat eine begleitende Schutzwand neben sich. Dieselbe erfüllt nicht nur den Zweck, rauhe Winde von ihm abzuhalten, sondern dient an stillen Tagen durch Rückstrahlung der auffallenden Sonnenwärme als Luftheizung.

Schön ist es an diesen Hängen oberhalb Gries nicht minder zur Traubenzeit, im Herbst, wenn man zuschaut, wie die Wolken über dieser sowohl nach der Höhe, als auch nach der Weite hin so mächtig ausgedehnten Landschaft schwebin.

Allerdings bemerkt man auch im Hochsommer nach Regen und Gewittern oben an Bergstirnen gleißende, langgestreckte Inseln von Dünsten, noch mehr aber helle, übereinandergeballte Wolkenhaufen, deren Bewegung es gestattet, daß hier und dort zeitweilig ein Schneefleck oder ein dunkler Zacken durch ihre Zwischenräume hindurch für uns sichtbar wird. Das ist aber etwas ganz Anderes als das graudunstige Gebräu, mit welchem sich der Herbst nicht bloß oben an den Höhenzügen, sondern auch an dem Fußgestell des Gebirges einhängt. Gleich schwimmenden Eisfeldern bewegen sich diese langgestreckten Bänke. Man kann ihnen stundenlang zuschauen, ehe jemand wahrnimmt, daß sie von diesem Gebiete bis zu jenem vorgerückt sind. Mitterweile sind sie wohl auch ganz zerflossen und hängen, in verschiedene Zungen aufgelöst, hier und dort träge bis auf den Thalboden herunter.

Viele Leute halten das alles für einen melancholischen Anblick, ich glaube aber, daß, wer all diese Wanderungen und Wandlungen schärfer ins Auge faßt, sich durch dieselben in der verschiedenartigsten Weise angeregt fühlen wird. Ich hatte noch jedesmal, wenn sich die Gelegenheit bot, einen Städter zu beobachten, der um diese wunderbare Zeit in die weite Welt hinausfuhr, den Eindruck, als ob ihm das keineswegs melancholisch, sondern sehr seltsam und ungewöhnlich vorkäme. Das Spiel bleibt gleich wunderlich um die Fichtenwipfel des Hügellandes wie um die waldigen Steilhänge des Gebirges, in welche ihn der Schienenweg nach und nach hineinbringt. Schon der Farbengegensatz, die Verdunkelung, in welchem der Berg hinter diesen weißen Gebilden sich dem

Auge darstellt, so daß er ganz anders ausschaut als im Sommer, muß den ungewohnten Blick anziehen und reizen.

Am allermerkwürdigsten gestaltet sich das Hereinbrechen dieser Brandung und das Herauftauchen der schwimmenden Inseln, wenn man in die südlichen Thäler kommt, wo die Reben und die Fruchtbäume Thal und Hänge bedecken und die Geisterfrauen des Nordens nichts zu schaffen haben.

Wenn tagtäglich am Abend der Rosengarten glüht, und die fernsten Umrisse von Thaleinbiegungnn wie durch vergrößernde Krystalle hindurch sichtbar sind — wenn alles Weiße längst geschwunden ist, und, wie man es in diesem Jahre seit langer, langer Zeit wieder zum ersten Male wahrnahm, sogar im „Gartl", jener scheinbaren Mulde im Rosengarten, welche in Wirklichkeit die oberste Schutthalde des Vajolet-Thales ist, die herkömmliche Schneekruste fehlt, dann ist es verblüffend, wenn man eines Tages aufwacht und die weißen Rösser der Nebelmännlein, welche den im Norden bereits lagernden Herbst verkünden, über und unter den Graten hinjagen sieht. Unten hängen die tiefblauen Trauben in langen gewölbten Lattengängen, die Wasser plätschern so sommerfroh durch das Gefilde, in welchem sich die Wurzeln der Feigen- und Pfirsichbäume tränken, Blumen, bunt und rot wie die schweren Äpfel, welche den Ast gegen das Wasser herabziehen, stehen noch allenthalben — und über dieser wohlhäbigen Milde und verlockenden Üppigkeit winden sich an den in voller Sommerpracht dastehenden Hängen, dem Mitgardswurm ähnlich, die langen, endlosen Nebenungetüme hin, und oben spielt der Norden seinen Geistertanz, während herunten Alles in süßen Früchten und in der Anhoffnung des neuen Rebensegens schwelgt.

Dieser Gegensatz in den Vorgängen des unteren und des oberen Teiles der Schaubühne ist an solchen Tagen für den Ankömmling eine wirkliche Überraschung.

Eine nicht mindere, jedenfalls aber erfreulichere, wird ihm vielleicht schon der nächste Tag bringen.

Wenn er aufwacht, sieht er den tiefblauen Himmel. Das ganze nordische Spukvolk ist verschwunden. Die weißen Weiber mit den flatternden Mänteln, die bleichen Nebelreiter, die geflügelten Rosse sind alle wieder über die Berge nach Norden zurückgekehrt. Es war nur so ein flüchtiger Auslugritt, den sie unternommen haben, um sich ein Gebiet anzuschauen, in welches sie bald öfter und öfter einzufallen gedenken.

Merkwürdig war es und seltsam — aber Jeder wünscht ihnen glückliche Reise. Jetzt ist auf ein Mal der Sommer wieder da, aber sein Licht scheint blendender, weil die Schatten tiefer sind. Die Trauben in den Rebengängen, die Pfirsiche und Äpfel, die goldig glänzenden Birnen nehmen sich im Sonnenstrahl doch anders aus als im Wiederscheine der bleichen, von oben herab kommenden Nebellichter. Es ist, wie wenn man vorher einen Saal, in welchem viele Prunksachen stehen, hinter Fenstern gesehen hätte, die mit weißer Farbe überzogen sind, und dann wieder hinter Krystallscheiben, durch welche die volle Mittagssonne hereindringt.

Es gibt in allen Ländern der deutschen Alpen nur eine einzige Örtlichkeit, in welcher man beobachten kann, wie die Herbstherrlichkeit nicht bloß von Einheimischen, sondern auch von ungezählten Leuten aus fremden Landen gewürdigt und genossen wird. Diese Örtlichkeit ist das Etschland. Es gibt keine deutsche Mundart, die man nicht vernimmt, wenn man in diesen Tagen an den Bretterständen der Obstverkäuferinnen zu Bozen vorbeigeht oder irgend eine der Weinschenken betritt, wie man sie nur in diesem Lande findet, das seinesgleichen nicht hat.

Wer ein Menschenfreund ist, der möchte Allen, welche unter ihrer Arbeitslast seufzen oder denen es um ihre Gesundheit bange, wünschen, daß in ihre Klause ein Anhauch herein-

dränge von der Luft, die über diesen Fruchtgärten schwebt, die von all den Zieraten, welche an den Zweigen hängen, ausgeatmet wird, die von den Fichtenwäldern herabkommt, ja auch von der, die von den umnebelten Höhen niederströmt. Die Kraft des sich hinneigenden Jahres will sich noch ein Mal ausbreiten zugleich in Sonnenglanz und in süßem Atem, in Verschwendung von Freude an die Menschen und in der Neigung eines Füllhorns, aus welchem es die Mahnung an ein gutes Angedenken und einer Urne, aus welcher es alle Lebenssäfte ausschüttet.

Alles das wird in seiner Wirkung durch Gegensätze gehoben, wie sie in anderen Jahreszeiten nicht vorkommen. Gestern war einer jener Tage, an welchen der Zeiger der Zeitenuhr urplötzlich um ein weites Stück vorausgerückt erschien. Fröstelnd versammelten sich in der Gaststube, die schon wenige Stunden nach Mittag durch die schweren Wolkenzüge so verdunkelt war, daß die winterlichen Lichter angezündet wurden, die Fremdlinge und jammerten über den frühzeitigen Einbruch des Winters, den sie leibhaftig in das Thal herabsteigen zu sehen glaubten. Da kommen die Wettermäntel zum Vorscheine, über deren Auftauchen man vorgestern gelacht hätte. Und am nächsten Tage zeigt sich, daß alles nur ein Spiel war, und noch dazu ein wohlthätiges, weil es dem Glanze der Sonne und der Früchte, der alsbald wieder zum Vorscheine kommt, nachträglich als ein Hintergrund erscheint wie der graue Himmel den Regenbogen.

Wer im Herbst umgekehrt von Bozen aus über den Brenner nach Norden, geht der sieht an mancher Örtlichkeit die gleichen Farben in verschiedener Gestaltung. Im Süden waren die Äpfel und Pfirsiche rot, die von den Bäumen hängen, deren tiefes Sommergrün sich noch nicht in der leisesten Farbentönung verändert hat. Da draußen aber ist das Laub der Buchen, Ahorne und anderer Bäume rot, von

welchen die Waldhänge bedeckt werden. Und oben auf den baumlosen Kuppen haben dort die Alpenmatten jene Färbung angenommen, welche mit einer wenig anmutenden, aber um so zutreffenderen Vergleichung als „fuchsig" bezeichnet wird. Und die Wasser, gegen welche dort in Wölbungen die Trauben herabhängen, tragen hier die roten Blätter hinab, die der allmorgentliche Bergwind, in welchem die Kälte von den bereiften Höhen zur Tiefe abfließt, in sie hineinwirft.

Das alles ist im Sommer oder im Winter in so geringer Entfernung keineswegs in gleicher Gegensätzlichkeit neben einander. Es scheint mit dem Alter des Jahres zu sein wie mit dem Alter des Menschen. Je höher dasselbe anwächst, desto mehr vertieft es die Verschiedenheiten, welche zwischen den Landschaften wie zwischen den Anlagen der einzelnen Menschen bestehe. In der Reife des Alters unterscheidet sich Alles mehr von einander als in der anmutigen Jugend oder in der Hinfälligkeit des erstarrenden Greisentums.

Trotz aller Herbstherrlichkeit aber halte ich es in Bezug auf den Genuß, welchen dem Naturfreunde und auch dem Erholungssuchenden das Etschland bieten kann, doch mehr mit dem Frühling. Wer im Herbst hier ist, der nimmt sich einen Sack voll Sonnenschein mit in die winterliche Trübung. Wer aber im Frühjahr hieher kommt, der schüttelt die Stubenluft aus seinen Gewändern und atmet auf, wie wenn er einem Gefängnis, hinter dessen Gittern er bleich und blutarm geworden ist, entronnen wäre.

Einen poetischen Auszug aus dem Wesen dieser Frühlingsnatur kann man kaum besser darstellen, als es Martin Greif in seinem kleinen Gedichte „Frühling im Trentino" gethan hat. Es ist und bleibt ein merkwürdiges Schaustück, wie da „zu ebener Erde und im oberen Stock", auf dem Berge und im Thal, Lenz und Winter neben einander, das heißt in einem lotrechten Nebeneinander wohnen. Und der Winter,

der sich noch dort oben auf den mächtigen Bergen hält, hat gar nichts von der griesgrämigen Miene, mit deren Erinnerung uns das Bild der eben durchlebten nordischen Jahreszeit belastet. Die Sonne steht schon hoch, es ist ein südliches Land, und darum ist der Glanz und die Pracht groß, gesteigert noch durch den Hintergrund des tiefblauen Himmels. So ein südlicher Schneeglanz unter der Frühlingssonne hat etwas an sich, was uns die Frostdecke schier wie einen neuen, bis jetzt von uns nicht gekannten Körper erscheinen läßt. Vielleicht nur im Farbengegensatze dazu, oder auch wegen der kräftigeren Wirksamkeit des Lichtes, will uns die Blüte des Pfirsichbaumes und das Saftgrün der Wiesen unten greller erscheinen, als es uns so und so viele Wochen später daheim in unseren Gärten vorkommt. Das Bergvolk nennt die rotrandige Narzisse (Narcissus poeticus) den Josefstab. Es trifft sich, daß sie in den Tagen blüht, in welche das Gedächtnisfest des Heiligen fällt. Man könnte sie wegen ihrer hellroten, von dem schneeweißen Blumenstern umgebenen Nektarhülle wohl als ein Sinnbild der Landschaft selbst hinstellen: der weiße Kranz um das aufleuchtende Leben.

Ein richtiger Vorfrühlingstag an den Hängen von Bozen zeigt uns Gegensätze, die man in den rauheren Gegenden der Alpen erst zu viel späterer Zeit und in ganz anderer Weise vorfindet. Wie schön ist zum Beispiel die Farbenabstufung zwischen dem hochsprossenden Gras und dem dunklen Laub des Ölbaumes, dessen Grün, welches uns noch vor wenigen Wochen so sehr erfreute, uns jetzt, verglichen mit dem Jugendtrieb, schier verschlissen vorkommen will. Und doch ist der Wipfel des Ölbaumes wieder licht im Verhältnis zur Cypresse, die als Wahrzeichen neben alten Heiligtümern und heiteren Landhäusern steht. Dann wieder die Stockknospe, die aus dem alten Olivenklotz hervorbricht, die Schößlinge der Maulbeerbäume, gelb wie die hochstengelige Wolfsmilch,

auf deren Dolden der grelle Mittagsschein liegt — das Schilf am Flußrand dort, von welchem die einen Schäfte schon licht sind wie das Gras, die anderen noch winterdürr, die weißgesprenkelte Mauer des Schlehdorn, die Pfirsichblüte, die hier und dort stätig gleich einer weißroten Weingeistflamme sich über kahles Geäst erhebt. Dazu die Lebhaftigkeit der Wasser, die jetzt ins Gartenland herabkommen. Ihr Schaum senkt sich so weiß über die Felswände, wie es jetzt die Magnolien sind, die blütenbedeckt gleich weißen Hügeln über die Gartenmauern emporragen.

Dieser Frühlingstrieb, der sich auf das Gemüt des Menschen überträgt, ist gewiß keine Erfindung der Lyriker, Italia-süchtiger Schwärmer und selbstzufriedener Wandervögel. Wir haben unter den mancherlei Arten von falschem Natur-Enthusiasmus, dem man in so vielen Büchern und Zeitschriften begegnet, eine ganz eigene Spezies, die mitunter sogar schon Schaden angestiftet hat. Es sind dies diejenigen welche „dem Frühling entgegenreisen" und bereits von ihrem ersten Morgenquartier aus nach Hause schreiben, daß sie dort „schon Alles grün" gesehen haben, während aus der leibhaftigen Wirklichkeit eigentlich nur der blaue Dunst, der über den Bergen lagert, sich auf ihre mitteilsame Feder herabgesenkt hat.

Es ist bezeichnend, daß sich von allen blattfälligen Bäumen jener am ersten mit frischem Grün schmückt, dessen Erscheinen überhaupt demjenigen, der von Norden herkommt, vor Allem auffällt. Eines der ersten Anzeichen des südlichen Landes ist die Häufigkeit und Größe drr Trauerweiden; man sieht sie längs der Straßen an Mauern, an Hütten, in Gärten, an Flußwegen, längs der Bachufer. Gerade diese sind es, welche der erste grüne Schimmer anfliegt, und gerade der Baum, den man mit Gram und Mißmut in Verbindung gebracht hat, weist, allen übrigen voran, auf die bevorstehende

Frühlingsfreude hin. Besonders anmutig nehmen sich diese Bäume an den raschen Wassern aus, deren Wellenbewegung sie mit ihren geschmeidigen Zweigen, die sich mit jedem Hauche rühren, folgen zu wollen scheinen. Dieses und der leise Regen der Mandelblüten, welche ein schwaches Lüftchen auf den Boden herabweht, sind es ächte Wahrzeichen des Bozner Vorfrühlings.

Bei der Beurteilung des Etschländischen Winterklimas darf man sich sehr wenig um die Ziffern der meteorologischen Tabellen kümmern.

Ich will hier, weil ich das Sachverhältnis nicht besser klar zu machen vermag, einige Sätze wiederholen, die ich in einem anderen meiner Bücher niedergelegt habe:

„Keine Gegend unseres Erdteiles ist gegen die lauen und trüben Südwestströmungen der Luft so verschanzt wie das Etschland, der Süd-Abhang der rhätisch-norischen Alpen. In der Richtung hin, in welcher vom Weltmeer die warmen Zuflüsse (hier insgemein Scirocco genannt, obwohl dieser ein ganz anderer Wind ist) kommen, verbarrikadiren die Sulzberger, Veltliner, Bergamasker, Penninischen, Grajischen und Cottischen Alpen diese Thäler.

„Nun gestaltet sich das Verhältnis so. Wenn die Wirkung der Sonne während der Mittagsstunden — und in diesen kann sie in Südtirol, auf der Breite von Lyon und Genf, keine unbeträchtliche mehr sein — eine ungeschwächte bleiben soll, so wird sie es am meisten dort sein, wo die wenigsten Dünste den Himmel durchziehen. Dies ist aber hier ganz besonders der Fall. Auf der einen Seite hinlänglich nordisch, um Nächten den winterlichen Charakter zu belassen, liegen die Thäler doch weit genug gegen Mittag, um das Sonnenlicht wirksamer zu empfinden, als die Gegenden nördlich der Alpen. Vollständige Reinheit und vielleicht übermäßige Trockenheit der Luft begünstigen das Pfeilspiel der Strahlen des Helios.

„Aus diesen Gründen gibt es keine Gegend, für deren Winter die Angabe der sogenannten „mittleren Temperatur“ bedeutungsloser ist, als für diesen Südabhang des mittleren Alpenwalles. Während die Sonne über einem Grunde aufgeht, der auch schon durch Ausstrahlung während der Nacht, eben dieser reinen, trockenen mit keinerlei Dünsten versetzten Luft halber, sehr viel Wärme verloren hat, dessen Oberfläche zur Steinhärte zusammengefroren ist, erwärmt sie ihn in den ersten Nachmittagsstunden bis zu zwanzig und mehr Grad Reaumur. Was für ein Bild des Klimas müßte sich da ergeben, wenn man die Wärmegrade der Tag und Nachtstunden zusammenzählte und alsdann durch 24 teilte!

„Es rechtfertigt sich das Paradoxon: Wenn es auf solchen Breitegrad sonnenwarm werden soll, so muß es kalt sein. Wärme, laue Strömungen, bringen Dünste — die Dünste hindern die Besonnung. Da nun in unserem Erdteil Dünste vornehmlich durch West- oder Südwestwinde vorgeschoben werden, letztere aber aus den angeführten Gründen die Gegend selten berühren, so ergibt sich Klarheit der Luft, aber auch Abwesenheit jener feuchten Wärme, die so oft selbst im norddeutschen Tiefland die Winter trübt, aber mildert.

„Im Etschland befindet man sich auf dem sechsundvierzigsten Grad nördlicher Breite. Wenn bei der Stellung, welcher auf dieser Breite die Sonne einnimmt, bei dem verhältnismäßig niedrigen Bogen der Ekliptik während der Wintermonate, diese letzteren eine durchweg verhältnismäßig milde Temperatur haben sollten, so könnte dies nur durch anderweitige Einflüsse geschehen, nicht durch diejenigen, die unmittelbar mit der „Besonnung“, der Heliosis, zusammenhängen. Auf diesem Breitegrade ist klarer Himmel und Besonnung zu gewissen Stunden des Tages während des Winters an die Bedingung verhältnismäßiger Kälte in anderen Stunden geknüpft. Wenn wir es

hier so lau haben wollten, als die Kanalinseln oder die Südküste der Bretagne, die durch die Dampfheizung des Golfstromes erwärmt werden, so müßten wir deren Trübung mit in den Kauf nehmen."

Wenn man eine „Sonnenschein-Karte" von Europa herausgäbe, so würde das Etschland aus dem angeführten Gründen zweifellos eine der größten Licht-Oasen darstellen. Dieses Verhältnis wird häufig genug übersehen.

Ich will nun, weil man im Gegensatze zum Etschland, dessen Winterwetter sich in einer fast beispiellosen Weise durch Stätigkeit kennzeichnet, einen Blick auf die Winter-Erscheinungen der Riviera beifügen, die man so oft in ganz ungeeigneter Weise zur Vergleichung heranzieht. Man wird auch aus dieser Vergleichung bemerken, da „Süden" und „Süden" sehr verschiedene Dinge sind.

Der Winter der Riviera ist von derselben Art, wie wir uns das Wesen der Südländer vorstellen. Er gleißt und lächelt, aber wir kennen ihn bald als unzuverlässig und trügerisch. Wie schmeichelnde Blicke schauen uns manche Blumenkelche an, denen wir unverhofft begegnen. Am hellen Mittag gaukelt uns nicht selten irgend welch goldiger Schmetterling den Frühling vor, nicht einen geträumten, sondern den wirklichen, wie er da um uns herum glänzt und grünt. Aber Alles das hält nicht Stand.

Am nächsten Morgen werfen die grünen Blätter von ihrer glattledernen Oberfläche nicht mehr das Sonnenlicht zurück — sie scheinen ergraut unter dem dunklen Himmel, wenn sie nicht gar mit Schneestaub bedeckt sind. Der bunte Falter ist verschwunden. Alles das gleicht einem Menschen, welcher einen Ankömmling, den der Zufall in seine Gesellschaft führt, mit einer verblüffenden Liebenswürdigkeit aufnimmt und ihm am nächsten Tage nicht viel anders entgegenkommt, als hätte er ihn nie gesehen. Solche Naturlaunen bieten oft

eine recht unerwünschte Begleitung zu dem Spiel von Stimmungen, welche sich in dem einsamen Menschen ablösen. Ist er empfindsam, wie es meist Diejenigen sind, denen es an dauerhafter Gesundheit gebricht, so vergrößert sich sein Heimweh nach dem treuen Norden, in welchem die starken Tannen geduldig die Schneelast tragen, die ihnen der Winter auferlegt und ruhig darunter fortgrünen, ohne an ihrem Lebenssaft und an ihrer Stärke Einbuße zu erleiden.

Hat jedoch der Mensch hinlänglich Kraft des Widerstandes, um solche Stimmungen fernzuhalten, so steigert sich in ihm die Fähigkeit von allen Erscheinungen dankbar das hinzunehmen, was die flüchtige Stunde bringt, und den Gedanken an das, was etwa noch kommen wird, zu verscheuchen. Heute duften die goldenen Primeln am Spiegel des Meeres, sanft lispeln die Wellen an dem nämlichen Felsgestade, von dessen zersägtem Geklipp es wohl deutlich gemacht wird, wie sie es zu anderer Zeit behandeln, und nur aus dem fernen Soracte schimmert der Schnee. Sogar dieser kann als lichte Frühlingswolke gelten. Wie mag es morgen sein? Lassen wir das. Lehrt uns der Norden Beständigkeit, so können wir vom Süden, wie von seinen Dichtern im Winter das Festhalten des Augenblicks lernen.

Die Stätigkeit des Wetters im Etschlande dagegen, das Heraufkommen der Sonne zur bestimmten Zeit über bestimmte Gipfel, die Wahrscheinlichkeit, fast Gewißheit, daß auf den hellen Morgen ein strahlender Mittag und ein farbenglühender Abend folgt, gibt auch den armen Wintergästen, deren Gemüt durch Leiden verdüstert ist, zweifellos mehr Trost, als die launenhaftere Witterung des Mittelmeer-Beckens. Für denjenigen, der krank und fern von seiner Heimat ist, dünkt mir der Sonnenschein, welcher dieser nördlicheren Gegend treu bleibt, wie ein freundlicher Zuspruch.

Vielleicht in keiner Lage des Daseins verspürt man so

viel Wechselwirkung zwischen den Vorgängen in der Gemütswelt des Menschen und denen in der äußeren Natur. Der Zustand eines solchen Verbannten gleicht den Eigenschaften des südlichen Winters. Draußen lagert an einem Tage finstere Sciroccoschwüle und Alles ist verdüstert, wie es kaum die nordischen Nebel über ihren Schneeflächen vermögen. Unheimlich leuchtet von Zeit zu Zeit am fernen Gesichtskreis ein Blitz auf, gleich einer bösen Ahnung, schwarz und wild schlägt in hohlen Tönen das Meer an das starre Felsenufer. Und am nächsten Morgen ist die ganze Welt in lichtblauen, seligen Glanz aufgelöst, die grünen Sträucher und Bäume des Gartens entsenden, von der warmen Sonne beschienen, den Duft ihrer flüchtigen Öle, Frauen gehen in leichten, bunten Gewändern an blühenden Rosmarin- und Rosenhecken vorüber, die Brust erquickt sich am warmfeuchten Hauch, der über das Salzwasser herkommt, Alles atmet Frühlingshoffnung und Leben.

Wenige Tage später reißt ein kalter Wind die letzten dürren Blätter von den wenigen Bäumen, von denen dieselben überhaupt im Winter abfallen, die flachen Mulden zwischen den Felsblöcken des Ufers, in welche das Wasser der Brandung hineingeschlagen hat, bedecken sich mit Eis, die hungernden Möven picken im flachen Wasser zwischen den Anschwemmseln herum, Flocken durchtanzen die Luft — ein eisiges Gefühl von Enttäuschung ist über das Land und die Menschen gekommen.

Die Freudenzeit um die Weihnacht herum wird da am meisten verdüstert. Fremdartig, wie sich der Tannenbaum zwischen den Gewächsen dieser Ufer ausnimmt, sieht sich hier der Einsame unter Fremden.

Der berühmte Meteorolog Julius Hann hat mehrfach darauf hingewiesen, daß das Küstenklima, dessen Grenze im allgemeinen sich in nächster Nähe des Nordrandes des Mittel-

meer-Adria-Beckens hält, durch das Etschthal zungen- oder halbinselartig sich in eine andere klimatische Zone verschiebt. Das Etschthal erfreut sich einer außerordentlichen klimatischen Begünstigung nicht nur gegenüber dem südlichen Kärnten und Krain, die mit ihm auf gleicher Breite liegen, sondern selbst gegenüber der oberitalienischen Ebene. Es stellt eine südliche klimatische Oase dar, nach Westen, Norden und Osten durch die gewaltigsten Gebirgsstöcke der Ostalpen allseitig gedeckt, und nur nach Süden hin offen.

Im Etschthale haben wir das auffallendste Beispiel, von welchem Einfluß der Aufbau des Gebirges auf das örtliche Klima sein kann. Der Frühling zieht in der Gegend von Bozen viel früher ein, als in der italienischen Ebene. Das mittlere Etschthal ist die einzige Gegend in Österreich-Ungarn, wo fern vom Meere die mittlere Temperatur des kältesten Monats nicht unter den Gefrierpunkt sinkt. Auch in botanischer Beziehung erscheint Bozen als ein Vorposten des Mittelmeerklimas. Hier erscheint die Mediterranflora so weit gegen Norden in das Gebiet der sogenannten „pontischen" Flora vorgeschoben, wie sonst nirgends. Etwas Ähnliches findet man nur noch in der Umgegend von Görz, wo die Nähe des Meeres den Winter noch erheblich milder macht. Die Wirkung des Mediterranklimas, die sich in Südtirol bis so weit in die Alpen hinauf erstreckt, überspringt die italienische Ebene und legt im Etschland den Charakter der Veränderlichkeit und verhältnismäßigen Feuchtigkeit ab, welcher ihm am Rande des Meeres selbst zukommt.

Man hat in jüngster Zeit den Scherz gemacht, Jemanden auf die Frage, ob er schon in Italien gewesen sei, verwundert antworten zu lassen, wie man ihn derlei fragen könne, nachdem man doch wisse, daß er noch ledig sei. Die Bedeutung dieses Scherzes wird vielleicht dem Beobachter erst dann klar, wenn er in diesen Tagen einen Waggon der Brennerbahn

betritt. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die Hälfte der darin Befindlichen sich aus Hochzeitspaaren zusammensetzt. Und, wenn schon doch einmal die im Übrigen nichts weniger als unanfechtbare Sitte der Hochzeitsreisen befolgt werden soll, so läßt sich allerdings kaum etwa hiezu Geeigneteres, was Zeit und Örtlichkeit anbelangt, ausdenken, als die Verknüpfung des Frühlings mit Italien.

Wenn man vom Brenner gegen Süden hinabfährt, enthüllt sich ein Wunder des liebevollen Frühlings nach dem anderen. Die Welt wird mit jeder zurückgelegten Meile schöner, und das ist gerade die Stimmung, die man beim Antritt der gemeinschaftlichen Lebensreise mitbringen soll. Des Morgens, wenn die Sonne über der östlichen Berghalde steht, zittert Regenbogenschein über den vielen kleinen Wasserfällen, die zwischen dem Brenner und dem Pflerschthal die Augen der Reisenden anziehen.

Das ist schon die richtige Einleitung. Dann nimmt der so rasch Vorübereilende wahr, daß die nämlichen Bäume, die er hier oben noch kahl gesehen hat, ein anderes Aussehen annehmen, je weiter er mit dem Flusse gegen Süden vorrückt. Die Lärchen, welche im Pflersch noch rotbraun dastehen, überfliegt ein lichtgrüner Schimmer, wenn man sich Brixen nähert. Weiter unten haben sie bereits den vollen Frühlingsstaat angezogen. Die Kirschbäume, bei welchen im mittleren Eisackthale erst an den Spitzen der Knospen es hie und da weißlich hervorbricht, sind auf dem Bozener Boden über und über mit den geöffneten Blüten bedeckt, und es hat sich auch bereits ihr Laub dort in sommerlicher Üppigkeit entfaltet. Wie Weingeistflammen hebt sich die Pfirsichblüte von den Rebenhügeln ab — und der Sonnenschein über all dem scheint immer glänzender und glänzender zu werden. Und der Fluß selbst, der dort oben noch hie und da unter einer Schneekruste dahinrauschte, wird jetzt immer lebendiger, von

allen Seiten kommt ihm Bewegung und Antrieb zu, die Wellen werden ungestümer, die Schaumtraufen fliegen in die gleißende Luft hinauf. So ist das Alles ein Bild, wie es für Menschen, welche glücklich zu werden hoffen, nicht schöner zusammengestellt sein kann.

Um ein Gegenstück gegen diese sonnigen Ausblicke beizubringen, will ich die Gegend unter der Mendel und dem Rhön, die Gefielde von Tramin und Margreid, der Abwechslung zu Liebe auch einmal in einer Beleuchtung vorführen, wie sie vor einigen Jahren ein Wintertag bot, welcher als der kälteste seit vier Jahrzehnten in den Aufschreibungen der Wetterbeobachter geschrieben steht.

Ich glaube, daß diese warme Gegend noch niemals dargestellt worden ist, wie sie unter so außerordentlichen Umständen aussieht.

War mir, der ich unzählige Male durch ihre Rebengärten geschritten und in luftigen Hallen mich des Weinduftes gefreut hatte, doch selbst alles neu. Wo sonst über den Tümpeln der Etschufer die schwüle Luft zitterte, dort stieg jetzt Nebel aus dem wärmeren Wasser in den Frosttag empor. Die Fluten der Etsch waren von einem zweiten Strome, einer ungeheuerlichen schneeweißen Dunstschlange, verfolgt.

Auch über dem trockenen Lande lagerte überall dort Nebel, wo es sich im Schattenkegel der östlichen Gebirge befand. Wohin jedoch die Sonnenstrahlen Zugang fanden, dort blitzte es in Prismen von den Zweigen, daß man die Augen abwenden mußte. Die Wälschen, die auf der frostknarrenden Straße zur Eisenbahn eilen mit ihren aus Stroh, Bast oder Weiden geflochtenen Drahttaschen, bringen kaum ihr „buon giorno“ oder „padron“ über die blau gefrorenen Lippen. Auer schaut aus, als ob es von einem Zeltlager umgeben wäre. Es sind dies aufgeschichtete Haufen von Binsen, mit Schnee überdeckt. Andere Binsen, vor Monaten von den

Wagen, von denen sie heimgebracht werden sollten, durch das Geäst der Maulbeerbäume an der Straße abgestreift, bilden jetzt von einem Baum zum anderen milchweiße Schnüre und Behänge.

Alsbald gelangte ich zur Überfuhr an der Etsch, wo die schwimmenden Eisschollen an die breite Fähre stießen. Während diese am Seile über den Strom glitt, und das Eis knirschend gegen sie anprallte, bewunderte ich den Anblick der blauen wälschen Berge, wie ihn der Brückenbogen ausschneidet.

„Ihr kennt doch", frug ich den Fährmann, „die Hölle zu Tramin. Besteht sie noch, oder ist sie verlassen?"

„Freilich besteht sie noch," entgegnete der Mann. „Und vor nicht langer Zeit mußte Einer daran glauben. Da kommt vom anderen Ufer herüber ein Webergeselle, der sich einen Tragkorb voll von Krautköpfen zusammengebettelt hatte, auf diese Fähre und will überfahren. Unterwegs spricht er mich an: „Heute wäre gut sterben," sagte er, „heute ist die Hölle gesperrt." Wieso, frug ich? Und er erzählt, daß heute, ich weiß nicht mehr warum, das Höllen-Wirtshaus geschlossen war. Wie wir drüben anlegen, macht er, weinbenebelt wie er war, einen falschen Schritt und fällt ins tiefe Wasser. Am nächsten Tage haben sie ihn unten bei Salurn herausgezogen.

Um das zu verstehen, muß man wissen, daß die „Hölle" im weinreichen Tramin eine Schenke ist, in welcher ich oft genug gerastet.

Die Kälte und der Frühhunger veranlaßten mich zu der Frage nach dem lustigen Hause mit dem unheimlichen Namen.

Jetzt gelangte ich aus den Schatten, welche hier und dort noch vom östlichen Gebirge her die eine Hälfte des Thales überlagerten, ins Sonnenlicht. Damit nahm der Schnee mehr und mehr ab. Sollte aber Jemand glauben, daß er deutlicher sieht, wenn er in solches Licht gerät, so täuscht er sich. Unter

dieser südlichen Wintersonne, wenn die ganze Landschaft mit Schnee bedeckt und der Himmel wolkenlos ist, erblickt man Alles in einer Mischung von Nebel und goldflitterigem Äther, nah und fern, Alles ist bläulich und doch zugleich sonnenblendend überstrahlt. Auf die Entfernung einer halben Stunde läßt sich nicht unterscheiden, ob ein Berghang oder Gipfel mit Schnee bedeckt sei oder nicht. Das einzig Dunkle sind die Schatten der zugestutzten knorrigen Weidenbäume, die sich als blauschwarze Brücken über den weißen Weg legen.

Sie gleichen großen Kanonenkugeln, die auf dünne Pfähle aufgesteckt sind. Der dünne Pfahl ist der Stamm, die Kugel ist die Krone des Baumes. In die letztere Mißgestalt haben ihn die Menschen dadurch gezwängt, das sie jeden nach oben aussprießenden Zweig abschnitten. Man braucht diese Zweige zum Anbinden der Reben an ihre Latten und Stöcke. Mitunter sieht auch die Kugel, in welche man die Baumkrone verwandelte, einem zusammengerollten Igel gleich, der gelbliche Stacheln in die Höhe streckt. Diese Stacheln sind die Stümpfe der abgeschnittenen Triebe.

Wir befinden uns jetzt im Traminer Moos, einem versumpften Teile des Etschthales, durch welches langsam bräunliche Wasser schleichen, und aus dessen Gräben im Hochsommer manchmal das Ungetüm des Fiebers sich heraufringelt. Jetzt war es eine weiße, blitzende Aue.

Gerade über Tramin ragt der Rhön-Berg auf, dessen Scheitel der Juli mit Edelweiß schmückt. In seine Wände hinein ist ein Graben gerissen, aus welchem ein bald dürftiger, bald furchtbarer Bach hervorbricht. Jetzt ist der Lauf dieses Baches ein Gletscher, der sich in steilem Abfall von der Mündung des Grabens bis zur Etsch hinzieht. Dem Fußgänger ist es schwierig, über die spiegelglatten Höcker, Buckel und Wülste der silberweißen Eiszunge hinüber zu kommen, dem Zugtiere aber unmöglich. Darum hat man für letztere

mit Beilen eine Furth in den erstarrten Bach, oder, deutlicher ausgedrückt, einen Hohlweg in das Eis geschlagen.

Mitten in dieser Furth standen Zugochsen vor einem Wagen, auf dem ein ungeheuerliches Faß lag. Von demselben ging ein würziger Wohlgeruch aus, und es wimmelte von Menschen, einem Ameisenzuge gleich, der einem Hindernisse begegnet.

Von dem großen Weinfasse hatten sich einige Reifen losgelöst und alsbald sich ein runder purpurroter Teich von Wein in den Schnee hineingefressen. Wie von unsichtbaren Boten herbeigerufen, war eine Menge armer Pilgrime da, die mit blechernen und irdenen Schüsseln die unerwartete Spende zu fassen trachteten. Einige lagen auch auf dem Bauche und suchten auf dem einfachsten Wege so viel als möglich von der Flüssigkeit davonzutragen. Im Gegensatze zu diesen, welche sehnlichst hofften, daß der Riß im Fasse sich erweitern möge, klopften und hämmerten andere auf demselben herum, um die gefährlichen Öffnungen zu verschließen. Beide betrachteten einander mit mißtrauischen Blicken. Übrigens hatte sich die Legende von diesem Faß rasch verbreitet, und es verging späterhin keine halbe Stunde Weges, daß ich nicht von dem einen oder anderen mir Entgegenkommenden um das Schicksal desselben befragt wurde.

Über die Häuser von Tramin erhebt sich, etwas auf die Seite geneigt, ein wundervoller gothischer Glockenturm mit romanischen Schallöffnungen und wolkenfern über diesem der Rhön-Berg, der freilich jetzt im Winterduft des goldenen Mittags überirdisch hoch herabschaut.

Der Wanderer staunt über die Größe und das massige Mauerwerk dieses Ortes, von dem er kaum jemals anderweitig, als in Beziehung zu Weinflaschen, sprechen gehört hat. Auf den ersten Blick erkennt man wie zu Margreid den Reichtum, welcher die Reben bringen.

Paläste mit Balkonen und steinernen Wappenschildern umgeben den Hauptplatz. Es sind italienische Wohnungen mit deutscher Bevölkerung.

An keinem Hause fehlen die romanischen Doppelfenster und die wälschen Eisengitter. In die Gärten hinein führen gemauerte Portale, und über das hellgraue Astwerk der Feigenbäume schaut der gewölbte Wipfel der Pinien. Die Staffage ist lebhaft. Geplauder waschender Frauen an großen steinernen Brunnenbecken, überall Hervorrollen von Fässern aus den Thorwölbungen der Palazzo-ähnlichen Ansitze, geduldige Rinder, ihrer Weinfracht harrend.

Auf der Südseite eines Hauses steht hie und da ein stattlicher Ölbaum.

Aus unserer Staatengeschichte haben wir, uneingedenk unserer Ahnen, die vom ägäischen Meere bis zu den Säulen des Herkules Reiche gründeten, die Empfindung in uns aufgenommen, daß wir ein nordisches oder wenigstens transalpines Volk seien. Wir fühlen uns jetzt fremd in der Nähe von Ölbäumen.

Hier aber wird die Muttersprache noch immer im Schatten des Feigen-Geästes, des Lorbeers, des Ölbaums, der Myrthe und der Pinie gesprochen.

Über dem Rhön-Berg drüben, in der Luftlinie von Tramin elf Kilometer entfernt, erhebt sich dort, wo die Giesbäche Rivo Verdes und Rivo San Romedio zusammenfließen, das vielleicht seltsamste Heiligtum, welches in ganz Europa gefunden wird: die Bußstätte des heiligen Romedius, von tiefem Wasser umrauscht. Man steigt in einer Schneckenlinie von Kirchen und Kapellen verschiedener Jahrhunderte, die sich zur Spitze des Kegels hinaufziehen, zu ihr empor.

Die Hölle, Gasthaus zum Adler genannt, besteht aus einer geräumigen und reinlichen Stube, in welcher sogar der Hirschkopf unserer deutschen Gebirgsherbergen nicht fehlt. Der

Wein erfreut den Gast, denn er ist der Traube abgepreßt worden, nicht der chemischen Werkstätte. Und der Wirt erfreut sich des seltenen Gastes — denn, wie oben erwähnt, es geschieht ihm nicht oft, daß ein wißbegieriger Fremdling, welcher der Eisenbahn den Rücken kehrt, zu ihm kommt. Im Sommer ist es an den Hängen des Monte Roën zu heiß und zu staubig, und zu anderer Zeit sind jene Reisenden nicht um die Wege, am wenigsten jetzt, wo der Winter glänzt. Zum Dank dafür rühmte er die gesunden Lüfte Tramins, des hochgelegenen, welche keineswegs, wie „jenseits des Wassers" dem vertrauensvoll zugekehrten Wanderer mitunter Fieber als Andenken hinterlassen, die frischen Brunnen und den Rundblick, der sich in geringer Entfernung bei einem stattlichen Hause aufthut, daß einst dem Erzbistum Freising gehörte und wo noch jetzt bescheidene Mönche ihrer Sommerfrische obliegen. Der Name hat sich noch aus der Zeit erhalten, in welcher deutsche Stifte und Bistümer Besitzungen in Italien hatten, daher stammt auch die Überlieferung, daß Mönche, welche vom Stifte Tegernsee nach Rom reisten, jede Nacht unter einem ihnen gehörigen Dache zubringen konnten.

Am schönsten war es gleich außerhalb Tramin, wo der Weg so hoch die Kalkhänge hinansteigt, daß man von den Eppaner Burgen und Kirchtürmen bis in die Schlucht von Salurn hinabschaut. Da standen die Cypressen vor den blendenden Mauern, und mit den vorrückenden Stunden, zerfloß der Schnee und verdunkelte sich der Sonnenschein vor Dünsten, und die Eiswülste stürzten von den Felsen.

Dann gelangte ich in den Schatten des Margreider Gebirges, und die Straße war abermals klirrend unter den Schritten und hart. Bei diesem Wechsel zwischen Wärme und Kälte darf ich auch — den Freunden des Weines zu Liebe — nicht der Rose zu Kurtatsch oder des Hirschen zu Margreid vergessen.

Da zögert der nordische Wanderer, in das finster gähnende, mit Gerümpel angefüllte Portal einzutreten. Hat er aber das obere Stockwerk erreicht, so ist der Vorsaal mit seinen Bildern und Erkern da und die getäfelte Stube, die Wanduhr, der holzumrahmte Riesenofen, mannigfaches Bildwerk. Oben ist's südtirolisches Deutsch, unten ist's wälsch — gerade so wie in der Schichtung der Bevölkerung.

Wir sind hier an der Grenzmark Germaniens gegen Wälschland angekommen. Margreid bildet (von der kleineren Häusergruppe Kurting abgesehen) auf dem rechten Etschufer den Abschluß der deutsch redenden Dörfer — denn das folgende Eichholz hat mit seinen rauschenden Baumwipfeln auch den deutschen Namen verloren und ist zu einem Roverè della Luna geworden.

Im Ganzen aber ist — im Haupt-, das heißt im Etsch-Thale — die Grenze zwischen den deutsch und romanisch redenden Leuten heute noch da, wo sie zur Zeit Karls des Großen war, nämlich bei einer Stelle wo beiderseitig das Gebirge vortritt und das Thal einringt, bei der Salurner Klause, deren blaue Wände uns den ganzen Nachmittag im Sonnennebel mit ihrem Steilabfall vor Augen lagen. Dahin wären die Übertreibungen zu berichtigen, welche deutscher Eifer hier und dort über das Anwachsen der Welschen in jenem unserem letzten Erbstück hesperischen Landes ausgestreut hat.

Wir wenden uns nun von den Gründen, auf denen im Süden der Stadt Bozen das Wälschtum am meisten gegen unsere Volkstümlichkeit heranreicht, zu solcher Schwelle im Nordosten, wo das romanische Wesen in anderer Gestaltung, in der Volkstümlichkeit der „Ladins“ an unsere Deutsche heran tritt — allerdings keineswegs in so schroffer Abgrenzung, wie dort unten an der Etsch, sondern in einer mehr allmählichen Annäherung und unvergleichlich mehr vom Deutschen

beeinflußt, als die romanische Bevölkerung des Trientiner Gebietes.

Alles Körperliche hat sein Wiederspiel im Geistigen. Auf dieser Wahrnehmung, zu der auch ohne den Fittig mächtiger Einbildungskraft vorgedrungen wird, beruhen Lehrmeinungen, deren Propheten es ihrer Zeit ein Kleines däuchte, damit Gott, die Welt, sich selbst und Alles zu erklären.

Von unseren Gelehrten wissen wir, daß über Thälern der Alpen, auf deren Gründen jetzt der feurigste Wein heranreift, viele tausend Fuß dick und tief die Rinde graublauen Gletscher-Eises auflagerte. Die Pflanzen und die Tiere, welche damals am Rande des Eises in den Thälern lebten, haben sich, als andere Lüfte über diese ihre Welt hereinbrachen, auf die winterlichen Höhen zurückzogen.

Menschen und ihre Rede sind aus der Tiefe vertrieben und in rauhe Hochthäler gedrängt worden. Als die Römer in das Alpengebirge Rhätiens gelangten, unterwarfen sie dessen Insassen und zwängten ihm ihre Sprache auf. Wo irgend ein Stamm der Barbaren sich mit dem Volke Latiums vereinigte, entstand alsbald durch diese Mengung eine jener Sprachen, die wir heutzutage nach ihrem durchschlagenden Hauptinhalt romanische nennen. Deren gibt es aber nicht fünf oder sechs, wie wir in den Schulen angelernt werden, sondern mehr als hundert. Allenthalben wurde das Latein in anderer Gestalt, in verschiedenartiger Abänderung und in mancherlei Anpaßung der bisherigen Muttersprache eingemengt. Zu einer solchen romanischen Sprache bequemten sich denn auch die Bergvölker zwischen den Quellen des Inn und Rhein, den Ufern der Etsch und Piave. Ein romanisch redendes Volk wohnte im früheren Mittelalter vom Gardasee bis ins bayrische Gebirge hinein und von Graubünden bis zu den Dolomiten von Ampezzo.

In diese zusammenhängende Reihe wurden aber bald

germanische Keile eingetrieben. Bayern, Alemanen und Trümmer anderer deutschen Stämme drangen in die besten der Thäler. Die „Romanen“ unterwarfen sich, nahmen die Sprache der Eindringlinge an oder verschwanden. So sind im grünen Inn- und Eisak-Thal nur an Namen von Gehöften, Waldstücken und Fluren die Spuren der Vergewaltigten haften geblieben — in allem Übrigen ist das Land deutsch geworden, als ob es nie anders gewesen wäre.

Wie einst mit der Änderung von Luft und Wetter die Tiere und Pflanzen jener tieferen Thäler sich in der alten Heimat nicht mehr behaglich fühlten und nur dort weiter gediehen, wo keine Unwandlung zu verspüren war, so geschah es auch mit den Menschen. Eine der breitesten Lücken, welche die germanische Sturmflut in den zusammenhängenden Ring der Rhätier einriß, deren Rede sich mit dem Latein der alten Eroberer verquickt hatte, ist diejenige, die zwischen dem Engadin und den Gebirgen des Eisakthales klafft. Dort ist aus der alten Val Venosta das heutige Vintschgau und aus dem romanischen Pauzanum, Volsamum, das deutsche Bozen geworden. Die Rhätier haben deutsch reden gelernt — oder sie gedeihen drinnen in den Hochthälern, auf den Matten unter den bleichen Dolomit-Bergen. Dort hausen sie heute noch, die „Ladins“. Das anziehendste aller ladinischen Thäler ist Gröden, das bei Waidbruck zwischen Brixen und Bozen ins Eisakthal ausmündet und sich nach oben, wo seine Wasser zusammenrinnen, in große Kalkwüsteneien hinein verästelt. Es ist schön, grün, wasserreich, von wundervollen Bergen umringt.

Im unteren Teil des Thales haben sich die Ladins nicht erhalten. So weit wärmere Luft reicht und Fruchtbäume stehen, hat auch der Verkehr seine Wellen herein geworfen. Die Zunge des Verkehrs aber ist deutsch. An dieser Seite des Gebirges hängen die Ladins an Zieben und Fichten. Ihre Sprache gehört zur Alpenflora.

Die Ladins sind in ihren eigenen Augen, gleich den Rumänen, die echtesten aller Abkömmlinge des Römer-Volkes. Jetzt schnitzen sie dort oben, hoch in ihren Berghäusern, von denen viele so weit über das Meer aufragen als Brocken oder Schneekoppe, einen nicht geringen Teil der Spielwaren, welche in herzynischer Tiefebene das Christkind seinen deutschen Schützlingen bringt.

Das ist so zugegangen.

— Doch, wozu denn ein geschichtlicher Exkursus? Es ist eben so wenig auf Jahr oder Tag hinaus festzustellen, wann die Grödener anfingen, ihre Spielwaren zu schnitzen, als es von den Berchtesgadenern oder Oberammergauern bekannt ist, oder als man weiß, wer in Mittenwald die erste Zither gemacht hat. Packen wir die Sache zunächst von ihrer sinnlichen, malerischen Seite.

Ich habe in meinem „Deutschen Alpenbuch“ (Glogau bei Flemming) Band 2, gesagt: „Jetzt war der Abstieg zum Ladiner Gebiet erreicht. Weit schaute das Auge auf die blauen Gipfel von Cadore, in die fernen Korridore, die nach Welschland hinabführen zu den Palästen des Venediger Landes. Dort grünt der Lorbeer, rauschen die Brunnen und stehen weiße Bilder — hier oben aber, auf der armen Höhe, liegen Zirben-Klötze, mit Zweigen zugedeckt. „Das werden Rösser“, sagte der Führer. Das heißt, es kommen Männer herauf, welche die Hölzer mit fortnehmen und daheim Pferde und ähnliches Spielzeug daraus schnitzen. Bald fällt vielleicht das Licht des Weihnachtsbaumes in festlicher Stube auf die Rösser, die jetzt noch in diesen Klötzen eingeschlossen sind.“

Ich setze nunmehr andere Bilder hinzu.

Am Abhang von St. Christina, wo der Wasserfall gegen die vielblumigen Wiesen herabstäubt — im Angesicht des Langkofel, um den langsam die Wolken wandeln, gehen gebückte Gestalten, Weiber und Kinder. Sie beugen sich unter Trag-

körben. Unter dem Tüchlein, welches oben über den Korb gebreitet ist, schauen Füße von Tieren, Schellenkappen von Hanswursten heraus. Sie „liefern ab“. Der „Verleger“ unten in St. Christina oder St. Ulrich ist es, dem sie zuschleppen, was während der letzten Woche daheim, bei Sonnenschein oder bei Lampenlicht, von Alt und Jung aus dem Holze herausgearbeitet worden ist.

Nicht selten sind es auch die Bilder des gekreuzigten Erlösers oder von Heiligen, die da langsam von mühseligen Menschen am Rande der Felswände dahin getragen werden.

Wieder ein anderes Bild. Es ist Mitternacht. Mit mächtigerem Rauschen (wie das scheinbar oder in Wirklichkeit zur Nachtzeit alle Wasser thun) zwängt sich der Thalbach den Engpässen entgegen. Der deutsche Bauer drunten im Eisakthale liegt schon seit Stunden in den Federn, nachdem er sich, wenn nicht müde gearbeitet, doch müde gebetet hat. Hier glänzen helle Punkte, hinauf, weit hinauf an den Matten bis unter die grauen Wände hin. Es sind nicht Glühwürmer im Nadelwald, es sind nicht Feuer der Hirten. Hier brennen die Lampen und hinter den Lampen sitzen die Menschen mit ihren Messern. Da häufen sich Hügel von ganz rohen Schafen, Hunden, Kühen und Ziegen, die alle im Handumdrehen gemacht werden und für deren eines nicht einmal ein ganzer Kreuzer als Entgelt abfällt. Da wachsen die Gliederpuppen und die Wiegenpferde aus Blöcken von Fichten- und Föhren-Holz heraus. Es geht hier allenthalben umgekehrt zu, wie bei den „Verwandlungen“ des lateinischen Dichters. Hier tritt die menschliche Gestalt aus dem Holze heraus, während sich bei den Poeten so oft die hüllende Rinde hinter der verfolgten Nymphe schließt und ihre emporgestreckten Arme als lange Äste gegen Himmel schauen.

Wieder ein Bild. Hoch oben auf der Bergwiese glänzt ein weißes Haus, auf der Sonnenseite des Thales. Es

ist ein mühsames Gehen dort hinauf, auf den schmalen Wiesenwegen, zwischen den Gerstenfeldern hindurch — wenn die mittägige Sonne sich an die jähen Halden legt. Dort oben im sauberen Hause wohnt ein gerühmter Bildschnitzer. Bei ihm finden wir lebensgroße Gestalten der heiligen Geschichte — vielleicht auch Jagdstücke, kunstvolle Becher. Der Schnitzer ist der vornehmste unter den Arbeitern oben. Er schafft nicht für einen „Verleger", er braucht keinen Vermittler zwischen seiner Arbeit und denjenigen, die ihrer bedürfen. An ihn wenden sich Gemeinden und Pfarrer, die ihre Kirchen verschönern wollen. Gleichwohl kommt seiner Behausung das Aussehen einer kleinen Fabrik zu — denn die Brüder und andere Gehilfen im größeren Raum beschäftigen sich als „Faß-Maler". Schon der Leimgeruch der Farben, die Ausdünstung der Lacke deutet uns an, was diese treiben. Hier malen sie dem heiligen Johannes seinen schönen, mädchenhaften, etwas hektischen Teint und die goldblonden Haare an, dort umgeben sie den Wunden-Rand eines Märtyrers mit blutigem Karmin. Man findet die Gesellschaften in golden und silbern strahlenden Gewändern von ganz seltsamen Geberden und Stellungen, welche die Gestalten gegen einander einnehmen.

Auch die Unglückstafeln, an denen das Hochthal ein ziemliches Bedürfnis hat, werden vom Faß-Maler angefertigt. Er stellt die Begebenheit dar und liefert auch den Text und zwar je nach Wunsch in italienischer oder deutscher Sprache. Denn zur Schriftsprache hat sich das Grödnerische noch nicht zu erheben vermocht. Es ist, nebenbei gesagt, sehr schwer, einen Brief in dieser Sprache sich zu verschaffen. Außer vom Kuraten Vian, der eine Grammatik geschrieben, sind nur von ein paar Sprachforschern kleine Texte im Ladin veröffentlicht worden. Auch mit ihrem Gott reden die Ladins nicht in der Muttersprache. Es wird deutsch, zumeist aber italienisch gepredigt und wer etwa bei einer Prozession den

Weibern, die mit ihren hohen schwarzen Wollmützen, denen blaue Bändchen als Zierrat angeheftet sind, betend einherschreitend kommen, zuhört, wird vernehmen, daß es die angelernte Kirchensprache ist, in welcher sie die Formeln hersagen.

Die Häuser in Gröden sind zumeist sauber, aber als die schönsten muß man, wie leichtbegreiflich, die der „Verleger" gelten lassen. Die Verleger sind es, welche das meiste Geld haben. Insam und Prinoth werden heute als erste „Firma" genannt. Das wichtigste aller Verlegerhäuser ist aber das von Purger, für die Geschichte des Thales wenigstens, denn er hat zum ersten Mal der Grödener Arbeit Gebiete über dem Meer erschlossen. Er war der erste große Kaufmann im Thale: ihm ist es zu danken, daß die Grödener eine Straße haben. Denn es darf daran erinnert werden, früher mußten sie mit ihren Tragkörben den Abgrund umgehen, in welchem der Thalbach zum Eisak vorbricht. Längs des natürlichen Weges, den das Wasser vorzeichnet, konnten sie nicht hinauskommen. Es ist dort eine Klamm hinter der anderen und die Traufen der angeschmetterten Wellen im untern Lauf des Thalbaches, der als ein langgestreckter Wasserfall gelten kann, sprühen hoch in den Schatten der Felsen hinein. Da mußten sie hoch oben herumklettern, die Träger, über Laien und St. Peter, und weit über den Porphyrwall hinsteigen, der dem Thale vorgelagert ist. Sie waren zu steigen genötigt, um in die Tiefe zu kommen. Purger erklärte es für seine Aufgabe, der Mühsal abzuhelfen. Aber er hatte ohne die Staatweisheit jener Tage gerechnet. Es darf nicht Straßen bauen, wer da will, wer zu nützen trachtet und den Bau selbst zahlt. Vier, fünf Reisen nach Wien, alleruntertänigster Vorstellungen vor dem höchst Gewaltigen, der Bücklinge und Bitten bedurfte es, bis den armen Grödenern gestattet wurde, in ihre eigenen Taschen zu greifen und sich auf ihre Kosten einen Weg nach den nächsten Stationen des

Verkehrs anzulegen. Ohne Purger krabbeln die Kraxenträger noch heute über das Joch — es gehen nicht Lastwagen auf guter Straße. Selten vermeldet, wie wir wissen, eine ruhmredige Gedächtnistafel den wahren Namen desjenigen, den man als den Urheber des Werkes ansehen sollte. Meist erscheint in Goldlettern der Name irgend einer Person, die gar nichts oder vielleicht nur durch die Mühe einer Unterschrift mit denselben zu schaffen hatte. Purgers Name dort aber, am Felsen unter Pontifes, ist mit Recht eingegraben und alle Vorübergehenden müssen des Mannes gedenken. Er hat seine Heimat erschlossen. Auch in anderer Hinsicht bleibt sein Andenken geehrt. Es fiel ihm nicht bei, das Mark der Grödener auszunützen. Der Gegensatz von Geld und Arbeit wurde den armen Schnitzern nicht empfindlich. Ihr wäre es nie in den Sinn gekommen, durch schlechte Nahrungsmittel, durch verfälschte Milch einen Teil des ausgezahlten Lohnes wieder in die eigene Tasche zu bekommen.

Der Anfang und Fortgang der Grödener Schnitzerei hat viele Ähnlichkeit mit der Geschichte der Mittenwalder Geiger-Industrie. Es ist nicht so gegangen, wie beispielsweise in Partenkirchen-Oberammergau, wo durch das Auftreten eines einzigen Mannes künstlerisches Leben in Fluß kam und die Arbeit urplötzlich aus dem Bereiche gewöhnlichster Haus-Industrie in die des Geschmackes hinüber gehoben wurde. Gröden hatte keinen Michael Sachs, wie das bayerische Hochland. Erst in neuester Zeit hat die österreichische Regierung um Jahrzehnte hinter den Nachbarn nachhinkend, durch Einrichtung einer Schnitz-Schule darauf hinzuwirken angefangen, daß nicht die Grödener Arbeit schließlich nur in der Deckung der Nachfrage nach allergewöhnlichstem Zeug versinkend, durch geschmackvollere Leistungen der Mitbewerber allenthalben aus dem Felde geschlagen werde.

Die Holzschnitzerei in Gröden begann im Laufe der ersten

Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Zuerst erstreckte sie sich nur auf Rahmen. Kraxenträger schleppten diese Holzrahmen über den Berg hinaus. War der Vorrat ihres Tragkorbes erschöpft, so kehrten sie um. Allgemach wurde ein solcher Verkehr zu umständlich und lästig. Es lohnte sich nicht mehr, mit so geringen Vorräten weite Reisen, wie nach Preußen und Rußland zu machen. So ließen sie sich an entlegenere Orte Waren nachführen. Es entstanden Depots, Niederlagen. Die Nachfrage nach den billigen Erzeugnissen wurde immer größer. Allmählich thaten sich Männer im Thale selbst auf, welche Waren zusammenkauften oder auf Bestellung anfertigen ließen, Verleger. Ein Beispiel aus dieser Periode des Grödener Handels bietet uns Dominicus Mahlknecht. Derselbe begann als junger Bursche mit seinem Tragkorbe zu hausiren. Nach und nach sammelte er Geld an und wurde Großhändler. Als er starb, berechnete man sein Vermögen auf eine halbe Million Gulden.

Wie bei aller Betriebsamkeit so nimmt auch in den Grödener Schnitzwaren die Nachfrage ab und zu. Eines der besten Jahre war 1868. In diesem Jahre betrug das Gewicht der ausgeführten Schnitzereien achttausend Zentner, ihr Wert sechshunderttausend Gulden. Während der siebenziger Jahre bemerkte man fühlbaren Rückgang. Dermalen hingegen werden die Spielsachen aus Gröden wieder viel begehrt. Der Arbeiter ist nicht verlegen um Absatz und er ist es, welcher vom Verleger gesucht wird — nicht umgekehrt, wie es wohl schon in schlimmeren Zeiten der Fall war. Gleichwohl dürfen die Grödener nicht vergessen, daß sie gefährliche Nebenbuhler haben. So lange in den Kunsthandlungen Innsbrucks die schönsten Stücke von dem, was dort als „tirolische Schnitzware" feilgeboten wird, nicht von ihnen herrühren, steht ihrem Ehrgeize noch ein weites Feld offen. Auch ist es vielleicht unnötig, daß sich die Verleger auf ihre Kosten

bereichern und könnten sie es den Ampezzaner Filigran-Arbeitern nachmachen, welche sich zu einer Genossenschaft zusammengethan haben.

Die soziale Frage hat sich als wahrer Lint- oder Tatzel-Wurm mit giftigblickenden Augen auch in das wundervolle grüne Hochthal, über welchem lothrecht die seltsamsten aller Berggestalten emporragen, hinaufgeschlichen. Manches Dach der schneeweiß glänzenden Häuser deckt auch dort Mißgunst und Erbitterung zu.

Unter den Männern, welche sich um den Fortschritt des Grödener Kunstgewerbes verdient gemacht haben, muß der dermalige Zeichnungslehrer Herr Sotriffer erwähnt werden. Er wohnt neben der Kirche zu St. Ulrich, im Angesicht des gewaltigen Grödener Wahrzeichens, des Langkofel. Seine Behausung bietet schöne Aussicht, sein Gespräch Einblick in die Geschichten des Thales Gröden und die Mannichfaltigkeit seiner Natur. Gelegentlich sei erwähnt, wie sein Name zu denjenigen gehört, an welchen man die beliebte Germanisation der romanischen Namen zu studieren vermag. Sotriffer kommt her von sotto ripa, d. h. unter dem Hang, Rain und wäre demnach mit Unterrainer zu übersetzen. Es ist zu vergleichen mit Aldosser, Welponer, Pineiter, die von al doss, val bona, pineto abgeleitet sind und etwa mit Bühler, Gutthaler, Fichtner verdeutscht werden könnten. Nachdem ich so Viel über die Grödener und ihre Schnitzereien gesagt habe, gestatte ich mir, einige Worte über ihre Wohnstätten beizufügen.

Wären die hohen Schrofen nicht, die steil in das obere Thal abfallen, so möchte sich der Wanderer beim ersten Anblick in irgend eines der Thäler des bayerischen Voralpengebirges versetzt glauben. Allgegenwärtiges Grün von Nadelholzwäldern und Wiesen und dazwischen verstreut weiße Häuser. In der That verraten die romanischen Grödener in ihrer Weise zu wohnen nicht die geringste Verwandtschaft mit den

italienischen Nachbarn. Diese letzteren lieben es nicht, sich in vereinzelten Häusern anzusiedeln. Sie ballen ihre Wohnstätten zusammen und das feste Mauerwerk ihrer Dörfer gleicht einem heruntergekommenen Teile der nächst besten Stadt. Die Ladins aber folgen dem germanischen Triebe, der schon den römischen Schriftstellern der Kaiserzeit auffiel. Romanisch dagegen ist die Teilnahmslosigkeit an der Verschönerung des eigenen Heim's durch die Pflanzenwelt. Wohl sind die Lüfte rauh — aber in noch rauheren Thälern des deutschen Hochlandes fehlt nie das, wenn auch noch so dürftige, Gärtchen vor der Schwelle mit der flüchtigen Zier seiner Mohnblumen, Päonien oder Astern. Darum kümmert sich der Grödener nicht. Im Herbste 1881 beispielsweise werden wohl die meisten Fremden kopfschüttelnd bemerkt haben, wie mitten im Dorfe St. Ulrich, in welchem die Verleger so schöne Häuser stehen haben, der ansehnliche Raum nördlich vom Adlerwirtshaus, gegen den Purger'schen Palazzo hin, ausschließlich von Disteln und nur von Disteln bedeckt war. Ein weiterer Distelacker, so dicht von diesen Stachelgewächsen bedeckt, als ob die Bewohner von ihnen und nicht von ihrer Arbeit oder von Brotfrüchten leben müßten.

Bädekers verdienstvolles Handbuch zählt alle Zugänge ins Thal auf. Fahrbar ist nur durch die Klammen des Thürsen-Baches, deren Wasser- und Felsansichten gewiß von John Ball zu gering geschätzt werden, wenn er sagt, daß „ihre Scenerie sich kaum zur Größe erhebt." Herr H. J. Meyer in Leipzig dagegen befindet sich im Rechte, wenn er in seinen „deutschen Alpen" Gröden ein „köstlich frisches Thal" nennt.

Freilich ist es ein ganz anderes Ding, sich dem Grödener Thal über irgend eines der Jöcher zu nähern. Sie sind alle leicht zu begehen, bis oben hinauf mit Gras, zum Teil auch mit Bäumen, bewachsen. Wer da oben geht, sieht die

Pracht der Dolomite. Erstaunt die Größe ihrer Steilwände, die Zerissenheit ihrer Zacken, noch mehr aber vielleicht die Kühnheit der Menschen an, deren Fuß sich nicht durch die Schrecknisse abhalten ließ, mit welchen die Geister der Gilesp sich gegen menschliche Annäherung verteidigen. Was in dieser Hinsicht gemacht wird, das möge die Erzählung der Frau Antonie Santner, die eine Nacht auf dem Langkofel zugebracht hat, andeuten. Ich werde dieses Abenteuer später mitgeteilen.

Einen lehrreichen Gegensatz bietet der Pflanzenwuchs des unteren und des oberen Thales. Dort unten, in den von jäh abstürzenden Wassern durchtosten Engen hängt die Traube von luftigem Pfahldach und werfen Nußbäume und Kastanien ihre Schatten über den silberigen Schaum. Dort oben, im Langthal, wo die letzten Trümmer von Wolkenstein stehen, gedeiht die Legföhre um schneeweißes Geröll. Kein Wunder — denn bis zur letzten Gaststätte, Plan, (dessen freundliches Wirtshaus gepriesen sei) hebt sich das Thal um ungefähr zwölfhundert Meter.

Wer seine Hochkare und Schneefelder, seine von so wunderlichen Sagen belebten Fels-Einöden, seine stäubenden Bäche und dunkeln Fichtenwälder in einer Bildergallerie vereinigt sehen will, der lasse sich von Franz Moser in Bozen ein Sammlung der Lotze'schen Photographien kommen. Noch besser freilich, wenn er dem folgt, was ich ihm in meinem Abschiedsworte anrate.

Dem verehrten Leser sind schon Sätze aus den entferntesten Sprachen zu Gesicht gekommen. Er hat vielleicht Texte in der Sprache im Idiom irgend eines Indianer Volkes, in der Sprache der Japanesen oder Eskimos gesehen, aber noch keinen im hinschwindenden Idiome der Ladins. Mein Gruß sei also in dieses gewendet, indem ich sage:

Je cunascia velga mia tutas las stredes che meina della bella val de Gherdeina. U les truepes d'autri n' unito!

(Hier steht velga mia, ital voglia mia, eigentlich „meinetwegen", für: ungefähr oder fast).

Das heißt verdeutscht: Ich kenne schier alle Wege, die ins schöne Grödener Thal führen. Mögen recht viele Andere mir nachfolgen.

Jenseits der Mendel.

Es gibt kaum einen Reisenden, der nach Bozen kommt und nicht die Höhe des Mendelgebirges besuchte, welches im Südwesten der Stadt aufragt, und in der Richtung gegen Abend eine fast ebenso bedeutungsvolle Berggestalt darstellt, wie der Rosengarten in der Richtung gegen Morgen.

Von Bozen aus betrachtet steht es als eine an wenigen Stellen sich vorstreckende und wieder sich einbiegende Wand da, die sich von Nord nach Süd erstreckt. Für den sich in Meran befindlichen Beschauer jedoch erscheint das Gebirge sozusagen im Profil, und eines seiner Vorsprünge, der Penegal, gibt ihm mit seinem klassischen Abschwung, der an eine Athene-Stirn erinnert, die Umrisse der Cap Santa Maria di Leuca oder des Vorgebirges des Circe.

Schon hat sich die Industrie dieses Gebirgszuges bemächtigt. Drei oder vier Omnibus-Unternehmungen bringen die Menschen, welche durch Darwinistische Anpassung, beziehungsweise Rückbildung durch Nichtgebrauch, allmählich den Gebrauch ihrer Füße verlernen werden, auf jene Höhe von 1362 Metern. Es ist allerdings wahr, daß man kaum irgend wo so bequem

eine gleiche Höhe erreicht, welche ein gleich prachtvolles Landschaftsbild bietet — insbesondere, wenn man sich noch überdies um ein Geringes aus dem Bann der dortigen Hotelerie entfernt. Da erscheinen die Ferner vom Ötzthal und Stubai, der Ortler, die Dolomiten, im Westen die Eishöhen, aus welchen die Sarca zusammenrinnt, eine große Bergwelt. Das Alles wird mit vielem Eifer breitgeschlagen und ausgebeutet, und so allmählich vor den Hintergrund dieser glanzvollen Bühne eine Staffage hin verfrachtet, die man sich lieber wegenkedn möchte.

Ein mildernder Umstand ist, daß Alles was da herauf gebracht wird, hier sein Ende findet, oder sofort da wieder hin geht, von wo es her gekommen ist. Die Hotelerie in der bekannten Ausgestaltung hört von da ab auf. Die Omnibus- und Stellwagen-Insassen haben sämmtlich ihre Retour-Karten, und so liegt die Welt gegen Westen hin, wohin sich so unvergleichliche Blicke eröffnen, frank und frei da, und wir überschreiten mit der Grenze des Sprachgebietes mit Behagen zugleich die zweier Reise-Gebiete, von welchen die industriellen Versetzstücke des zurückgelassenen uns sicherlich nicht zu wehleidigen Betrachtungen anregen.

Im Nonsberg, dem Val di Non, welcher da unter uns liegt, findet man eigenartige Schaustücke, wie sie nirgends mehr in den Alpen vorkommen.

Man stelle sich eine reiche, von vielen Ansiedlungen, Landhäusern, Schlössern und Burgen bedeckte Thalsohle vor, welche ihrer ganzen Länge nach von einem Cannon durchrissen ist. Denn anderes kann man den ungefähr dreißig Kilometer langen Schlund, durch welchen sich der Novella- und der Nocefluß von seiner Umbiegung oberhalb Cles an fast ununterbrochen durchkämpfen muß, nicht nennen. Es ist hier für ein Thal ein Verhältnis geschaffen, das zu den seltsamsten gehört: die beiden Hälften führen ein Sonderleben, haben

ihre eigenen Straßenzüge nach den gleichen Richtungen hin, und sind getrennt, als ob eine weite Entfernung zwischen ihnen läge. Erst seit vier Jahren hat der Mensch in diese feindselige Laune der Natur eingegriffen. Man hat oberhalb Tajo ein eiserne Brücke über den Cañon gespannt, die man wohl ein Wunderwerk nennen kann. Sie erhebt sich hundertsechzig Meter über dem Fluß, den kein Sonnenstrahl erreicht, also gerade noch einmal so hoch, als die berühmte Eisenbahnbrücke über den Eisakschlund der Franzensfeste.

Und doch haben die wenigsten Besucher der Alpen jemals von der St. Justinabrücke gehört. Vielleicht nirgendswo sieht man einen solchen Einschnitt in den Aufbau der Alpenkruste, oben den Thon, dann die Kreide, das Jurageſtein, den Lias, und zu unterst den Dolomit, welcher so als das eigentliche Brücken-Widerlager gelten kann und darüber hinaus dann all diese Straßenbilder mit ihren Durchblicken auf nahes Eis — Alles zusammen wieder eine sehr beredte Bestätigung der alten Behauptung, daß wir in den Alpenländern noch sehr viel zu sehen, zu besuchen und zu lernen haben.

Weiter abwärts, südwestlich von Faido, ragt hoch über den Novella-Bach das alte Cloz mit dem Castell St. Anna. Allerlei wundersame Sagen knüpfen sich an diese Stätte, von welcher man in eine weite Bergwelt hineinblickt. Der alte Kaiser Claudius soll hieher die schöne Julia verbannt haben, damit sie Gelegenheit fände, Reuethränen über die im Golfe von Bajä zugebrachten Tage und Nächte zu vergießen. Hier konnte sie die an sie gerichteten Verse des Sängers der „Kunst zu lieben“ vergessen. Allerdings scheint über das tiefe Thal herauf die Sonne Welschlands — aber wie weit ist es noch hinab bis zum blauen Meer, wo alle Tage Venus über die Wogen wandelt und die Circe auf dem verblauenden Vorgebirge sitzt!

Alles hier hat ausonischen Klang, aber wenn man hinaufschaut in die kahlen Märzwälder mit den noch immer ansehn-

lichen Schneeflecken, neben welchen die Schmelzwasser in gelben Rinnen herabkommen, wenn man den vergeblichen Kampf der bleichen Sonne mit dem Gewölk sieht, das aus der dampfenden Erde emporsteigt, so möchte der wandernde Spätling noch nach zwei Jahrtausenden für die arme Julia schaudern — wenn eben diese Julia etwas Anderes wäre als eine Homuncula, welche gelehrte Bücherwürmer mittels der drei Worte Cloz, Clautium und Claudius in ein Schattendasein gerufen haben — so wie ich selbst den wackeren Baudius aus den Steinen von Bozen schuf.

Die Primeln und Anemonen, beide noch kurzstengelig, die einzigen Blumenkelche, die sich an den Märzhimmel hervorgewagt haben, zittern in dem Zuge, der mit dem jähen, trübschaumigen Bach, an welchem sie stehen, von oben herab kommt.

Nicht viel behaglicher, als sich etwa die bleiche Julia befunden haben möchte, wird es dem alten Gott Saturnus hier ergangen sein, den das trotzige Volk der Anauner, welchem später der Kaiser Claudius das römische Bürgerrecht verlieh, in der That gezwungen sah, hier in einem Tempel zu verweilen, ja sogar sich zum Hauptgott des ganzes Nonsberges ausrufen zu lassen.

Wenn nur nicht sein Hauptfest gerade in eine Zeit gefallen wäre, in welcher wohl die saturnische Erde, Italien, von milder Sonne beschienen wird, in welcher aber hier oben die Wölfe und Wildschweine durch die verschneiten Forste strichen! Da draußen ist ein Hügel im Dorfe Dambel, welcher Col di Saborni heißt. Und gerade dort mußte der Gott wohnen. Die Saturnalien, welche in die Tage fallen, in welchen jetzt das Christenvolk seine Weihnacht feiert, sahen da den Glanz der Fackeln, wie er durch die Pforten des Tempels hinaus den Schnee rötete und mit seinem Schein noch die Anauner erreichte, die draußen als stumpfsinnige Zuschauer, von den

Fellen der Wölfe und Bären umhüllt, in das Heiligtum hineinblickten.

Dort nährten weißgewandete Priesterinnen das heilige Feuer und die Waffen der Soldaten blitzten, die von der Ewigen Stadt aus geschickt worden waren, um diese Hochwarte des lateinischen Landes an den Grenzmarken gegen Genauner und Isarken zu schützen. Wenn dieses Bergvolk sich seiner Festfreude überließ, so mochte der verbannte Gott wohl an seine weißen Marmorhäuser im myrtoischen Meere denken, wo aus dem immergrünen Tempelhain melodische Chöre erklangen. Nicht hatten ihn, wie die anderen Insassen des Olymps, die Lehren der Männer aus Galiläa in die Verbannung getrieben, vielmehr hatten ihn die Fasces und die Adler mit sich in das Land der Barbaren geschleppt, um den römischen Erdkreis zu schützen, wie er die Stadt und das italische Land geschützt hatte.

Es ist ein Bild, an welches noch keiner von unseren Künstlern gedacht hat — die Saturnalien im Schnee, das Peplon der Priesterinnen, das heilige Feuer, die scheu dreinblickenden Barbaren als Festgenossen.

Jetzt liegt der beginnende Frühling über dem Lande. Für Winter mag es Der noch halten, der aus dem tiefen Etschland herauf gekommen ist, wo es jetzt nichts Weißes gibt als die Blüten der Mandelbäume, und wo die Trauerweiden, lichtgrün wie Frühlingsrasen, ihre Zweige gegen den Boden neigen. Mit der Lichtempfindung des Nordländers gemessen ist es dagegen Frühling, auch in dieser hohen Berggegend.

Auch hier kommt es noch vor, daß dort, wo ein Pfirsichstämmchen sich gegen irgend welches Gemäuer hindrückt, ein veilchenroter Anflug der Blütenknospen von der Thätigkeit der Sonnenstrahlen Zeugnis ablegt, über zerbröckelte Burgtrümmer erhebt sich das blühende Haidekraut, und das Epheu-

dickicht, welches die dahinter aufragenden Mauern dicht überkleidet, ist schon verlassen, es ist nicht mehr die Schutzwehr der kleinen Vögel, die noch vor wenigen Wochen in ihm ihre Zuflucht vor den Stürmen des Bergwindes fanden. Und in die braunen Falten der Berge hat sich jene blaue Lichttönung eingelegt, an die man den Besucher des Südens wohl erinnern, die man aber Jemandem, welcher sie nie gesehen hat, nicht verdeutlichen kann.

Frühling ist's in dieser Welt. — Unsere liebe Frau hat ihn verkündigt. Ein gnadenreicher Zug — als ob er von ihrem eigenen Antlitz wäre, wie es die Meister der Kunst in ihren Träumen gesehen und in den Werken verkörpert haben, welche dort unten im südlichen Land der nordische Wanderer anstaunt, lächelt auch über all diesen Wäldern und Gärten, über den glitzernden Flüssen der Tiefe und sogar auf den Schneefeldern der Höhe.

In der ganzen Welt gibt es keine Örtlichkeit, von welcher aus der Blick zu gleicher Zeit so viele Burgen umfaßt, als vom oberen Thalboden des Nonsberg aus. Da stehen sie alle miteinander, die braunen und schwarzen Zeugen der Vergangenheit, die lichten, noch immer glänzenden Edelsitze, deren Herren noch heute, nach mehr als einem halben Jahrtausend, unter dem Dache ihrer Ahnen wohnen, und allenthalben umtönt es uns von den Stimmen entschwundener Kämpfer und liedergefeierter Frauen, den Erinnerungen an Kreuzfahrer, Templer, an kunstsinnige Herren, wandernde Sänger, an Gastmäler und Abenteuer. Und von nicht Wenigen ist Alles vergangen, Andenken und sogar die Trümmer — etiam periere ruinae.

Lebendig, wie die seidenschillernde Blüte des Frühlingscrocus, die sich dort auf dem noch fahlen Rasen entfaltet hat, hält sich aber noch immer die Überlieferung an manche Geschichte der Thränen oder der Lust, welche einst hinter

solchen Mauern das Menschenherz bewegten. Wer schaut an einem solchen Tage, wo der Welt eine anbrechende Gnadenzeit verkündigt wird, hinaus in ein solches Sonnengebiet, ohne daß ihn selbst Licht und Güte anwandeln? So mochte es wohl auch an einem Frühlingstage vor einem halben Jahrtausend gewesen sein, als dort auf jenem Rebenhügel unter den Erkern der Burg der Herren von Arsio der edle Graf herumging und urplötzlich freundlich in ein Schicksal eingriff, welches für immer verdüstert zu sein schien — sowie auf einmal ein Gemach völlig verändert dreinschaut, wenn nach der bleiernen Beleuchtung der ganzen Winterszeit in einem gegebenen Augenblick die Sonne von ihrem höher gewordenen Bogen herab einen Strahl hineindringen läßt.

So wie der Sänger der „Kunst zu lieben" sein Verlangen der Tochter des Cäsar zugewendet hatte, so geschah es, daß in jenen Tagen, in welchen noch die gepanzerten Reiter über die Berge, vornehmlich durch den finsteren Wald der Gampenhöhe, zogen und die Pilger, von den Männern der Hospize geschützt, tagtäglich aus jenem Wald in den anderen noch größeren, welcher die Gaststätte der Johanniter von unserer lieben Frau von Campiglio umschattet, hinwanderten, Cristoforo Bucetti die klangvollen Verse, die ihm den Ruhm eines Petrarca der Anaunier eintrugen, der schönen Dorothea widmete, der Tochter des Grafen von Arsio, welche dadurch vom Glanz einer Laura des Trientiner Gebiets umstrahlt wurde.

Der junge Poet war von sehr bescheidener Herkunft, und die wohlklingendsten Reime vermochten es nicht, die Gefühle des stolzen Grafen von Arsio, welche sich gegen eine Verbindung mit dem unglücklichen Minnesänger sträubten, umzustimmen. Umso mehr waren sie geeignet, das Herz des schönen Schloßfräuleins in Flammen zu setzen. Je gewaltsamer der Widerstand des alten Herrn wurde, desto mächtiger schlug die

Lohe empor. Endlich erklärte die gefeierte Dame, daß sie niemals einem Andern die Hand reichen werde als dem armen Poeten. Der unglückliche Graf wußte nicht mehr, wo ein oder wo aus.

Da kam er an einem Frühlingstage, als er eben den Schwalben zuschaute, die thalaufwärts geflogen kamen und manches Paar von ihnen mit freudigem Zwitschern um die gewohnten Nischen seiner Schloßthürme flatterte, zu einem jähen Entschluß. Er kehrte alsbald in das Schloß zurück und gab mit barscher Stimme seiner Tochter den Befehl, sich binnen drei Stunden in einem von ihm bezeichneten Hause einzufinden.

Zitternd gehorchte das arme Fräulein.

Als Dorothea zagend jene Schwelle überschritt, verwandelte sich ihre Furcht in Entzücken. Denn wer sie dort erwartete, war eben ihr Petrarca mit den Zeugen und dem geistlichen Herrn, und hinter ihr kam der Graf und donnerte den Jüngling mit der Drohung an, ihn lebendig mit sammt diesem Hause zu verbrennen, wenn er nicht augenblicklich seine Tochter heirate.

Das Alles hatte wie Schein der Märzensonne gewirkt.

Ob es ein guter Genius war, oder ein beschwingter Wandervogel, welcher dem Grafen diesen freundlichen Gedanken zutrug, wird ebenso unaufgehellt bleiben, wie die wunderliche Frage, die mit dem Heiligthum von Unserer lieben Frau im Wald, das wir weiter oben auf unserer Wanderung erreichen, zusammenhängt. Als man das Kirchlein auf einem der beiden Felskegel, welche dort zwischen den Fichten aufragen, erbauen wollte, verschwanden die Geräte, welche die Zimmerleute mit sich brachten und wurden auf dem anderen der Hügel wieder gefunden. Das wiederholte sich so lange, bis man den zweiten Ort statt des ersten wählte. Nach der einen Überlieferung waren es Vögel, welche die Träger waren, nach der anderen Engel in langen, weißen Gewändern.

Wie schön mutet uns dort oben, nachdem wir aus den welschen Orten mit ihrem blockigen Gemäuer allmählig zu dieser Höhe hinaufgestiegen sind, wo im wilden Tann die letzten Bajuwaren hausen, das deutsche Wirtshäuslein an mit seinem grauen, steinbeschwerten Schindeldach, mit dem hölzernen Kopfpolster auf der Bank hinter dem ungeheurlichen Kachelofen! Die Insassen sind alle in der Kirche bei der Vorfeier des lieblichen Festes der huldreichen Frau. Es herrscht Stille. Weißschillernd wie das Gewand jener Engel gewesen sein mochte, die sich damals um die Felsenkuppen bewegten, stehen die ersten Blüten des Jahres, die Kelche des Crocus, auf den triefenden Wiesen. Fahl stehen noch die Lärchen da, von Kreisen im Schnee umgeben, welche die von den Zweigen abfallenden Tropfen gezeichnet haben. Und die Bäche, die da draußen so heimlich rauschen, heißen nicht mehr rio oder torrente, sondern der eine ist der Hofmahd-, der andere der Jäger-Bach, und unsere Gedanken werden von diesem Klange weit fortgeführt von den Höhen der Paganella und der Cima Tosa, die noch als Wahrzeichen Welschlands uns da nachschauen, hinaus auf die grünen Böden, über welche der Ötscher oder der Traunstein emporragt. Da draußen ziehen sich an dem Vorfrühlingstage, den wir im Auge behalten, durch die Schneedecke die Spuren der Kirchgänger hin, welche diese, die einen roten Erd-Muhrbruch zu überschreiten hatten, in die weiße Decke eingetreten haben. Da und dort ragen die grauen Zäune erst zur Hälfte aus den Schneekrusten empor.

Die sonnigen Bilder, die uns der Weg und die Erinnerung an vergangener Herrlichkeit und Liebe mitgegeben haben, bewahren wir treu. Sie sind wie Frühlingsschein, der uns nachfolgt.

Allenthalben regt sich die Ahnung einer den Menschen freundlicheren Zeit.

Nun kommen die Leute aus der Kirche, und wir hören wieder die ungeschlachten und doch so trauten Sprachtöne unserer Cimbern. Der Wirt meint, es sei wohl ein verlassenes Dasein da heroben. Er erzählt von den rauhen Gängen im Bergwald, und wie er vor Wochen drunten gewesen sei in der welschen Stadt und in einen Saal hineingeschaut habe, in welchem unter großem Lichterglanz geschmückte Frauen tanzten und Musik bis weit auf die Straße hinaus hallte. Er meint, das sei Alles recht schön, wenn nur die Hölle nicht wäre.

Sei ruhig, wackerer Bajuware! Den heiterem Menschen folgt die Hölle nicht. Sie bemächtigt sich aber derjenigen, die feindseligen und unheimlichen Gemütes sind, gleichviel, ob sie hinter der mit Karyatiden geschmückten Marmorpforte wohnen, oder da heroben zwischen den tannigen Felszacken. Diese Frühlingstage bedeuten Gnaden und nicht Furcht. Wenn wir jetzt hinausschauen, so wollen wir den verheißungsvollen Sonnenschein festhalten, das Andenken an die grimmigen, finstern Stunden aber verwehen lassen, gleichwie rasch die Schatten sich auflösen, welche von den wandernden Wolken, die der Südwind gegen Norden treibt, auf die Berge um das Heiligthum herum geworfen werden.

Ich habe oben den Gedanken Raum gegeben, wie man sich auf solcher Höhe, auf welcher noch Schnee die Wälder bedeckt, wenn unten im Etschland die Bäume schon von Blüten weiß sind, gerne vorstellt, daß der Frühling vom blauen Meere herauf rückt und seine Vorposten schon unten an der Etsch stehen. Da träumt man sich gern in ein Dasein oder in Land hinein, in welchen er nicht, wie hier oben nur als flüchtiger Gast verweilt, sondern als huldvollster aller Herrscher unangefochten auf seinem Throne sitzt.

Gerade in solcher Umgebung gibt man sich diesem Gedankengang am liebsten hin.

Ein solcher Frühling gehört zu den am meisten geschilderten Träumen, mittels welcher sich die Menschheit zeitweilig aus der mitunter so drückenden Wirklichkeit in ein besseres Gebiet versetzt. Wie alle derartigen Träume wird auch dieser nur von wenigen in seiner Richtigkeit erkannt. Wenn es einen ewigen Frühling gäbe, würde niemand etwas davon verspüren. Denn zur Wertschätzung einer Sache oder eines Zustandes gehört das Bewußtsein der Merkmale desselben, und Merkmale gibt es nicht, wo kein Unterschied und keine Gegensätze vorhanden sind.

Das ist gewiß Alles wahr — nicht minder aber auch, daß die schöne Zeit des aufblühenden Lebens und der sich nach langem Froste erwärmenden Lüfte überall mit Freuden begrüßt, ebenso aber auch viel zu kurz und vergänglich empfunden wird. Es ist eine alte Dichterklage, daß der kurze Lenz so rasch entflieht. Der Glückliche, welcher durch die Gunst der Umstände mit dem Geschenke der Freiheit begnadet ist, vermag es, sich diese schöne Zeit zu verlängern. Er braucht nur dem herrannahenden holden Gaste entgegenzureisen und ihn dann auf seiner Wanderschaft nach Norden zu begleiten. Wie Derjenige, der auf einem hohen Berge steht, wenn er beim Aufgange der Sonne gegen Westen blickt, wahrnimmt, daß eine Höhe und ein Gelände nach dem anderen nach dieser Richtung hin von der andrängenden Sonnenflut erreicht wird, so gelangt Derjenige, der mit dem Kukuk und der Nachtigall reist, von einem Gebiete, in welchem sich eben die Blütenknospen erschließen, fortwährend wandernd durch lange Zeit hindurch in ein anderes, in welchem das Nämliche geschieht. Wie dort von Ost nach West, so geht hier von Süd gegen Nord fort und fort die Lebenssonne auf.

Die Kirschbäume, welche dort unten in Apulien bereits Früchte ansetzen, durch deren Grün schon ein rötlicher Schimmer hinfliegt, und die unten bei Trient oder Bozen in ihrer

Blütenpracht weißen Hügeln gleichen, wahren ihre Blütenknospen draußen im Innthal noch in fester Hülle.

Derjenige, welcher sich von dem einen Standorte zu dem anderen begiebt, wird zwei Monate lang ununterbrochen die Strandlinien des Aufblühens vor sich sehen.

Wenn man den Frühling auf seiner Reise hinauf in den Alpen begleiten wollte, so genösse man eine unbeschreibliche Menge von Schaustücken, welche sich in dieser Aneinanderreihung nur die Wenigsten vorzustellen vermögen. Auch wenn man von dem wundersamen Reize einer solchen Wanderung gerade in dieser Zeit absieht, so erweist sich diese letztere als derjenige Abschnitt im Jahre, in welchem eine solche Reise weitaus lehrreicher wäre als in jedem anderen. Das Hervorbrechen der Blüten ist am bedeutungsvollsten für die Erkenntnis der Natur des Landes.

Die große Mannigfaltigkeit der Natur jenseits und diesseits der Alpen wird uns kaum durch eine andere Wahrnehmung so deutlich gemacht, wie beispielsweise durch die, daß etwa ein Schlehdornstrauch oder ein schwarzer Hollunder um den Monte Gargano herum oder auf den dalmatinischen Inseln um sechszig Tage früher seine Blütenkelche öffnet, als in der Umgegend von Innsbruck oder München. Auf solche Reise begleitet uns fort und fort der anbrechende Frühling. Je weiter aber wir mit ihm gegen Norden vorrücken, desto häufiger werden die Rückzugsgefechte, mit welchen der vor ihm entweichende Winter, nicht selten vorübergehend siegreich, seine Flucht zu decken trachtet.

Auf dieser Reise durch das große Kaiserthum würden wir zugleich auch die verschiedenartige Einwirkung auf das Menschentreiben kennen lernen, welche durch die einfache Thatsache des Frühlingsanbruches angeregt wird. Während der Fischer der dalmatischen See mit seinen Netzen der zu erwartenden Frühlingsschaar der Makrelen entgegenfährt und

vom Rebendache dichte Tropfen des „weinenden" Weines auf die Kalkplatten vor dem Hause fallen, „verhört" der Jäger in den bayerischen Vorbergen den balzenden Auerhahn und rüsten sich die Münchner zu ihrer Wallfahrt auf dem heiligen Salvator-Berg.

Während dort unten an der Südspitze von Istrien das gemeine Haidekraut, welches dort mächtige, schlank aufstrebende Sträucher bildet, sich mit rötlichen Blüten bedeckt, liegt dasselbe auf einem Abhange am Brenner, wo es kaum fußhoch wird, noch unter einer Schneekruste in die schwarze Dammerde des Bergwaldes hineingedrückt.

Hier oben legt sich erst ein lichtgrüner Schimmer über die Lärchenbäume und die Crocusblüten und Primeln erheben sich auf dem fahlen, vom jüngst vergangenen Schnee noch durchfeuchteten Rasen, und der südliche Glanz, der jedem Auge auffällt, wenn man den Hauptwall der Alpen überschreitet, verklärt allein diese hohe Welt.

Während dort oben bei unserer lieben Frau im Wald, bei den Bajuwaren hoch oben im welschen Nonsberg, die reichlichen Wasser im Herabstürzen sich nach unten hin zu Regenbogengewölben ausweiteten und allenthalben die Eisorgeln der Wände sich in die wallenden Schleier weißer Frauen verwandelt hatten, dehnen sich noch weiter oben gegen die Kämme hin, dort, wo es mit dem Baumwuchs schon zu Ende zu gehen anfängt, noch mehr oder minder umfangreiche Schneeflächen aus. Was dort vorging, ist gerade das Umgekehrte von dem, was das Auge des Sommergastes anzieht. Noch bis in den Juli und August hinein sieht man dort oben, meisten in Fältelungen, kleine weiße Flächen, gewöhnlich Überreste von Lawinen, die verhärtet der Sommersonne Widerstand leisten. Es sind dies jene Schneeflecke, welche sich das Volk als Leintücher denkt, die von den Wildfrauen und „saligen Fräulein" zum Trocknen ausgelegt werden. Jetzt

tauchen dagegen schwarze Schattenbilder auf. Sie bedeuten den Erd- oder Felsboden, der dort zum Vorschein kommt, wo er durch seine Wellen und Erhebungen den Sonnenstrahlen die besten Angriffsflächen bietet.

Einer der wundersamsten Reize, die dem Frühlingsgast dieser Höhen auffallen, ist die tägliche Veränderung des Aussehens der Thalsohle, der rasche Fortschritt des Wachsthums. Der Grund, aus welchem es mit dem Frühling solcher Hochthäler rascher vorwärts geht, liegt im Stand der Sonne, der jetzt viel höher ist, als zur Zeit, in der in Tiefländern der Lenz anbricht. Jeden Tag entdeckt der Spaziergänger neue Einbrüche in die kleinen Gewölbe, welche noch hie und da die Wiegenhäuser der Flüsse überbrücken, jeden Tag neue, grellfarbige Blumenkelche. Und gerade so ist es mit der Dunkelmalerei dort oben. An jedem Abend bezeichnen die Umrisse eine andere, aber stets vergrößerte, schwarze Gestalt. Heute war es die eines dort oben grasenden Schafes, morgen hat sich das Schaf in einen Riesen mit ausgestreckter Keule verwandelt, in den nächsten Tagen wird er sich zu einem Ungethüm ausgewachsen haben, das mit seinem Kopf, von dem baumlange Hörner abstehen, gegen die Höhe vorzustoßen trachtet. Bald werden zwei dunkle Gestalten zusammenwachsen und sich vereinigen, dann gibt es Walfische, Inselbänke mit Palmen, Schiffe mit ausgebreiteten Segeln, Heersäulen, Weiber mit flatternden Gewändern. Man sieht, daß das Wesen der Dinge in seinem Gestaltungsdrang oft nach gleichen Modellen arbeitet, mag der Stoff, den es dazu benützt, der verschiedenartigste sein — die aufthauende Bergoberfläche, die Dunstbläschen am Himmel, welche Wolken zusammenstellen, die tierische oder die Pflanzen-Zelle, oder auch die Ansammlung von Kalkspath-Rhomboedern in der Unterwelt, in der ebenfalls alle denkbaren Gestaltungslaunen verkörpert erscheinen — oder am Ende das Menschengehirn, welches sich Alhambren

und hängende Thürme, Katafalke und Säulenhallen ausgesonnen und das Alles für sein eigenstes Werk gehalten hat, während es doch nur das Wesen der Dinge war, dem es als Werkzeug diente. Diese Phantastik der Schattenmalerei ist eine der wundersamsten Zugaben der glanzvollen Tage eines Höhenfrühlings.

Seltsamerweise schafft auch hier die Isis im menschlichen Sinne. Alle Gefüge und Gestalten-Umrisse streben nach dem, worin es die Natur in ihrer Lebensäußerung am weitesten gebracht hat, zur Menschenform. In der That wird dieser ganze Schattentanz unter Hunderten von Zuschauern nur von sehr wenigen anders gedeutet werden, als nach Menschen, deren Umrisse mit schwarzer Farbe ausgefüllt sind, höchstens vielleicht noch nach Tieren.

Doch richten wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf dem Gang des Frühlings, wie er dort vom Tieflande her gegen dieses Gebirge seine Reise fortsetzt.

Während wir dort, am ummauerten Schachtbrunnen sitzend, auf Mandelbäume, die schon Fruchtwülste ansetzten, auf das weiße Gestein, in welchem hier und dort aus den Ritzen eine Cyclamen-Blüte hervorragte, und auf die Goldfrüchte einiger Orangenbäume hinausschauten und den Flötentönen der Blauamsel lauschten, die einsam in den Felsennischen des Geklipps haust, würde man gleichzeitig hier nur fahlen, kaum noch vom Schnee befreiten, feuchten Boden an den Hängen gesehen haben, aus welchem, als erstes Anzeichen des Frühlings, höchstens hier und dort die Spitze einer Safran-Blume hervorlugte. In Wirklichkeit aber lagen die Tage, in welchen wir dort unten am Meere die Weichselblüte sahen, und diejenigen, in welchen uns hier vom blühenden Kirschbaum ein lauer Wind das weiße Blütenblatt in unser Bierglas hineinwehte, um acht Wochen auseinander.

Von dort unten, wo sich die Adria gegen die heranwallende jonische See hin verengt, kommt der Frühling als

Götterbote herangezogen. Zephyros ist der Sohn der Morgenröte, er schüttelt grellfarbige Blumen aus dem wehenden Mantel, der nur zum kleinen Teile den weiß schimmernden Leib verhüllt. Dort aber am San, im polnischen Waldlande, künden den Frühling Lel und Polel an, Gottheiten zugleich des Lenzes und der Liebe, Söhne der Lado.

Vor Jahrtausenden hat Jason auf seinem Schiffe Argo den Zug von den Donau-Ländern nach der Adria gemacht. Wir wollen die nämliche Strecke zurücklegen wie er, aber in umgekehrter Richtung, und seinen Wasserweg so lange benützen, als es uns für unsere Fernwanderung, welche der Ebene des Flußes Padus der die Thränen der Heliaden trägt, entgegen trachtet, geboten erscheint. Wie Jason vom sonnigen Kolchis ausging und nach wochenlanger Fahrt die von Wolken umhüllte und von Fichtengrün bedeckte Insel erreichte, welche für ihn das Ende der Welt bezeichnete, so verlassen wir die Küste und steuern diesen wolkenragenden Bergen entgegen. Jener brachte das goldene Vließ mit, wir den goldenen Frühling.

Für einen Frühlings-Gast, der gegen Welschland zieht, hat es gewiß seinen Reiz, den herannahenden Andrang des Frühlings entgegen zu blicken.

Wollen wir uns in die Mitte seines Gefolges, das sich nach Norden bewegt, versetzen.

Das blaue Meer glänzt, Schaumstreifen, weiß wie die fernen Segel der Schiffer, und die Blüten des nahen Magnolienbaumes ziehen über seine gekräuselte Fläche. Die Frühlingspredigt, die wir noch in dem kleinen Heiligthum am Strande mit angehört haben, schloß mit einem kurzen Gebete des geistlichen Herrn um Ergiebigkeit des Sardellenfanges. Der Gastfreund hat uns noch ein Fäßchen mit süßduftendem Bugava von der Insel Brazza auf das geschnäbelte Schiff gebracht. Während wir durch den Meeresarm dahin-

segeln, sendet uns die baumartige Erica ihren Harzduft und die Nachtigall ihren Gesang als Grüße nach. Der Frühling, mit dem wir reisen, hat sich bereits auf dieser ganzen Inselwelt niedergelassen, nur auf dem hohen Mossor, der auf dem Festlande aufragt, deutet noch eine Schneedecke den Winter an, dessen weichendem Heergefolge wir nachrücken.

Wir werden gut thun, uns die Einzelheiten des Wandelbildes anzuschauen — denn jeder Zug derselben wird uns seinerzeit als Denkzeichen der von uns durchmessenen Straße in der Erinnerung zurückbleiben. Wenn wir nach Wochen, von des Tages Mühe rastend, durch die Fenster irgend einer durchräucherten Bauernstube hinausschauend, die auf den dort noch kahlen Feldern in Pyramiden zusammengetragenen Hopfenstangen erblicken werden, so mögen wir des Weines gedenken, der hier nicht nur aus den Pflanzungen, sondern auch aus den wilden Reben fließt, welche durch das Geäst der immergrünen Steineichen emporklettern, und bei den weißen Blütenpunkten, die dort an den Spitzen des noch blätterlosen Weißdorns zu sehen sein werden, an den wilden Oleander, der hier unter den Steinlinden gedeiht, und an das Bienengesumme um die blauen Blüten des mannshohen Rosmarin, aus dem die beflügelten Wohlthäter der Menschen jenen Honig bereiten, welchen schon die Insassen der klassischen Welt dem vom Hymettos vorzogen. Bei dem Öle, welches aus dem Reps gewonnen wird, von dessen gelblicher Blüte wir dort im Norden zur Frühlingszeit die Felder bedeckt sehen werden, können wir uns an den heiligen Baum der Athene erinnern, von dessen Gezweig den olympischen Siegern der Kranz geflochten wurde. Hier bedeckt der Ölwald weit und breit den Strand.

Noch haben wir keine Tagereise zurückgelegt, so nehmen wir schon an verschiedenen Anzeichen wahr, daß wir mit dem vordringenden Frühlinge gleichen Schritt halten und Gebiete,

über die er bereits hinaus ist, ebenfalls schon hinter uns zurückgelassen haben. Die Judas-Linde, deren schön rote Blüten in der alten Landschaft Picenum oder an der dalmatinischen Küste, bereits auf den steinigen Boden lagen, bedecken dort, an den nördlichen Vorstaffeln des Apennin, noch die laublosen Äste.

In rasch vorüberwandelndem Frühlingsregen erkennen wir durch ihre Schleier hindurch zwischen Steinumzäunungen die Weizenfelder mit bereits niedrigeren Halmen. Die Ailanthus-Bäume, die man hier und dort auf kahle Flächen gepflanzt hat, zeigen ein frischeres Grün, und schon taucht häufiger die Heckenrose auf, welcher der schwülere Himmel des tieferen Südens weniger förderlich ist. Dagegen haben sich die gelblich-roten Blüten der Granatbäume, deren frisch belaubte Wipfel man über die Mauern manches Landhauses am Ufer ragen sieht, noch nicht erschlossen.

Doch würden wir, wenn wir noch in Dalmatien ans Land stiegen, hie und da vereinzelten Schmetterlingen von einer Art begegnen, die weiterhin gegen Norden nicht mehr sichtbar ist. Wir sehen die große, smaragdgrüne dalmatinische Eidechse mit den perlgrauen Kopfe und träge Schildkröten zwischen den Myrthengebüschen.

Daß wir uns, im Etschland angekommen, bereits unmittelbar im Vordertreffen des Frühlings befinden, das beweisen auch die gelben Primeln, die büschelweise in den Flußauen um Trient herum an feuchten Waldrändern stehen. Oft weht uns hier eine kühle, regenschaurige Luft an, die grauen Frühlingswolken heben sich in eigenthümlicher Färbung von dem neuen Grün ab.

Wir können wahrnehmen, wie der Frühling denn auch dort unten den noch immer nordisch anzusehenden Wald schmückt. In dem noch spärlichen Buchenschatten nicken die noch geschlossenen Blütenknospen der Maiglöckchen. Die Schafe, welche

dort unten das ganze Jahr über auf ihren steinigen Weiden herumirren, freuen sich hier der Befreiung aus ihrer Stallgefangenschaft. Im Laubwalde fallen noch immer mehr die auf dem Boden herumliegenden welken als die neu aufgesproßten grünen Blätter auf.

Der holdselige Knabe mit dem rosigen Milchgesichte, das ihm um Bozen herum gegen Ende März von der Apfel- und Kirschblüte verliehen wird, benimmt sich wie ein erfahrener Kriegsmann und Eroberer. Gleich einem solchen breitet er sich mit seinen Schaaren zunächst in den breiten, tiefen Thalniederungen aus und dringt unaufhaltsam gegen Norden vorwärts, bevor es ihm einfällt, in die Hochgründe, die sich seitwärts in die Berge hinaufziehen, emporzusteigen. Dort herrscht, schier unangegriffen, noch immer der alte Winter fort und schaut grimmig herab auf die Fluren, auf denen der Eroberer schon seine buntfarbigen Siegesfahnen erhoben hat.

So wie er hat einst das Römer-Volk, welches gleichfalls von Süden heraufkam, zuerst in die breiten Thalmulden Gesittung und Künste getragen, während gleichzeitig noch immer oben in den Schlüften des Gebirges die Festfeuer vor den Götzen der Barbaren brannten.

Während an der Etsch der Landmann unter den blühenden Bäumen bereits zum ersten Male mit der Sense auf seine Gartenwiese geht, richtet der einsame Insasse des Gebirges dort oben die Zäune auf, die ihm der erst jetzt wegschmelzende Schnee zusammengedrückt hatte, oder schleppt die Erde, die ihm durch die Lawinen von seinem steilen Acker hinweggerissen worden war, wieder zur Höhe. Dort oben zieht unser Eroberer nicht eher ein, als bis er sich noch weite Gebiete gegen Norden hin unterworfen hat.

Aber auch schon gegen Brixen hin sehen wir hie und da ein frommes Bild mit den ersten Vergißmeinnicht geschmückt und den ersten Anflug des Grüns an den Lärch-

bäumen. Hier wird der Frühling ärmer, aber doch wirkungsvoller und ergreifender empfangen. Dort unten war Alles grell und buntgestaltig, hier bietet die kärglichere Erde den bescheidenen Schmuck, den sie hat.

Ich habe früher auf die Thatsache hingewiesen, daß diese Jahreszeit und diese Gegenden mit besonderer Vorliebe von Hochzeitsreisenden aufgesucht werden.

Eine eigenthümliche Gestaltung solch südlicher Hochzeitsreisenden war an dieser nämlichen Straße, die vom Ausgang des Nonsberges nach Welschland hinunter führt, einmal vor langer Zeit — es sind jetzt gerade dreizehnhundert Jahre — zu sehen. Damals geschah es, daß die Hochzeitsreisenden ihr Bündnis nicht am Anfang ihrer Wanderung, sondern auf dieser selbst schlossen. Auch traten sie ihre Reise nicht gemeinschaftlich an, sondern trafen unterwegs zusammen. Auch kamen nicht Beide vom Norden, sondern nur die Braut, welcher ihr Zukünftiger sich von Süden her näherte. Sodann kannten die beiden Brautleute einander nicht, bis sie sich unmittelbar vor der Hochzeitsfeier gegenüberstanden. Und selbst, als sie sich von Angesicht zu Angesicht sahen, wußte wohl der Bräutigam, daß er seine Braut vor sich habe, nicht aber umgekehrt. Es ist das eine sehr romantische Geschichte, und wenn ihr Andenken sich nicht verwischt hat, so kann sich niemand darüber verwundern.

Blicken wir unterhalb Trient zu den gleißenden Schneefeldern des Monte Baldo hinauf, so erinnert uns der Name des Gießbaches Sorne, der aus seinen grauen Falten zusammenrinnt, an jene Örtlichkeit Sarnis, bei welcher der tapfere Longobarden-Herzog Autharis mit der schönen Herzogin der Bayern, Theodolinde zusammentraf und fröhliche Hochzeit hielt. Das erzählt uns der alte Paulus Diaconus. (Cui statim ille obviam cum magno apparatu nuptias celebraturus in campo Sarnis, qui supra Veronam est,

occurrens, eandem cunctis laetantibus in conjugium Idus Maias accepit.)

Auch damals war es Frühling gewesen, und die Hochzeitsleute reisten miteinander, aber nicht in einem Galeriewagen mit Rundreise-Fahrkarte, sondern auf einem Saumweg, der durch hochwipfeligen Eichenwald führte, und mit einer Gefolgschaft von Rittern und Saumrossen.

Der Bräutigam befand sich von der Braut unerkannt unter den Rittern, war ihr aber doch seiner Stattlichkeit wegen aufgefallen, und eine innere Stimme mochte sie wohl auf den zukünftigen Lebensgefährten aufmerksam gemacht haben. Plötzlich aber wandelte ihn die Lust an, sich zu erkennen zu geben, und er that dies in einer Weise, welche von der, in welcher heutzutage die Verlobten einander gegenübertreten, sich wohl ebenso unterscheidet, wie das damalige Aussehen der Landschaft am Flüßchen Sorne von dem heutigen. Er holte mit seiner Streitaxt aus und fällte eine der mächtigen Eichen neben dem Saumpfade auf einen einzigen Schlag, indem er dabei ausrief: „Solche Hiebe führt Autharis!“ (Talem Autharis feritam facere solet).

Heutzutage fände er dort drüben bei Chizzola, dessen weißer Kirchturm herüberschaut, keine Gelegenheit mehr zu solchen Kraftproben, da ist Alles längst verwüstet, die Sonne brennt heiß auf das Gestein — man sieht dort nur nützliche Reben oder gepelzte Obstbäume, und die Mannen, welche da drüben hausen, würden sicherlich vor Jemandem, der alljährlich seine tausend Hektoliter Wein verkauft, den Hut tiefer ziehen als vor dem Meister der Streitaxt.

Von den Longobarden und Bayern, deren Gebiete hier aneinander grenzten, ist, was solche Marksteine anbelangt, schon lange nicht mehr die Rede. Aber der Rauch, der dort unten, wo sich das Thal Ronchi in die Vicentiner Alpen hineinzwängt, in die Höhe steigt, deutet die Lokomotiven auf

dem Schienenwege vor der Station Ala an. Die Dampfrosse von Norden und von Süden her begegnen sich dort.

Gern besucht man die Stelle, an welcher sich vor Jahrhunderten so viel gefeierte Dinge zugetragen haben, wie die Hochzeitsbegegnung des streitbaren Autharis mit der blonden Walküre Dietlint. Darum verlassen wir hier die Reihe von Wagen, durch welche die alltägliche Vermählung der Völker gefördert wird, und besteigen die Überfuhr über die flaschengrüne Etsch, die hier in feierlicher Trägheit dahinflutet, weil sie für die noch weite Bahn, die sie zum Meer zurückzulegen hat, nur mehr wenig Senkung überwinden muß. Da geht es alsdann durch Weingärten ein wenig hinan — allenthalben glänzt es weiß und rot durch die Rebpfähle von Baumblüte. Wie schön und hell plätschert der Gießbach Sorne zwischen den weißen Blöcken herab! Damals, als die Eichen ihren Schatten darüber warfen, mag er wohl mächtiger geflossen sein. Trotzdem aber führte in jenen Tagen gewiß keine Brücke darüber, als die Rosse der Männer und die Zelter der Frauen einander an den felsigen Ufern begegneten.

Als ich an einem Apriltage auf einem der Blöcke rastete, neben denen das Bergwasser eilig hinunterrinnt, dachte ich daran, wie viele Leute in dem ausgedehnten Dorfe Chizzola, das sich jetzt an dieser Stelle erhebt, wohl etwas wissen mochten von jenen Tagen der Waffenpracht und der ritterlichen Liebe. Das ist wohl Alles verweht, gleichwie die Wasser, die da gehen, verschwinden. Wenn sie für unsere Augen wieder zum Vorschein kommen, so ist es in der Form von wolkigen Gebilden, die der Südwind vom Meer heraufteibt. So erscheinen auch uns die verschwundenen Bewegungen verschollener Menschen wieder in den Gestaltungen der Dichter, von denen sie hoch über das Alltagsleben der Erde dahingeführt werden.

Da kam eine Frau vorübergeschritten, welche eine ziemliche Last von wildem Spargel trug, den sie an den Hängen

gesammelt hatte. Ich ließ mich alsbald mit ihr in ein Gespräch ein und erzählte ihr von dem Brautpaar, das sich an diesem Wasser begegnete. Wäre es um dreizehn Jahrhunderte früher gewesen, so hätten wir jedes in seiner Muttersprache miteinander reden können und einander verstanden. Denn die Longobarden und Bajuwaren verstanden sich mindestens so gut miteinander, wie heute die Berliner Referendare und die Münchener Amtsrichter, die ihre Frauen nach Italien führen. Wie es nun aber jetzt einmal so ist, so berieten wir die Angelegenheit, an welcher die Frau vielen Anteil nahm, in dem umgestalteten Latein dieser Berge.

Wie konnte ich dem Weibe das verargen, daß es von König Ortnit von Lamparten, von Sigenot und Biterolf, die Alle miteinander da von „Bern“ gegen Salurnis und weiter den Athesis heraufgezogen waren, ebenso wenig wußte, als von Autharis, der gleichfalls aus Lamparten heraufgekommen war. Dagegen meinte sie, daß das Zusammentreffen der Prinzessin und des Herzogs einige Ähnlichkeit habe mit dem Zusammentreffen von Rebekka und Isaak am Brunnen. Die Frau war also offenbar so bibelfest, wie ich es in meiner Jugend gewesen war, in welcher ich längst von Josua und Kaleb, von Laban und Rahel etwas gehört hatte, bevor ich wußte, daß die wunderbarsten Helden und Frauen über den Boden dahingegangen waren, auf welchem das Schulhaus stand, aus dessen Fenster hinaus unsere jugendliche Einbildungskraft nach dem Nil und dem Jordan, nach Troja und Karthago, nach allem Möglichen, nur nicht nach dem Vaterland trachtete, dessen grüne Waldhöhen vor uns aufragten.

Etwas verschwieg ich ihr aber doch von der schönen Geschichte. Die romantische Begegnung Dietlint's mit ihrem zukünftigen Gatten bildet nicht das einzige Ereignis in ihrem Leben, welches sie unverhofft zur Neuvermählten machte. Trotz

der jugendlichen Reckengestalt des Autharis scheint sie seiner bald darauf ein wenig überdrüssig geworden zu sein. Verschiedene Überlieferungen der Longobarden bringen sie mit einem Gifttrunk im Zusammenhang, an dem der Herzog in jungen Jahren gestorben sein soll. Totschlag und Gift waren ja überhaupt in der Dynastengeschichte jenes Volkes nichts gar Seltenes. Bald nach dem Tode ihres Gemahls rief sie den Herzog Agilulf von Turin zu sich und ging ihm bis Lumello entgegen. Als er ihr die Hand küssen wollte, forderte sie ihn auf, seinen Kuß ihrem Mund zuzuwenden, denn er sei von diesem Augenblicke an ihr Gemahl. Späterhin erbaute sie noch als Königin der Longobarden den prächtigen Palast zu Monza, in welchem sie allerlei Heldenthaten und Begebenheiten ihres Volkes, vielleicht auch die romantischen Begegnungen mit ihren Männern, bildlich darstellen ließ.

So wunderliche Geschichten hatte freilich Rebekka nicht aufgeführt. Dagegen hatte sie sich allerdings als Evastochter gezeigt, indem sie zu Gunsten ihres eigenen Sohnes Esau den andern Sohn Jakob um den väterlichen Segen brachte.

Biblisch oder longobardisch — die Gestalten, welche Überlieferung oder Dichtung noch über unseren späten Gesichtskreis heraufheben, sie haben doch immer die menschlichen Umrisse aller Zeiten.

Während ich nicht ohne einige elegische Anwandlung in die vorübereilenden Wellen des Flüßchens schaute, sagte ich halb vor mich hin, halb zu der Frau gewendet:

Wohin sind alle diese Männer und Frauen entschwunden!

Sie antwortete, indem sie einen Blick nach der glänzenden Wolke warf, die langsam vor dem Westwind über den Monte Baldo herüberkam: „Forse alle beate glorie!“

Ich hätte noch allerlei Bemerkungen auf dem Herzen gehabt. Solche unterdrückt man aber und schreibt sie nicht einmal nieder, geschweige denn, daß man sie an Männer oder

Frauen richtet, sei es, daß jene in silberner Panzerpracht daherkommen, oder in der Eisenbahn fahren, wilde Spargel schleppen, oder in den neuesten realistischen Romanen bewandert sind.

So machte ich mich denn auf und zog meine Straße fürbaß weiter. Ich kam an Santa Lucia vorüber, wo einst ein Hospiz der Templer stand, welche die Rom-Pilgrime beschützten. Auf den Böschungen des alten Saumweges erhob sich hie und da noch als Zeichen des vergangenen Sommers ein vertrockneter Stengel der „Mannestreue“ und daneben lagen weiße Blütenblätter, auf dem frisch sprossenden Rasen.

Dann fuhr ich in einer anderen Barke über die Etsch und kam eben im Bahnhofe von Ala an, als von den Zöllnern in den großen Koffern gewühlt wurde, welche die Neuvermählten in das Land der Zitronen mit sich nahmen. Dabei gab es hier und dort einen klagenden Ausruf, einen ärgerlichen Widerspruch — harmlos, aber doch der erste Stein des Anstoßes auf der Reise nach dem Glücke.

Die Pfeife des Dampfwagens schrillt. Rasch setzt sich der Zug in Bewegung. Bald werden die schattenwerfenden Berge zurückweichen und die Reisenden von der hellen Ebene Hesperiens aufgenommen. Möge sie ihnen Allen hold sein, die Zeit der Sonne und des Frühlings! Es gibt keinen unter allen diesen Wanderern, der nicht einmal in seinen spätern Geschicken nach dem Widerschein dieser Tage verlangen wird.

Versetzen uns wir nunmehr in den Nonsberg zurück.

Es wird die Zeit kommen, wo diese jetzt so stillen Gründe um Fondo, Cloz, Malè herum eben so belebt sein werden, wie es heute bereits die Mendelstraße ist. Und dies wird durch nichts anderes veranlaßt werden, als wie durch die Herstellung eines Straßen-Stückes, welches heute noch fehlt. Dieses bezieht sich auf die Entfernung zwischen Dimaro

und Madonna di Campiglio, eine Entfernung, welche in der Luftlinie etwa zwölf Kilometer beträgt. Der Höhenunterschied zwischen beiden Örtlichkeiten beträgt achthundert Meter. Man steigt durch das waldige Val Selva, dessen Kalkwände den einen und andern sehr wirksamen Anblick bieten, längs des Baches Meledro auf einem uralten Saumpfad gegen Campiglio hinauf. Es ist einer der ältesten Verkehrswege zwischen Deutsch- und Wälschland. Ihn bewachten einst die Johanniter, die auch das Hospiz von Campiglio gründeten. Er war die Fortsetzung des Saumweges, der von Sterzing über den Jaufen ins Etschland, von da über den Gampen-Paß zu unserer lieben Frau im Wald und in den Nonsberg führt. Schweizerische Betriebsamkeit hätte diese Saumwege längst in Straßen umgesetzt.

Wird nun das erwähnte Stück in einen fahrbaren Weg umgestaltet, so werden in Zukunft die meisten derjenigen, welche sich jetzt mit der Mendel-Fahrt begnügen, nicht mehr nach Bozen zurückkehren, sondern ihre Fahrt mindestens bis Campiglio, in den meisten Fällen aber von dort durch die Rendena bis an den Gardasee, fortsetzen. In einem bequemen Wagen durch diese großartigen Hochgebirge zu fahren, wird ungezählten Reisenden einen Genuß bringen, von welchen ihnen die jetzt gewöhnliche Weise an den Gardasee zu gelangen, nämlich die Eisenbahnfahrt, nicht die geringste Vorstellung geben kann.

Das bleibt einer nahen Zukunft vorbehalten.

Mit Campiglio hat es eine eigene Bewandtnis.

Es war nicht immer so, daß, wie jetzt, in Campiglio, Kaiser und Könige verkehrten und die Mailänder Aristokratie mit der Berliner Universität zusammen an der Gasttafel sitzt.

Die Entwicklungs-Geschichte von Campiglio kann als einer jener Beweise gelten, welche darthun, daß die Deutschen, namentlich aber die Deutsch-Österreicher, hinsichtlich des aus-

wählenden Geschmacks, der sich auf Landschaften bezieht, noch immer von anderen Völkern, insbesondere von Engländern, lernen können.

Wir hatten da innerhalb der Grenzen Österreichs eine Alpenhöhe, auf welcher es rings funkelt von weit herab reichenden Schneefeldern. Eine Reihe von Wasserfällen stürzt aus den Gebieten unzerstörbaren Winters auf den grünen Plan von Hochthälern herab, welche sich strahlenförmig und zum Teil eben in mehrere der mächtigsten Alpenmauern hineinziehen.

In den Boden dieser Hochthäler sind, keiner tiefer als achtzehnhundert Meter über dem Meere, sechs, acht jener unbeschreibbaren Seen eingebettet, in welchen sich der stille Schimmer des Firns und der Wandel der Wolken durch die von den Jahrtausenden durch die Zacken eingewetterten Lücken und Pforten spiegelt. Dazu kommt noch eine gastliche Ansiedlung oben, deren Ausstattung von keinem der anspruchsvollsten Häuser der überlaufenen Badeorte übertroffen wird.

Das war die längste Zeit über eine Örtlichkeit, die bei den englischen Reisenden bekannter war, als bei Deutschen. Es wiederholt sich da eine Erfahrung, wie wir sie in Ampezzo und in Primiero gemacht haben. Auch dort ward fremdes Volk zum Pionier.

Jetzt allerdings läßt es sich mitunter begreifen, warum Deutsche, und insbesondere Süddeutsche, nicht gar viel Vorliebe für eine zeitweilige Ansiedlung dort oben mitbringen. Die Luft wird eben oft nicht durch die Wesenheit der Dinge abgewehrt, sondern mehr durch zufällige und keineswegs notwendige Beigaben. Zu einer Betrachtung dieser Art wurde ich bei einem wiederholten Besuche von Campiglio durch eine Gesellschaft veranlaßt, die sich dort oben zusammenfand. Wir saßen in der Nähe jenes märchenhaften Lagers, in welchem einst Kaiser Carolus der Große, als er, die eiserne Krone

der Longobarden sich aufs Haupt zu setzen, über den hohen Berg nach Wälschland stieg, gerastet haben soll. Ringsum uns war eine brennrote Pracht von Alpenrosen und Entianen, blau wie der Nambind-See, bedeckten hier und dort in breiten Flächen das Gehänge. Man hörte nichts als fernes Wasserrauschen und das leise Schwirren des Windes in den Lärchbäumen.

„Ein Stimmungsbild!“ sagte der Landsmann, das Schweigen unterbrechend, welches einem Gespräche gefolgt war, das sich auf die Londoner Saison bezogen hatte. Dieses Gespräch hinwiederum hatte an die Unterhaltung einiger Engländer im Hotel angeknüpft, die ausschließlich jenem Gegenstande gegolten hatte.

„Mir ist es unbegreiflich,“ nahm der Professor das Wort, „wie sich der menschliche Sittengang in einen solchen Schraubengang von Unnatur verbohren kann, daß man ohne Nötigung, ja zum Vergnügen, sich zu einer Zeit, in welcher derlei, was hier vor uns ausgebreitet liegt, zu sehen ist, in die Sommerluft einer Stadt hinein begibt, in welcher fünf Millionen Menschen zusammengedrängt sind.“

„Es ist allerdings stark,“ entgegnete unser Landsmann, ein Gutsbesitzer, der ein schönes Haus dort sein Heim nennt, wo der Traunstein und das Höllengebirge über die grünen Wasser der Ager ins Hügelland hinausschauen. „Da wir aber bei Allem einen Erklärungsgrund suchen, so möchten wir ihn wohl in der Mode finden — einem Begriffe, der zwar sehr allgemein ist, und den eigentlichen Grund auch wieder nur um einen Ring weiter hinausschiebt, doch aber die Richtung andeutet, an der das Verständnis derartiger Dinge zu suchen ist. Wie können wir uns andere Unnatur in Kleidung, Brauch, Lebensweise nicht nur von Städtern, sondern auch von Bauern zurechtlegen, als durch durch die Annahme, daß die Welt, wenn sie auch nicht gerade des Teufels ist,

doch stets einer Legierung mit quälendem Unverstand bedarf? Die elegante Welt in London martert sich in Staub, Schwüle, Nachtwachen und im Genuß von Dingen ab, wegen deren man sicherlich nicht den Juli einer ungeheuren Stadt aufzusuchen nötig hätte. Es ist aber ein Zug vorhanden, der alle diese reichen und unabhängigen Menschen bändigt. Wäre er im Grunde nicht so thöricht, so könnte man ihn dämonisch nennen".

„Daß es nichts anderes ist," bemerkte ich, „darauf deuten ja auch die paar Exemplare hin, die wir vorhin reden gehört haben. Sie wissen, wann die Bergwelt am schönsten ist, haben Pall mall und Regents park den Rücken gewendet, tragen aber doch eine gesellschaftliche Eigentümlichkeit ihres Volkes an der Stiefelsohle mit herum, indem sie stundenlang in solcher Umgebung von derartigen Dingen sprechen."

„Ich bin auch keine Aeolsharfe," sagte derjenige von uns, ein Gerichtsrat, welcher das Wort Stimmungsbild aufworfen hatte. „Meine Nerven sind widerstandsfähig genug, um sich nicht allsofort von dem, was gerade zu sehen ist, Bedingungen setzen zu lassen. Wenn man aber ein derartiges Gewäsche mit angehört hat, so möchte man es bedauern, daß es nicht mehr stimmungsselige Menschen gibt, wenigstens so weit es sich um die Fähigkeit handelt, die Eindrücke einer schönen oder gewaltigen Natur über sich Herrschaft gewinnen zu lassen. Aber freilich, von dieser Empfindsamkeit triften wir immer weiter und weiter ab. Sagt man uns doch vor, es sei eine Lüge, daß das Gebirge erhaben und das Meer gewaltig wäre. In Wirklichkeit wären solche Erscheinungen rohe, trutzige Gewalten, die mit dem Menschen und seinem Empfinden nichts zu schaffen haben. Der Mensch und nur der Mensch sei das interessante, des Nachdenkens und der Beobachtung würdige Objekt. Das gibt sich wohl scharf-

sichtig und modern aus, ist aber in seiner Wesenheit nichts anderes als ein kleinstädtischer Zug, und erinnert ein wenig an jene Krähwinkler, die lieber zum vorderen Fenster auf die Marktgasse hinausschauen, wo es „Leute zu sehen gibt," als zum hinteren Fenster, wo man auf den langweiligen Wald und auf den See mit seinen Wellen und Fischernetzen schaut. Haben wir nicht auch zu lesen bekommen, daß es gar nicht so übel wäre, wenn sich die Mode der Sommer-Saisons auch in unseren großen Hauptstädten einbürgerte. Es sei doch eigentlich schöner und sogar kühler in der Stadt, die Theater hätten wieder zu thun und man amüsirte sich weit besser, als jetzt, bei der tollen Gewohnheit der gebildeten Welt, ihr Behagen draußen in Wald und Berg zu suchen. Ist ja schon der Sprachgebrauch kostbar, der diese Jahreszeit die todte heißt."

Wenn man auch annehmen will, daß unser guter Gerichtsrat mit dieser letzteren Bemerkung deshalb über das Ziel hinausschoß, weil sie ja nur vom Standpunkt des Großstädters aus aufgestellt worden sein kann, so gewann sie doch eine Bedeutung durch das Bild von Glanz und Leben, was um uns herum ausgebreitet war. Jede der zahllosen Blumen, die sich im kühlen Bergwinde neigten, schien den Worten zuzunicken, die schrillen Stimmen der Alpenflühe-Vögel, stimmten ihnen bei.

Ich dachte jedoch an das bescheidenere Loos so vieler Genossen, die mit uns kämpfen und arbeiten und die ihr Schicksal zwischen den Mauern der Großstadt zurückhält und sagte mir, daß es auch diesen nicht einfallen wird, diese Gnadenwochen die todte Zeit zu heißen. Bekommen sie nie einen grünen Baum oder eine Blume zu sehen, haucht ihnen nicht in mancher Feierstunde der kühle Strom entgegen? Blüht ihnen nicht vor dem Fenster im irdenen Topf eine Levkoje, eine Rose. Es ist doch eigentlich selbst vom Standpunkt des Städters aus eine Art Verzerrung des natür-

lichen Empfindungsganges, hier das Wort todt in den Mund zu nehmen.

„Es fehlte gerade noch,“ fuhr der Gerichtsrat nach einer Weile fort, „daß dieser Brauch, wenigstens während des Sommers innigere Fühlung mit der Natur zu suchen, durch eine Sport- und Theater-Saison in den Hundstagen abgelöst würde.“

„Ist gleichwohl nur Mode, das eine wie das andere,“ bemerkte der Gutsbesitzer.

„Mag sein,“ entgegnete der Gerichtsrat. „Für die unserige aber, welche uns anhält, die Luft des Fichtenwaldes jener der von Schläucheu bespritzten Straße vorzuziehen, sprechen die Anforderungen der Vernunft und auch unsere Verhältnisse, die ganz anders sind, wie die jenes Inselreiches. Schließlich machen ja auch dort nur die oft geschilderten Oberen Zehntausend jene Mode mit, die sich ja das freie Leben, welches sie zu anderer Jahreszeit auf ihren Schlössern, Jagdgründen, am Meeresufer oder auf ihren Yachtfahrten führen, schadlos halten. Solche können sich die Strapaze zumuten, in diesen Tagen, in welchen allenthalben durch die Natur reichlichere Lebensströme sich zu bewegen scheinen, ein gänzlich unnatürliches Dasein zu führen. Wir, die wir über alle jene Dinge nicht zu verfügen haben, sind zu unserem Glück gezwungen, die Gabe dort aus der Hand der Natur entgegenzunehmen, wo sie uns am meisten zur Wohlthat wird. Die Erfahrungen meines Berufes legen mir oft eine Frage der Verwunderung darüber nahe, daß in diesem modernen Leben nicht alle Welt verrückt wird. Wir sollten uns mitten in unserem Elend noch glücklich preisen, daß wir eine solche Mode haben und nicht mit einem Finger, ja nicht mit einem Gedanken, daran rühren.“

„Vollkommen einverstanden,“ sagte der Professor. „Trotzdem glaube ich aber, daß wir an Genußfähigkeit in dieser

Hinsicht hinter unseren Eltern und Großeltern zurückstehen. Die Wohlthat in Bezug auf Kräftigung unserer Gesundheit und Stärkung unserer Lebenskraft genießen wir freilich noch, gleich ihnen. Die wird uns zu teil, ob wir wollen oder nicht. Aber ich glaube, selbst ihr, die ihr in dem Vaterlande Adalbert Stifters eure Heimat habt, gebt euch der Beschauung der Natur nicht mehr mit jener voraussetzungslosen Ruhe hin, die man noch vor dreißig, vierzig Jahren bei so vielen Gebildeten antraf. Es ist mir das vorhin bei dem von unseren Freunde gebrauchten Wort „Stimmungsbild“ so von ungefähr beigefallen. Wer hat Neigung, ja ich möchte fast fragen, wer hat Zeit, den Ausdruck eines Gedankens des Wesens der Dinge, wie ihn beispielsweise diese von der Mittagssonne beglänzte Bergwelt gibt, als Stimmungsbild in sich aufzunehmen. Unser Freund kann es vielleicht noch, er führt eine Lebensweise, bei welcher die Nerven ihre richtige Schwingungsfähigkeit behalten. Wir andere alle aber sind unruhig und überhastet.“

Es mag etwas wahres daran sein, dachte ich bei mir. Doch wollte ich, um den Kampf der Meinungen nicht zu stören, nicht mit irgend welcher Beschwichtigung dazwischen treten. Meiner Meinung nach hängt die Anregung, welche von der Natur ausgeht, immer mit der Stärke einer gewissen lyrischen Mitgift eines Menschen zusammen. Diese war aber zu allen Zeiten weit weniger verbreitet, als das Interesse an Schicksalen und Begebenheiten. Der größte Teil der Menschheit wendet von seinem persönlichen Wünschen und Wollen die Aufmerksamkeit erst dann nach außen hin, wenn etwas geschieht, wenn etwas vorgeht. Das wird wohl immer so gewesen sein. Platen hat uns das geschildert in der Ode, die so anfängt:

> Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
> ist der Welt allmächtiger Puls.

Zugeben kann man vielleicht, daß je nach dem geschichtlichen Charakter der Zeitläufte in diesen Neigungen und sogar Fähigkeiten Schwankungen eintreten. Wenn das Jahrhundert kämpft, um für die Staaten und die Gesellschaft neue Gestalten zu gewinnen, so tritt die harmlose Teilnahme an den Erscheinungen jener ewigen Bühne der Natur zurück, weil wir selbst alle außerhalb unseres innerlichen Lebens sehr viel zu wünschen, zu wollen und zu schaffen haben. Geschieht aber in der Welt nichts, so macht sich wieder jenes Vermögen der Beschaulichkeit geltend. Der rasche Fluß spiegelt nichts von seinen Umgebungen wieder, wohl aber der See, ja sogar der schwarze Sumpfteich mit seinen Nymphäen und schneeweißen Wasserlilien. Jener Adalbert Stifter, auf welchen der Professor anspielte, um eine der wundersamsten künstlerischen Erscheinungsformen unserer Künstler zu bezeichnen, welcher das Entzücken unserer Väter und unserer eigenen Jugend war, würde heute wohl schwerlich es zu einem Schimmer jenes Ruhmes bringen, dessen voller Glanz auf ihm lag. Unser Geschlecht zieht es vor, seine beschauliche Fähigkeit jenen Dichtern zuzuwenden, von welchen es in die Dachkammern und Kellerwohnungen, in die Luft des Elends, in den bösartigen Kampf der Vorurteile und in die Schaustücke des allgegenwärtigen Hasses hineingeführt wird. Es bereitet sich eine andere Welt vor und darum gibt es deren nicht gar viele, welche sich genug innerliche Ruhe und Heiterkeit bewahrt haben, um irgend einen Teil der Natur als Stimmungsbild zu empfinden.

Aus dem, was alsbald der Gerichtsrat sagte, entnahm ich, daß meine Meinung wohl, was den erheblichsten Teil ihres Inhaltes anbelangt, von anderen Beobachtern geteilt werde, gleichwohl aber noch eine andere Seite hervorgehoben werden müsse, über die man gewöhnlich hinwegsieht. Er sagte:

„Niemand wird leugnen wollen, daß heutzutage unsere Gebildeten einer Weltanschauung huldigen, welche man merk-

würdiger Weise die exakte nennt, obwohl die Übertragung gewisser Ergebnisse der Naturwissenschaften auf die Erklärung des Welträtsels an sich einen nicht minder phantastischen Sprung darstellt, wie wir einen solchen bei der Erinnerung einer und anderer Naturauffassung vergangener Jahrhunderte belächeln. Wer sich im Banne einer solchen Anschauungsweise befindet, die man wohl auch eine mechanische nennen kann, der kann in der von ihm ausgebreiteten Körperwelt nur Demonstrationen aus den Gebieten der Physik, Chemie, Geologie, Physiologie u. s. w. erblicken. Von allem dem, was er da sieht und zu sehen meint, soll ihm nicht abgestritten werden. Die Auffassung ist aber eine einseitige, weil sie nur eine Seite des Wesens der Dinge festhält und sich um das Dasein der anderen nicht kümmert, oder dasselbe auch ohne Weiteres ableugnet. Würde man sie zugeben, so müßte man ja zugleich auch eine Weltdordnung mit in den Kauf nehmen, die einem in verschiedener Beziehung, namentlich in sittlicher, nur lästig und unbequem wäre. Die Natur besteht für ein solches Auge auf der Sichtbarwerdung der Kräfte. Ich sehe nicht ein, wie da ein Gefühl des Behagens zu Stande kommen soll, oder etwas von dem, was man ästhetische Empfindung nennt. So ließe sich schier das Paradoxon aufstellen, daß mit der Ausbreitung, oder vielmehr Ausflachung der Naturwissenschaften die Naturfreude geschmälert wird. Allerdings wehren sich die Materialisten gegen eine solche Behauptung. Sie sagen, der richtige Naturgenuß ergebe sich erst dann, wenn nicht nur die Einbildungskraft an Farben, Tönen u. s. w. herum irrlichtern, sondern auch ein Verständnis dafür vorhanden sei, durch welche Vorgänge das angeschaute Stück Erde entstanden ist und welche weitere Vorgänge im Leben desselben zu beobachten waren. Selbstverständlich erhöht ein solches Wissen den Genuß der Landschaft, es ist aber doch nicht Grundbedingung desselben. Ich möchte

vielmehr glauben, eine solche Grundbedingung sei der lyrische oder auch mystische Zug, den ein Mensch als Mitgift hat. Dann bekommt das Wort Stimmungsbild erst seine richtige Bedeutung. Es bezieht sich nicht auf die Stimmung des schauenden Subjekts, sondern vielmehr auf die Stimmung und Willensenthüllung des Geistes, der sich in der Natur verkörpert und durch den Stoff hindurchleuchtet. Wie wenn hoch oben am Himmel sich eine Wolke in Bewegung setzt und hinter ihr alsbald das vorher verborgene Firnfeld aufglänzt, so wird mit dieser oder jener Beleuchtung einer Landschaft urplötzlich ein Schleier weggezogen, welcher uns den Einblick in einen der unnennbar zahllosen Gedanken der Isis verhüllte. Wenn die Natur nicht die unseren Sinnen angepaßte Erscheinung des Geistes, und zwar eines zielbewußten Geistes ist, welcher durch Vorgänge untergeordneter Art das Erreichen höherer Zwecke vorbereitet, für den gibt es nicht den Naturgenuß in dem Sinne, in welchem ich ihn mir denke. Man kann sich denselben allerdings auch in anderer Art vorstellen. Es gibt Leute, die sich schon durch einen bloßen Aufenthalt in Ischl oder Salzburg mit dem Naturgenuß abfinden, solche die ihn des Abends in einem schattigen Biergarten finden und wieder andere, die dazu einen Aussichtsturm oder das Durchschauen durch ein farbiges Fensterglas brauchen. Wenn nun aber die Vorbedingung desselben jene Anlage ist, welche ich andeutete, so liegt schon darin die Erklärung, warum die Fähigkeit des Naturgenusses heute seltener ist, als früher. Denn wir sind ein positives Geschlecht, kümmern uns vornehmlich um Thaten, um andere Sachen recht innig aber nur dann, wenn sie in greifbare Verbindung mit unserem Wollen oder unseren Bedürfnissen gesetzt werden können."

Ich dachte mir, es sei ohne Zweifel etwas Wahres daran, daß eine gewisse, namentlich oberflächliche Weise der

Beschäftigung mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft dem Naturgenuß eher abträglich sei. Es ist beispielsweise möglich, daß ein Solcher, welcher nach der in unseren Schulen herkömmlichen Schablone mit solchen Dingen angestaubt ist, in der Gebirgswelt, die wir von dieser Höhe aus überblicken konnten nur ein in weiter Runde aufgestelltes Mineralienkabinet finde. Da ist zunächst gegen die obere Sarca hin der Granit, an ihn lehnt sich der Glimmerschiefer, dann kommen die Kalkschichten der Trias, dann der Dolomit der rhätischen Lias, schließlich dann Moränenbildung. Aus allem dem ist, wenn man es so haben will, weiter nichts zu sehen, als eine Summe von Hebungen und Fältelungen durch lotrechten oder seitlichen Druck, umgestülpte Schlammbänke, die, aus trüben Meeren abgesetzt, allmählich verhärtet wurden, Auswaschung durch niederstürzendes Wasser, Zerstörung und Abhobelung durch das sogenannte Gebiß der Zeit. Von einer Einwirkung auf das Gemüt kann, wenn man auf diesem Standpunkt beharrt, allerdings nicht die Rede sein. Es läßt sich aber auch sagen, daß die Architektur Niemanden Bewunderung abnötigen würde, welcher in ihr bloß das sieht, daß Steine und Mörtel zusammengetragen worden. Das dichterische (oder, was auf das gleiche hinauskommt, mystische) Ahnungsvermögen dagegen glaubt in diesen verschiedenen Abstaffelungen der Architektonik der Erdrinde eine Andeutung davon zu finden wie der Weltgedanke von roheren Antrieben sich zu lichteren und freundlicheren Gestaltungen weiter entwickelt. Als der Brei jener Granitmassen sich verhärtete, gab es nichts Empfindendes auf dieser Erde, die Wetter und die Donner der Umwälzungen kannten keine Jahreszeit, es gab kein Frühlingslicht und keinen Mittagsglanz. Die Flugsaurier und großen Eidechsen, die sich damals herumtrieben, als sich der Schlammhaufen zusammensetzte, der jetzt dort als Monte Fublan dasteht, würden ihre langrachigen Köpfe ge-

schüttelt haben, wenn sie die Botschaft hätten begreifen können, daß dort, wo sie fischten und jagten sich einmal Wesen aufhalten würden, die sich an Himmelsbläue und Fernenglanz erfreuten.

So wird allerdings die Kenntnis der Naturvorgänge zu einem schönen Untergrund des Genusses, weil sie auf die Zielstrebigkeit des Weltgedankens hinweist und dadurch den Menschen, falls ihm die Fähigkeit dazu gegeben ist, tröstet und erhebt. Aber ohne solche Fähigkeit kann man sie, wenn von beschaulichem Genusse die Rede ist, als wenig wertvoll bezeichnen.

Langsam traten wir den Rückweg an. Wir begegneten unseren Engländern, die sich damit vergnügten, vom Ufer des Sees aus den einen und anderen der schroffsten Zacken zu photographieren.

„Das ist so recht der moderne Naturgenuß," sagte der Professor lächelnd. „Wenn Einer noch daran zweifeln will, so betrachte er sich diese Leute die mit ihrer Patent-Maschine Nummer so und so viel da herauf kommen und mit ihren Trockenplatten hantieren, weil alle Welt damit hantiert.

„Ich finde das nicht so schlimm," entgegnete der Gutsbesitzer. „Mag es immerhin die Mode sein, so ist diese Mode wenigstens eine bessere, als jene, welche die gewohnten Stadtvergnügungen infach in eine Örtlichkeit, die in Wald und Feld gelegen ist, überträgt. Über jene ärgere ich mich, über diese nicht."

„Wahr gesprochen," entgegnete der Gerichtsrat. „Die Sache gestaltet sich aber für eine optimistische Betrachtung noch günstiger, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die Urgroßväter dieser edlen Briten noch vor etwa hundert Jahren gleichfalls auf den Machtspruch der Mode hin diese schöne Zeit der Erholung hinbrachten. Entweder war es eine Art von sommerlichem Karneval, der sie nachliefen oder — —

was braucht man auszumalen? Jedenfalls ist es gescheidter und auch für sie gesünder, daß sie mit ihrem Photographenkasten da herumlaufen."

„Als Gerichtsperson darf ich mich auch ein wenig zu den praktischen Psychologen rechnen", sagte der Gerichtsrat. „Man sagt in der Regel, diejenigen Leute, welche eine Freude an der Natur haben, seien besser geartete Menschen, als diejenigen Leute, welche dieselbe kaltsinnig betrachten. Ich glaube, dies ist ein Beweis für die Richtigkeit von dem, was ich früher gesagt habe. Denn in diesem Falle kann man den Satz verallgemeinern und es läßt sich dann sagen, derjenige, welchen jener glaubensvolle Sinn für eine geistige Bedeutung der Körperwelt innewohne, sei, besser geartet, als derjenige, welcher jede Hinweisung auf eine übersinnliche Bedeutung derselben ablehne. Und dies ist in Wirklichkeit der Fall, wie es ungezählte Beispiele darthun und wie es zudem sich im Vorneyhinein annehmen läßt. Aus diesem Grunde müssen wir, wie gesagt uns zur Mode der Sommerfrische flüchten. Mögen die Beweggründe, welche sie geschaffen haben, so eitel wie möglich sein, etwas bleibt doch immer hängen von dieser Versetzung in eine außerordentliche und schon durch ihre Größenverhältnisse auf die Sinne wirkende Umgebung. Es ist unmöglich, daß der Gedankengang nicht zeitweilig abgelenkt und sowohl im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn nach etwas Höherem hin gerichtet werde."

Und, als ob die Anschauung der Wirklichkeit diesen Satz alsbald hätte bestätigen wollen, that sich in diesem Augenblick vor uns der grüne Plan des Hotels von Campiglio auf. Viele Menschen saßen hier und dort im Schatten der Lärchen, standen am blinkenden Brunnquell oder betrachteten die glänzenden Ballen der Sommerwolken, welche bald über diesen, bald über jenen Grat herüberleuchteten. Ein großer Friede, eine Art von sonntäglicher Stimmung lag über diesem

Schaustück. Es läßt sich nicht denken, daß nicht mancher von denen, die da einsam dahingingen, nicht, flüchtig wenigstens, mit seinen Gedanken das geheimnisvolle Wesen des Baumlebens, mit seinem Nachsinnen das Emporsteigen des lichten Bornes und mit seinen Träumen die weiten Gesichtskreise, die sich dem Beschauer von jenen Wolkenhöhen von Campiglio erschließen mußten, berührt hätte.

Campiglio wird einmal, wenn das mehrfach erwähnte Straßenstück von Dimaro bis zum Lager „Karls des Großen“ hergestellt ist, die unserem Geschlechte schon fast aus dem Gedächtnis entrückte Phantastik der fahrbaren Alpenstraßen, wie sie unsere Väter noch gekannt haben, wieder in die Wirklichkeit übersetzen.

Es gibt wohl wenige Leser, welche sich mit der Poesie der hohen Übergänge über die Alpen nicht aus manchem Dichterswerk vertraut gemacht hätten. Seit Mignons Lied vom Berg und seinem Wolkensteg, wo „der Fels und über ihn die Flut“ stürzt, sind diese Bilder in das Bewußtsein des ganzen Volkes eingedrungen. Man erinnert sich an die Hänge, durch welche in weiten Schlangenwindungen die Straße hinaufzieht — an die Schneefelder, die immer zahlreicher und breiter werden, je mehr man sich der Jochhöhe nähert, und durch welche sich oft ein Bach, der weiter unten im Thale als Wasserfall das glänzende Laub der Feigen- oder Ölbäume übersträubt, ein schwarzes Thor gerissen hat. Man denkt auch an die Romantik des Posthorns, welches uns in solchen Einöden entgegen schmettert, an die hochbepackten Wägen, an die wehenden Schleier der Ladies, an die unheimlich feuchten Stuben der Hospitze und Zufluchtshäuser, an die Wolken, die man unter sich an den Windungen der Straße erblickt, an die kleinen fischlosen Hochseen, die, wenn sie nicht überfroren sind, der kalte Wind kräuselt. Man stellt sich auch vor, wie für denjenigen, der von jenseits herüberkommt,

diesseits eine neue Welt aufgeht — andere Sprache, andere Häuser, andere Pflanzen, ein anderer Himmel.

Solchen Schaustücken gegenüber kommen selbst die vielberufenen Wunder der die Alpen überschreitenden Schienenwege nicht auf. Kleine Tunnels kommen hier und dort auch auf diesen Alpenstraßen vor, aber was sind sie gegen die entsetzlichen Qualmröhren der Eisenbahnen, durch die sich auf ein Dutzend und noch mehr Kilometer die Schienen hindurchziehen! Alle die Viadukte, Brücken und sonstigen Merkwürdigkeiten dieser Schienenwege kommen an malerischer Wirkung nur selten auf gegen die Kühnheit, mit welcher jene Straße, hoch über dem tiefdunkelnden See oder längslotrechter Felswände dahinklettert.

Versetzen wir uns nun wieder in das Etschland, in die Umgegend von Mori, unterhalb Trient, oder auf den Sattel zwischen Trient und Vezzano und werfen einen Blick in das Sarca-Thal.

Hier, auf diesen jetzt so warmen und fruchtbaren Gründen, sind allenthalben Spuren der Eiszeit zu entdecken.

Unter den vielerlei Erklärungsversuchen, die man in Bezug auf die Entstehung der Eiszeit, oder der Eiszeiten, aufgestellt hat, ist einer erst vor wenigen Jahren zu besonderer Geltung gekommen. Man hatte früher das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen, die ehemalige Anfüllung des Sahara-Beckens durch ein Meer, eine frühere Absperrung des Golfstromes, den angeblichen inselhaften Aufbau der nördlichen Halbkugel und manches Andere herangezogen, und die Bedeckung so weiter Gebiete unsres Erdteils durch Gletscher begreiflich zu machen. Durch die Beobachtungen, die man auf der Berliner Sternwarte über die zeitweiligen Veränderungen der Polhöhe, denen die Lage einer und derselben Örtlichkeit unterworfen ist, gemacht hat, ist es wahrscheinlich geworden, daß die feste Erdrinde sich manchmal über dem

feuerflüssigen Innern, dem Magma, verschiebt, sich um einige Bogenminuten dem Pole nähert und wieder entfernt. Im ersteren Falle wird das Hereinbrechen einer Eiszeit gefördert, im zweiten gehen die entstandenen Gletscher wieder zurück. Nach dieser Anschauung würde die Entstehung neuer Eiszeiten immer unwahrscheinlicher werden, je weiter von der Oberfläche des Planeten gegen den Mittelpunkt hin die Abkühlung fortschreitet, und damit der Durchmesser der festen Kruste anwächst.

Betrachtungen dieser Art mögen vielleicht wenige Gegenden unsrer Alpen in gleicher Weise anregen, wie gewisse Teile der Wegstrecke zwischen Trient und den Giudicarien. Hier sieht man beispielsweise, bevor man von Vigolo her Vezzano erreicht, links von der Straße, etwa hundert Meter über dem letztgenannten Orte, eine Einhöhlung, einen sogenannten Gletschertopf (pozzo glaciale), welcher wohl eines Besuches wert ist. Der Rand bildet eine Ellipse, deren größerer Durchmesser nahe an acht Meter beträgt, während die Tiefe sechs Meter ausmacht. Es war der berühmte italienische Geologe Stoppani, welcher diesen und einen anderen in der Nähe gelegenen Gletschertopf entdeckte. Auch finden sich in der Nähe allenthalben Geschiebe, Granite, quarzhaltiges Porphyrgestein und andere Moränentrümmer, welche von der Zeit herrühren, in welcher der Etschgletscher von Osten her zum großen Sarcagletscher herüberlangte.

Weiterhin zwischen Pietra Murata und Drò unweit Arco bemerkt man zur Linken gegen den westlichen Thalhang hin ein merkwürdiges Wirrsal von Steintrümmern, ein hochgetürmtes Durcheinander von Schutthaufen und weißen Blöcken. Es sind dies die „marocche“ von Drò. Man hielt diese eigentümliche Erscheinung bis in die letzten Jahrzehnte herab, gleich den sogenannten Slavini di San Marco bei Mori im Etschthale, für die Denkmäler eines Bergsturzes, als welche

die letzteren schon von Dante geschildert worden waren. Erst in der jüngsten Zeit, in welcher man den Erscheinungen der Eisperiode mehr Aufmerksamkeit zuwandte, erkannte man die Natur dieser Gebilde als die einer alten Stirnmoräne. Es sind verwitterte Schuttdämme, durch welche sich die Sarca durchgenagt hat und welche auch sonst durch Denundation sicherlich viel von ihrer ursprünglichen Höhe eingebüßt haben.

Der Bergrücken, welcher hier den kleinen See von Cavedine von der Sarca trennt, war gleichfalls einmal unter dem Eise des Sarca-Gletschers begraben. Er bezeichnet die Stelle, wo das Eis die bedeutendste Tiefe hatte. Verschiedene langgestreckte Moränenhügel, welche die Gestalt vergrößerter Steinhaufen, wie man sie auf den Landstraßen sieht, haben, begleiten den Zug des steilen Dolomitgehänges im Osten des Flusses.

Der Moränennatur dieser Steinwildnis, welche anfangs von einigen Gelehrten bestritten wurde, erscheint durch den bekannten italienischen Geologen Omboni als unzweifelhaft festgestellt. Aus seinen Untersuchungen geht hervor, daß die Hauptstirnmoräne von der Gruppe des Adamello herrührt, von dem gesamten Steininhalt der Moräne jedoch hier nur die obersten Teile sichtbar sind. Wenn man hier wenig Granittrümmer, das eigentliche Gestein des Adamello, wahrnimmt, so kommt dies eben davon her, weil das Gebirge, durch welches sich der Gletscher in der Hauptsache hinzog, aus Dolomitkalk besteht, die abfallenden Trümmer von demselben also obenauf zu liegen kamen. Auch ist Omboni der Meinung, daß sich die marocche erst bildeten, nachdem der vom Etsch-Gletscher über Vezzano herüberlangende Arm verschrumpft war, wodurch offenbar ein Zurückgang des Sarca-Gletschers mit bedingt wurde. Im übrigen fehlt es nicht an Bruchstücken von Granit, Gneiß u. s. w., welche die bekannten bedeutungsvollen Ritzen und Furchen aufweisen.

Die Anzahl der deutlich erkennbaren Steindämme beträgt sieben bis acht.

Für Besucher der „Marocche“ sei erwähnt, daß sie von Arco bis Ceniga den abwechslungsreichen Weg auf dem rechten, westlichen Sarca-Ufer einschlagen können.

Ganz in der Nähe öffnet sich eine merkwürdige Tropfsteinhöhle. Sie befindet sich auf dem linken Sarca-Ufer, zwischen Arco und dem Dorfe Ceniga. Man steigt etwa 120 Meter über die Straße empor und gelangt zum Eingange, dessen Schwelle man in gebeugter Haltung überschreitet. 230 Meter von diesem Thore entfernt, bekleiden die schönsten Stalaktiten Wölbung und Wände des Hohlraumes. An verschiedenen Stellen vernimmt man das Geräusch von Wasser, das sich im Innern des Berges seine verborgenen Wege sucht.

Die äußere Umgebung, insbesondere auch die der steilen Abhänge unter der Straße von Nago nach Torbole, dann die der Felsenkreise hinter dem Castell Penede, die schiefen Ebenen der sogenannten „Lastre“, erinnern durch mehr als eine Einzelheit an die Karstküsten der Adria.

Um auf die Eiszeit zurückzukommen, so läßt sich sagen, daß die angeführten Spuren und Überreste derselben wohl sehr merkwürdige, aber keineswegs die bedeutendsten Denkmäler jener Zeit sind, in welchen die Gestaltung dieser Natur einen dämonischen Gegensatz bot zu dem Bilde, an welchem wir uns heute erquicken. Weit mächtiger sind jene bereits früher erwähnten Moränen-Hügel um den Mincio herum, die während so vieler Jahrhunderte in den Kämpfen des entzweiten Geschlechts mit Blut benetzt wurden. Ein noch auffallenderes Zeugnis für die Thätigkeit des Eises bietet zunächst das Becken des Garda-Sees selbst. Die durch einen von Nordwesten her seitlich wirkenden Druck entstandene Verwerfungs-Spalte zwischen dem Gestein, welches heute links und rechts die See-Ufer bildet, ist durch die Thätig-

keit des Eises, welches, in ihr zusammengedrängt, sich weiter preßte, entsprechend vertieft, durchschürft und ausgearbeitet worden. Mit welcher Wucht dies geschehen ist, sieht man aus der Thatsache, daß die Tertiär- und Kreide-Schichten, von welchen hier einst die Ablagerung des Lias und anderer älteren Bildungen bedeckt war, an den meisten Stellen abgescheuert und fortgeflößt worden sind. Die dadurch entstandene Abnahme der Erhebung des ganzen Massivs läßt sich wohl auf etwa tausend Meter berechnen. Indessen findet man noch einige zurückgebliebene Überreste jener Kreideschichten zerstreut da und dort. Am seltensten sind sie auf der Höhe, etwas häufiger an den Hängen, wo man sie in Begleitung von Eocän-Bildungen antrifft.

Von alten Denkmälern aus einer Zeit, die unmittelbar auf jene Jahrtausende der Erstarrung folgte, müssen die Niederlassungen von Menschen angeführt werden, die nach dem Abschmelzen der Gletscher auf Gerüsten dort über dem alsdann von Wasser überwallten Grunde hausten. Heute ist dort, bei Desenzano, fester Boden, wo einmal die Balken der Pfahlbauten von den Wellen umbrandet wurden. Da sehen wir die Wassernuß in Haufen auf den Gerüsten liegen, die in den See hineingebaut sind. Dazwischen sind die Schalen von Schildkröten angehäuft, die mit den großen Wäldern verschwanden. Auf Pfählen stecken die Schädel von Feinden, hie und da durch einen scharfen Kieselstein gespalten. An mancher Stelle des Ufers liegt dann auch ein mächtiger Eichenstamm, mit Hülfe des Feuers ausgehöhlt, damit er als Pirogue diene.

Die Hütten der Wassernuß-Verzehrer sind aus Holz, Lehm und Farnkräutern zusammengeflickt. Über den Boden hin sind angenagt die Knochen des Torfschweines und des Auerochsen verstreut. Die Waffen sind aus Stein oder aus gespaltenen Beinen. Eichen und Fichten bedecken den Boden

hier wie dort — kein Lorber, keine Myrte, kein Citronenbaum, keine Agave will den milderen Himmel bezeugen. Wie weit ist es von jenen koth- und blutbefleckten Schlupfwinkeln zwischen Urwald und Uferschilf zu den Goldfrüchten und dem Ölwald, die wir heute an der Umrandung jener Gründe wahrnehmen!

Geschiebe sind übrigens nicht nur hier zurückgelassen worden, sondern auch auf den Hochflächen und Staffelabsätzen der Ostabdachung des Baldo über dem Etschthal. Auch jene Höhen sind mit Blut befeuchtet worden, und zwar, wie die Moränen-Hügel von Custozza und Solferino, im Kampfe der nämlichen Feinde, mehr als einmal und stets in kurzen Zwischenräumen. Wie auf dem Schutt-Geschiebe von Custozza binnen weniger als zwanzig Jahren drei große Schlachten geschlagen wurden, so schlug man sich in zwei Jahren vier Mal dort drüben auf dem mit Trümmern überlagerten Jura-Gestein von Rivoli.

Es ist ein grimmer Wintertag (14. Januar) des Jahres 1797. Der Nordwind fegt durch dürres Buchenlaub. Die Etsch knirrscht von Eis. Die durstigen Soldaten müssen sich die zugefrorenen Brunnentröge aufschlagen. Neben Cypressen steht dort der Kirchturm von Rivoli, einem armseligen Dörflein, mit seinem Pickelhaubendach — aber dieses Dörflein wird der glänzendsten Straße der Hauptstadt der Welt seinen Namen geben. Bonaparte befehligt die bepuderten und bezopften Soldaten des Direktoriums bei Affi. In der Via Pozzo dell' Amore in der Amorbrunnengasse, halten die besorgten Befehlshaber. Die Österreicher nahen heran — der Rückzug ist gefährdet, es ist Mittag, die Niederlage scheint gewiß. Da kommt Masséna, l'enfant chéri de la victoire, auf die Felder von Rivoli. Die Schutt-Höhen von Tambalora werden unter dem Rufe: „Vive la republique!“ genommen. Lasalle stürzt mit seinen Reitern, nach

Napoleons Ausdruck, „wie ein heißhungriger Wolf auf die zerstreuten Schafe,“ über den Feind her. Die Österreicher fliehen, Masséna verfolgt sie bis Caprino, um zwei Uhr sind die Republikaner Sieger.

Am 7. November 1796 hatte man sich ebenfalls bei Rivoli geschlagen. Am 6. August des gleichen Jahres hatte bei Rivoli Masséna einen großen Sieg erfochten, neun Tage später siegte der nämliche Davidović, der am 14. Jannar unterlag, und abermals drei Tage später mußte er sich wieder zurückziehen.

Die Moränen-Ablagerung auf dieser Seite des Monte Baldo zieht nicht so weit gegen Süden hinab, wie auf der anderen, der Gardasee-Seite. Dafür reicht sie höher auf den Berg hinauf, als die Ablagerungen des jenseitigen, im übrigen mächtigeren Gletschers.

Sie bilden hier einen Halbkreis von Hügeln, in dessen Mittelpunkt das Dorf Rivoli (eigentlich Rivole) liegt. Über diese Hügel hinüber mußten die Österreicher an jenem Wintertage ihren Rückzug gegen die Madonna della Corona antreten. Menschen und Pferde stürzten von den Höhen hinab, und Viele fanden ihren Tod bei der Flucht über die steilen Felsen, die gegen das Dorf Brentino abfallen.

Zwölf und sechzehn Jahre später (1809 und 1813) floß abermals Blut auf diesen Steintrümmern. Dann wieder im Jahre 1848, in welchem sich Österreicher und Piemontesen den alten Gletscher-Schutthaufen mit wechselndem Glück streitig machten.

Wenden wir nun unsre Aufmerksamkeit von diesen betrübenden Schauspielen ab und dem mächtigen Gebirge zu, an dessen Hängen die jetzt fast vergessenen Kämpfe tobten.

Über die Bedeutung des Wortes Baldo gibt es dreierlei Ansichten. Nach der einen wäre dasselbe nichts anderes als das deutsche „Wald“, und stammte von jenen „cimbrischen“

Holzschlägern her, die auf den Hochflächen der gegenüberliegenden lessinischen Berge hausten und zum Teil noch hausen. Eine zweite bringt ihn mit dem jetzt verschwundenen Castel Paldo in Zusammenhang, welches sich einmal bei Mori erhob. Nach einer dritten Deutung wäre es das italienische Eigenschaftswort baldo (gewaltig, stolz), das herbeigezogen werden müßte. In diesem Falle wäre es eine Bezeichnung, wie Monte Alto, Monte Generoso, Monte Bianco u. a.

Seit dem 16. Jahrhundert rühmen die italienischen Botaniker den Berg als den „Garten Italiens". Im 14. und 15. Jahrhundert mag er wohl einen ganz anderen Anblick geboten haben als heute. Damals war er bis zur Höhe hinauf mit dichten Laub- nnd Nadelwäldern, Fichten, Tannen, Eichen, besonders aber gewaltigen Buchen bedeckt, deren Stämme, soweit nicht noch jetzt spärliche oder vermoderte Überreste zu sehen sind, oder als Schattenspender für das Weidevieh vereinzelt erhalten werden, nach und nach den Weg in die italienische Ebene hinab gefunden haben. Seit jener Zeit ist er ein Wallfahrtsziel für ungezählte Pflanzenfreunde. Nicht wenige Pflanzen haben von ihm ihren Namen. Schon am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nennt ihn der Botaniker Francesco Pona „das Paradies der Blumen. Bald stellten sich auch deutsche Forscher ein, und Martin Zeiler sagt in seiner italienischen Reisebeschreibung (1640) von ihm: „der Mons Baldus, nicht weit von Verona gelegen, sehr hoch, luftig und wegen der vielfältigen Sorten der Kräuter und Simplicien berühmt sein, dahin die Kräutler aus vielen Landen kommen".

Auch der bekannte Frhr. Kaspar v. Sternberg, der seine botanischen Werke am Anfang unsres Jahrhunderts schrieb, beschäftigte sich vielfach mit der Flora dieses Alpengartens.

Schließlich wurde eben diese Flora, und was damit zusammenhängt, gar noch Gegenstand eines Kampfes, in welchem eine Schmähschrift unmittelbar der anderen folgte. Veranlassung hiezu bot ein Werk von Cyrus Pollini über die Pflanzenwelt des Baldo, welches im Jahre 1816 erschien. Es rief einen Widerhall von vielen Lästerern und Vertheidigern hervor.

Dutzende von Gelehrten aller europäischen Völker beschäftigten sich seither mit dieser weithinragenden Warte, die man vom Karst oberhalb Triest, vom Schlern bei Bozen, vom Habicht in Gschnitz, aus der Ebene des Pò, wie von den Apennin-Höhen um Bologna herum erblickt. Die Vielgestaltigkeit der auf ihr angesiedelten Flora hängt offenbar damit zusammen, daß sie wie ein Markstein dasteht zwischen zwei verschiedenen Welten. Gegen Norden, Westen und Osten hin funkelt es allenthalben von weißen Giebeln, zu Füßen flutet der meerähnliche Benacus, und von Süden her blaut, von der Adria bis zum Apennin sich hinziehend, jene Ebene, aus der zu ihr die Lüfte emporsteigen, welche das immergrüne Gebiet der Mittelmeer-Zone andeuten.

Wer vor Jahrtausenden auf dem Monte Baldo stand, konnte das Eis in der Entfernung von wenigen hundert Schritten unter seinen Füßen erblicken.

Heutzutage sind die nächsten Gletscher, die das Carè Alto und von Laris, in der Luftlinie vierzig Kilometer von seinen Kuppen entfernt. Trotzdem gibt es für denjenigen, welcher von diesen aus Ausblick hält, am ganzen Gesichtskreis nichts, was seine Aufmerksamkeit in gleicher Weise anregte.

Es ist dies abermals eine Stütze des Erfahrungssatzes, daß von allen Erscheinungen der sogenannten unbelebten Natur diese für den Ankömmling in den Alpen die auffallendste ist.

Was unter den Tieren der Alpenwelt in Bezug auf das Interesse, welches von ihr bei der großen Menge der Reisenden angeregt wird, die Gemse, das ist unter den „leblosen" Schaustücken derselben der Gletscher. Man dürfte annehmen, daß eine zutreffende Vorstellung von einem solchen Schaustück dank der Malerei und der vervielfältigenden Kunst ziemlich allgemein verbreitet sei. Dies läßt sich indessen nicht behaupten. Der erste Anblick eines Gletschers in der Nähe verblüfft die Meisten.

Wenn man demselben plötzlich und unerwartet nahe kommt, so sieht man ein Ungetüm vor sich, das uns rundlich, grün und weiß, blau und bleiern, atlasschillerig und grau, schwarzschieferig und perlfarbig seine Zunge entgegenstreckt. Hier tritt abermals der Maler zurück, aber er überläßt sein Geschäft nicht dem Wortbildner oder Dichter, sondern der Einbildungskraft derjenigen, für welche er bis jetzt geschaffen hat. Das ändert aber gar nichts an der unsäglichen Pracht dieses Stückes Welt.

Ein Gletscher mit seinem blendenden Silberblick, mit seiner Fläche, die von Ferne einem glühenden Metall, in der Nähe betrachtet, oft einer schmutzigen, im Aufthauen begriffenen Landstraße zur Winterszeit gleicht, ist allerdings nicht für den Pinsel geschaffen. Der Maler kann ihn nicht anders bringen, als halb transparent, von Gewölk verschleiert. Stellt man sich dagegen die tieferen Thalstufen, beispielsweise des Ötzthales vor, das köstliche Wirrsal der Wasser, die tannigen Wege mit den Unglückstafeln, den Donner der Wasser unter der Brücke von Umhausen mitten im engen Bergwald, die felsigen Staffeln, in welchen das Thal zwei- oder dreimal zu einer tieferen Stufe abfällt, die Wasserfälle an den Riesenwänden, die hohen Pfade zwischen Zwieselstein und Heiligkreuz: Das sind wohl Fundgruben für den Künstler, der in Farben gestaltet, nicht aber die einförmigen Wüsten der

Gletscher, deren überirdischen Schein kein Farbstoff und keine Mengung von solchen nachzuahmen vermag.

Für den Geologen, welcher keineswegs nach dem Eindruck fragt, welchen dieses oder jenes Schaustück, durch verschiedene Metall-Oxyde auf Leinwand dargestellt, hervorbringen möchte, geht vielleicht nichts über die Wirkung einer solchen Wüste.

Steigt man tausend Fuß und noch tiefer hinab, so tritt Einem die Mühsal der Menschen, die geschändete Natur entgegen. Hirten und Sennen quälen sich dort ab in ihren rußigen Blockhütten, Holzfäller verwüsten den Wald, Jäger durchstreifen Krummholz und Geröll, Wurzgräber zerstören die blühenden Rosen, Pechler hacken die Fichten an. Von dem millionenfachen Getöse der Welt verspürt man aber auf dem Gletscher keine Ahnung. Das Leben, welches der gräßlichen Flucht eines geschlagenen Heeres auf der Landstraße gleicht, auf welcher dieser niederstürzt, der Andere mühsam nachhinkt, vom unbarmherzigen, nachrückenden Feind, von den Furien des Hungers, der Begierden gehetzt, von zahllosen Wahngestalten weitergelockt — dieser lärmende Zug voll Hitze Blut und Staub mag Einem, welcher am Rande des Gletschers das blaue Gewölbe und die silberweißen Pyramiden in ihm betrachtet, ein unheimliches Märchen dünken — düster, dunkel, unerforschlich, wie die Thaltiefen dort unten, in welchen es sich tagtäglich abspielt.

Was aber Flüsse, wie die Sarca, auf deren Lauf man von Monte Baldo aus hinabschaut, anbelangt, so muß man sagen, daß ihre Rinnsale denselben Lauf einhalten, in welchem sich die starre und zähe Reihe der Gletscherzungen mit ihrer Steinfracht bewegte. Wenn man eine Karte betrachtet, auf welcher die Ausdehnung dieser letzteren in der Eiszeit dargestellt ist, so wird man zumeist die jetzigen Flüsse an ihrer Stelle finden. Diese sind, sozusagen, die Überreste der

Gletscher — ebenso wie das so vielfach gestaltete Gebirg mit all seinen Abhängen, Kämmen und vereinzelten Gipfeln sich als die von zahllosen Brüchen durchrissene und von allen Seiten her abgewetterte Ruine einer zusammenhängenden, Mauer darstellt. Diese Mauer der Kalkalpen, welche wir in der Ferne sehen, ist aber weiter nichts Anderes, als die erhärtete und emporgedrückte Schlammschicht aus den Niederschlägen eines der früheren Meere. Sowohl seitliche Pressung als von unten her ausgehender Druck hat sie aufgerichtet. Auch stellen sie runzelige Falten dar, in welche sich die Oberfläche der Erde — gleich einem lagernden Apfel — einfaltete, während sich ihr Umfang durch Wärmeverschluß verringerte. Ruine hier, Ruine dort.

Ohne solche Zerstörung aber wäre von einem Landschaftsbild, das uns anmuten könnte, keine Rede. Wir würden uns weder an den unübersehbaren Eismassen mit ihrem Schutt, noch an einer lang hingezogenen Mauer erfreuen. Hier hat, wie allenthalben, die Zerstörung nicht nur Leben geschaffen, sondern auch in den hellen Flüssen und Seen, in den grünen, wildreichen Staffeln, die sich gegen die blauen Hochgrate emporbehnen, in den Durchbrüchen, in welchen die Wasser aus ihren Felsenklausen herauskommen Farbe und Glanz, und für den denkenden wie für den empfindenden Menschen einen unerschöpflichen Schatz von Anregung.

Rundfahrt um den Garda-See.

Was den Gardasee anbelangt, so läßt sich sagen, daß die Natur an der einen und andern Örtlichkeit landschaftliche Musterbilder hervorbringt, das heißt solche Gestaltungen der Erdoberfläche, in welchen auf kleinem Raum Erscheinungen, die man da und dort getrennt und vereinzelt vorfindet, in der wirkungsvollsten Weise zusammengefaßt sind. So ist beispielsweise der Königssee das Musterbild eines Hochgebirgssees. Es fehlt ihm kein einziger der Züge, welche dem Urbilde eines solchen nicht fehlen dürfen. Andere Seen haben Einzelnes von ähnlicher Umrandung — aber die Gesammtwirkung wird von keinem erreicht.

Gerade so muß der Gardasee als eine Verkörperung der Vorstellungen gelten, die sofort in uns auftauchen, wenn man von einem am italienischen Abhang des Gebirges gelegenen Alpengewässer spricht. Es ist hier der Steilabfall der Felsen vorhanden, jener Vorstaffeln hoher Berge, auf deren Gipfeln bis in den Hochsommer hinein Schnee blinkt. Es fehlen aber auch die Ufergärten mit ihren Goldfrüchten nicht, die marmorweißen Landhäuser, die schwarzen Cypressen, die Inseln und Halbinseln, die wie große Blumensträuße auf

der Flut schwimmen, deren Bläue demjenigen nicht zu schildern ist, der sie nie gesehen hat.

Wer für die Thätigkeit seiner Einbildungskraft aus der Entfernung eine Vorstellung von solcher Landschaft gewinnen will, der wende sich an die Kunst unsrer romantischen Erzähler. Er gedenke der Gräfin Dolores des Achim v. Arnim. Dann gemahnt es ihn wie ein Bild von Piniengärten, aus deren Grün die weißen Marmorhallen hervorblinken. Es rauschen die Brunnen, es duften die Magnolien und die Rosen. Auch Eichendorff hat von solchen Palästen erzählt, die unter Blumen versteckt sind, wie das Dornröschen unter Waldzweigen, und Jean Paul führt uns in seinem Titan auf eine solche Insel hinüber und nennt sie den geschmückten Thron des Frühlings.

Es ist, wie wenn das Mittelmeer in die Alpen vorgedrungen wäre. Von den Alpenseen des Nordens unterscheidet sich ein solches Stück Welt auch noch durch das veredelnde Eingreifen künstlerischer Thätigkeit. Wenn man beispielsweise die Villa Brenzoni am östlichen, die Villa Bettoni am westlichen Ufer betrachtet, so fällt uns die Bemerkung unsres guten alten Gotthilf Heinrich v. Schubert über die Borromäischen Inseln ein. Ist es doch, so erzählt uns der gemütvolle Wanderer, als webte hier im Schatten der Pinien und der jungen Cedern noch der edle Geist der Borromäer, so klar und still und tief, wie der See am Fuß des Orangenhains; der See, in welchem sich neben dem Blau des Himmels die Stirn des Alpengebirges spiegelt.

Unsre Landsleute besuchen die Ufer des Gardasees nur im Vogelfluge, das heißt sie fahren sie auf einem Dampfer ab, festen Fuß fassen sie nur an einigen wenigen Orten, wie zu Torbole, Riva, Gardone. Es ließe sich Vieles gegen diese Gewohnheit einwenden, und ein Autor könnte sich Dankbarkeit erwerben, wenn er auf die Schönheiten einer Fuß-

wanderung oder einer Fahrt auf der weiten Strecke zwischen Malcesine und Garda oder zwischen Gargnano und Moniga hinwiese. Indessen wären dies bei den Gepflogenheiten der großen Menge doch nur verlorene Worte. Ich bescheide mich demnach, ihnen auf dem Verdeck des Dampfers, auf dem sie in wenigen Stunden ihr Pensum Gardasee abthun, zuzusprechen und mache die Rundfahrt mit.

Lassen wir uns vom Dampfer zunächst von Riva nach Desenzano bringen, so fahren wir in geringer Entfernung von Riva am Sturz des Ponale vorüber, der die Flut des Sees zu so silberweißen Garben aufwirbelt, wie die Schraube das Kielwasser des Dampfers.

Das Weiß des Schaumes im Gegensatz zu der eigentümlichen Smaltbläue dieses Sees — insbesondere, wenn die langen Schaumreihen, die vor der „Ora“, welche den See zu einer noch tieferen Farbentönung aufwühlt, über die Oberfläche dahinjagen — ist schon den alten Schriftstellern aufgefallen. Am meisten schäumt der See dort, wo seine Wellen sich mit der einströmenden Sarca berühren: „Sarca tam impetuose cadit in lacum, quod ex confractione aquae albescit, ut cursus farinae candore videatur“.

Beim Wasserfall des Ponale ist eine Art von Tells-Platte, auf welcher sich neben dem weißen Sturze in einer Höhlung eine der wundervollsten Kneipen aufgethan hat. Von dort aus kann man, wenn gelandet, ruhig in die aufschäumenden Wasser hinausschauen. Lange Streifen des Schaumes trennen ein tiefblaues Wellenthal von dem anderen. Hier wird die Feuerglut des Vino Santo im Becken einer eiskalten Quelle aufbewahrt, die mitten in der Höhle des Wirtes entspringt. Hinter einer Bretterverschalung die gegen den Wasserstaub aufgerichtet ist, tost der Ponale hochmächtig in eine breite Felsenröhre herunter, auf deren Grund er den See aufwühlt. Dieser selbst aber wogt brandend heran,

drüben erhebt sich der mächtige Gipfel des steilen Baldo, und mannigfarbige Segel bewegen sich langsam vor den Ölwäldern der schmalen Uferstreifen.

Von da ab kann auf eine lange Strecke des Felsenufers hin am Saum des Wassers kein Mensch mehr Fuß fassen. Nur hie und da öffnet sich ein winziger Golf. Ein solcher ist beispielsweise beim Co-Calder zu sehen, wo die Grenzsäule gegen das Königreich Italien hin angebracht ist — eine Örtlichkeit, der man es ohne die Mahnung einer solchen Säule allerdings nicht ansehen würde, daß sie die Eigenschaften einer scheidenden Mark besitzt.

Wo die Steilwände einige Klafter Raum zwischen den Wellen und dem grauen Juragestein übrig lassen, beginnen alsbald die Citronenpflanzungen (Cedraj). Dann aber, wenn die Punta Reamol umschifft ist, taucht das Meer auf — nämlich dort öffnet sich zum ersten Mal ein Überblick über die gesamte Wasserfläche mit ihren 52 Kilometern Länge und 17 Kilometern Breite, das ist ein Anblick, den kaum Jemand vergißt. Endlos wallende Flut, weil das Südufer, welches sie begrenzt, zum großen Teil seiner Flachheit wegen kaum sichtbar wird, dazu hie und da ein lothrecht stürzender Gießbach, Wiederschein der Wipfel von Öl-, Limonen- und Citronenbäumen aus glasklarem Wasser.

Hier, wo Ufer, Himmel und Flut dem phäakischen Scheria gleichen, kommen homerische Bilder heran. Es ist erlaubt, da des herrlichen Euphorbos zu gedenken:

„Wie der Sproß des grünenden Ölbaums, den ein Mensch an einsamem Orte aufzieht, wo reichlich Wasser hervorquillt, daß er anmutig emporgrüne: das Wehen der Winde schaukelt ihn und er strotzt in schimmernder Blüte, bis plötzlich die Windsbraut kommt und ihn aus der Erde reißt und über den Boden hinstreckt — so erschlug den lanzenkundigen Euphorbos Menelaos, der Atride.“

Genau um zweitausend Meter den See überragend, schaut über das blaue Wasser, gerade hier steil ansteigend, die höchste Kuppe des nördlichen Monte Baldo-Zuges. Zwischen diesen Gebirgen dort drüben und hier ist der Erdspalt von der Flut überwallt.

Der Höhenzug dem Baldo gegenüber, die Gebirge im Norden und Nordwesten des Sees (doch mit sehr unklarer Umgrenzung) hieß bei den Alten Poena, auch Penninus. Dieser Name schwebt noch dem Dante vor, wenn er sagt:

„Per mille fonti, credo, e più si bagna
Tra Garda e val Camonica Pennino
Dell' acqua che nell detto lago stagna.“

Dort unten am südlichsten Gesichtskreis des Sees liegen noch die Stirnmoränen jener Gletscher, welche einst diesen lang hingezogenen Schlund ausfüllten. Jetzt sind es grüne Hügel, von Ölbäumen und Reben bedeckt und von manchem Heiligtum gekrönt. Dort, wo keine Kluft, kein Schlund war, blieben nur der Schlamm der Gletscher, ihr Geröll, ihre Seiten- und Mittelmoränen auf dem nassen Boden zurück, um alsdann von Wasserrinnsalen durchwaschen und ausgefurcht zu werden. Hier oben aber, im tiefen Felsabgrund, hielt sich das Eis aufgethürmt. Lange Zeitläufte hindurch gelangte deshalb das Geschiebe der einmündenden Wasser nicht auf den Grund. Solche Thäler, wie das des Lago Maggiore oder des Gardasees, konnten nach dem Rücktritt der Gletscher nicht wie andere, flachere Thäler aufgefüllt werden. Endlich lösten sich auch diese Eismassen im Wasser, es entstand der See. Am See aber erhoben sich Jahrtausende später die Paläste, mit Werken hoher Kunst geschmückt. Hier sieht man die wundervolle Entwicklung des Geistes in der Natur und den Sieg der Götter über die Titanen.

Der Dampfer hält vor Limone, welches seinen Namen von der gleichnamigen Frucht hat, die man bei uns in der

Regel mit der nah verwandten Citrone, italienisch Cedro, verwechselt. In großer Menge glänzen die Früchte, insbesondere auch um die Kirche herum.

Dieses südliche Idyll wird einigermaßen durch den Anblick der italienischen Torpedoboote gestört, welche hier ihren Standort haben.

Diese dienen jedoch nicht, wie früher die Kanonenboote des Sees, die oft genug den Donner in den Falten des Monte Baldo hervorriefen, dem Mars, sondern dem Mercurius, in dessen Eigenschaft als Schützer der Finanzen, weil sie dazu bestimmt sind, elektrische Strahlenbündel in der nächtlichen See hinauszuwerfen und bei ihrem Licht Boote mit Schmugglern zu erspähen.

An die Thätigkeit der früheren Kanonenboote erinnert unter anderem ein Gedenkstein am Felsenufer in geringer Entfernung unter Limone, wo im Jahre 1860 ein solches mit vielen Menschen in die Luft flog.

Von Limone südwärts steuernd, kommt man am Vorgebirge Brasa vorüber, wo der gleichnamige Wildbach hervorbricht, um sich alsbald schäumend mit den Wellen des Sees zu vermengen.

Dann kommt eine Station, wie man sie vielleicht in Europa an keiner See- oder Meeresküste wieder findet. Ein Fleck Land, hinter welchem alsbald die Felsen aufsteigen und der nur Raum für eine verfallene Hütte hat, wird als Tremosine ausgerufen, und hier befinden wir uns im „Hafen“ des unsichtbaren Ortes. Vergebens schauen wir uns nach diesem um, wir sehen nur einen Steig, der an der Wand zu schwindelnder Höhe emporführt.

Endlich erblicken wir, diesen mit den Augen verfolgend, etwa 400 Meter lotrecht über dem See Andeutungen von einigem Mauerwerk. Dort oben steht die Kirche und ein paar Häuschen, die man als den Hauptort der aus 17 Weilern

bestehenden Gemeinde Tremosine betrachtet. Dort hinauf, auf jene Hochfläche hat unser Adalbert Stifter das geträumte Paradies verlegt, das er zum Schauplatz seiner Erzählung „Die Schwestern“ erkor, einen Schauplatz, den er sich hoch über dem Gardasee versteckt gedacht hat. Hier zeigt sich die Gewalt des Poeten, der den See, welchen er niemals mit leiblichen Augen gesehen hat, in einer wundersamen Phantasmagorie schaute und schilderte.

Dort, wo jenseit Campione, wo ein verlassener Palast am Ufer steht, der Wildbach Tignalga aus enger Schlucht hervorbricht, ist an steiler Felswand wieder eine seltsame Grenze. In dieser Einsamkeit von Campione, wo es nichts gibt, als einen schmalen Uferstreifen, zerfallene Hütten und Schmelzwerke, stießen einst die drei Bistümer von Trient, Brescia und Verona an einander. Die beiden ersteren begrenzten sich zu Lande, zum Gebiete des letzteren aber gehörte die ganze See-Oberfläche. Auf dieses Verhältnis beziehen sich die Worte des Dante im zwanzigsten Gesange des „Fegefeuer“:

„Luogo è nel mezzo, là dove il Trentino
Pastore, e quel di Brescia, e il Veronese
Segnar potria, se fesse quel cammino.“

Wenn man die Punta di Forbisicole hinter sich hat, so sieht man die Station Tignale. Es ist wieder wie vorher. Man sieht wohl Wasser und Fels und an ihm einige Citronenpflanzungen, wo immer der Baum mit seiner Wurzel auf der Höhe der Krone des andern steht, auch fallen zwei milchige Stürze herab, im übrigen ist von einer Ansiedelung nichts zu erblicken. Nur eine Veranstaltung wie ein Aufzug und ein schmaler Steig, der in die Felsen gehauen ist, deuten auf die unsichtbaren Dörfer der Höhe hin.

Die Landschaft an diesem Gestade ist eine solche, wie sie unserm Preller vielfach bei seinen Odyssee-Landschaften

vorgeschwebt haben mag. Oft denkt man auch an die heroischen Landschaften des Poussin.

Je mehr man sich Gardone nähert, desto mehr nimmt man wahr, daß im akademischen Italien es dem Geist der Renaissance gelungen ist, das Angesicht der saturnischen Erde umzuwandeln und es so zu gestalten, daß man die nächste beste Landschaft als Titelvignette zu den Rime amorose des Marini oder zu den Hirtengedichten der römischen Arkadier benützen könnte.

Bis Gargnano reicht von Süden her der Fahrweg. Von hier ab möchte demjenigen, der keine Eile hat, die Fußwanderung längs des Sees anzuraten sein. Beim „Hirsch“ findet er treffliches Obdach, deutsche Ansprache und eine wunderschöne Gartenlaube am blauen Gewässer. In geringer Entfernung davon erhebt sich die Villa Bettoni, die mit ihren Kunstschätzen im Inneren und ihrer blühenden Umrandung als typisches Vorbild eines vornehmen italienischen Landhauses gelten kann. Marmorbilder stehen und Ölbäume werfen ihren Schatten auf das Wasser. Es ist, wie wenn eine Schönheit die andere herausforderte und anzöge, denn Gleiches sagt der griechische Weise, führt bei Gott zum Gleichen.

So ähnlich mag man sich den Schauplatz des Decamerone vorstellen — wie dort die liebreizende Fürstin Firmetta vor einem Kreise saß, in welchem schöne Frauen und geistvolle Männer sich Geschichten erzählen, während neben ihnen vor der Marmorhalle das Wasser der Springbrunnen die Gestalten der Götter benetzte und der Lorbeer die weiten Wege beschattete.

Blaßgrüne Aloës erheben sich klafterhoch unter Ölbäumen. Für den Fußgänger füge ich bei, daß dort zwischen den Kilometersteinen 4 und 8 zwischen Gargnano und Salo, die schönsten solcher Schaustücke zu sehen sind, welche etwa an die ligurische Küste zwischen Nervi und Chiavari erinnern. Be-

sonders schön ist es dort im März oder April. An vielen Stellen stehen dann die Äste des Pfirsichbaumes zwischen den braunrindigen mächtigen Lorbeerstämmen. Ich mache besonders auf die Örtlichkeiten beim Kilometer 32 und 36 aufmerksam. Wer alle die Poeten, die über den Gardasee geschrieben haben, zusammen liest: den Gioboco, den Spolverini, den Arici, den Buccelleri, den Pompeati, den Betteloni, hat nichts in sich aufgenommen im Vergleich mit demjenigen, der dort sich umschaut.

Es kommt nun das Delta des Toscolano-Flusses, der aus seiner Schlucht heraus sich in den See herein vorgeschoben hat. Da tauchen mit ihren Säulenhallen die schönen deutschen Großstätten von Gardone-Riviera auf, die an Ruf und Ansehen mit jedem Jahre gewinnen.

Außerhalb der Bucht des sauberen Salo hebt sich ein grünes Eiland, die Isola di Garda, aus den Wassern. Es wird wenig besucht und ist doch nebst Sermione, dem sich noch weniger Reisende zuwenden, die anziehendste Örtlichkeit des Sees. Dort sollte man ein altes Geschichtsbuch aufschlagen und sich daraus vorlesen von den dunklen Dingen der alten Longobardengeschichte, von Wilfridis und Withildis, vom Kampf des deutschen Heidentums mit christlicher Gesittung, von längst verschollenen Heiligtümern der Seegestade, von Alboin und Rosamunde, von Kaisern und Exarchen, und endlich von den Wundern des heiligen Bernhardinus von Siena; denn alle diese Dinge und Gestalten haben auf dem Eiland ihre Spuren zurückgelassen, sei es in Bauwerken, die Niemand mehr deuten kann, sei es in Sagen, welche fortleben. Es hat Gefangene der Gothen und Longobarden, es hat weltentsagende Einsiedler hier gegeben.

Terpentinbäume, Aloë, Lorbeer-Rosen gemahnen an Segesta's Strand, wo der Tempel der Aphrodite steht, der

wilde Garten und das Gestrüpp im lautlosen Ölwald und die Mauern an ein Märchenschloß.

Wir fahren nun an einem Felsen vorüber, welchen schon derjenige erblickt, der von Norden her gegen Torbole oder Riva absteigt. Bei Morgenbeleuchtung erscheint er von dort aus gesehen wie eine rote Wolke über dem Wasser. Es ist das einzige Hervorragende in diesem untersten Teile des Sees über welchen sich die Steilwand um mehr als hundertfünfzig Meter erhebt. Man nennt sie nach der kleinen Hochfläche, von welcher sie abstürzt, il Sasso di manerba. Diese Erhebung stellt mit Ausnahme der Eocänschichten zwischen der Sarca und Nago und der nächsten Umgebung von Malcesine mit ihrer Stummuliten-Bildung am ganzen Garda-See die einzigen Überreste der Tertiär-Periode dar.

Wahrscheinlich ist es ein Mißverständnis, wenn Überlieferungen auf ihn einen alten Minerva-Tempel versetzen. Von einem solchen ist keine Spur dort oben zu finden. Wohl aber sieht man Überreste einer Burg, von welcher aus der Neffe des letzten Longobardenkönigs Desiderius noch zwei Jahre nach dem Fall des Reiches dasselbe zu vertheidigen trachtete.

Es rückt nun Sirmio näher, das uns von unserer Schulbank her noch aus dem Catullus erinnerlich ist als „der Inseln und Halbinseln schönste, Augapfel des Meeres, an welche sich der zweiteilige Neptunus anschmiegt.“ Hier ist in weiter Runde blauer Himmel und endloses Wasser, von Segeln durchzogen, hohe, brennende Oleanderbäume am Strand, das tiefe Blau der Berge überall durch das satte Grün des Inselgartens hindurchschimmernd, und über allem diesen die hohen Schneelinien, hinter welchen die Welt des Nordens hinabgesunken ist.

Gegen Aufgang wird das Alles vom Baldo, gegen Untergang vom Gu überragt. Merkwürdig sind dort drei Sachen. Erstens das alte Schloß der Scaliger. Hohe Türme,

Zinnen, Giebel, Riesenmauerwerk zum See hinab, kühler Burghof, hohe Säle, finstere Gänge, Gewölbe unter dem Wasserspiegel, Burggraben von der blaugrünen Flut des Benacus ausgefüllt: Das ist die Dekoration. Nun stelle man sich die Zeit derer Della Scala vor, um sich ein Bild von den Greueln zu machen, mit denen eine Waverley-Novelle über das Castell von Sirmio angestopft werden könnte, die Tage Ezzelins, die Tage der Hungertürme und Henker, die Tage, in welchen Imilda von Lambertazzi und Bonifazio Gierenni, andere Giulietta's und Romeo's, des Hasses ihrer Häuser vergessend, in Liebe vereinigt, von den Brüdern überfallen wurden, wo Imilda dem mit vergiftetem Dolche niedergestoßenen Geliebten das Gift aus den Wunden saugt und neben ihm stirbt; die Morgenröte der über Greuel heraufsteigenden Wiederbelebung der Geister; die eisernen Käfige und päpstlichen Mordgesandten; Plünderung, Verrat, Straßenschlachten und Pest, das webt um die Mauern, die in jenen Tagen von den Tyrannen der Städte aufgerichtet wurden.

Zweitens wären die sogenannten Grotten des Catullus zu besichtigen. Es sind dies, wie es scheint, Überreste eines römischen Bades an der Nordspitze der Halbinsel — ein Labyrinth von Bogengängen und Gewölben. Über viele derselben hat sich der Epheu gelegt, in anderen Nischen wurzeln Ölbäume, auch Maulbeerbäume und Getreide gedeihen in den Hallen des Palastes. Hinter den Fensteröffnungen grünen Oliven und Lorbeer, dann kommen die gelben Felsplatten, von der Flut überwallt, Wellengeflüster, welches hereindringt in diese von den Wohlgerüchen des Citronenkrautes durchhauchte Dämmerung.

Die dritte Merkwürdigkeit ist eine warme, gasreiche Schwefelquelle, welche vom Grund des Sees in die Höhe wallt und vor einigen Jahren durch eine Leitung eingefangen worden ist. Vielleicht hängt das Dasein jenes römischen

Bades mit dieser Quelle oder mit einer anderen verschwundenen, die sich seither im Seeboden ihren Ausbruch gesucht hat, zusammen.

anv Desenzo ist am Ostufer die Endstation. Wer noch einmal einen wunderschönen Rückblick auf den See genießen will, der bemühe sich auf die Altane bei der gemütlichen Gaststätte „Zu den zwei Tauben". In der Umgegend befanden sich einst die ausgedehntesten Pfahlbauten vielleicht von ganz Italien. Lehrreiche Überreste derselben sieht man im vorgeschichtlichen Museum der Stadt.

Wer hier nicht mit dem Dampfer wieder zurückkehrt, besteigt die Eisenbahn, um weiter in das italienische Land hinein vorzudringen. Schon die nächste Umgebung des Bahnhofes schaut sich wie das Titelbild eines großen Geschichtswerkes an. Dort ragt, weit über das Flachland hin sichtbar, auf einem Moränen-Schutthaufen des Gletschers, der einmal den Garda-See aufgeschürft hat, die Spia d'Italia, der Turm über Solferino. Die Fläche zwischen hier und Peschiera nennt man auch Lugana — ein Schuttfeld der Geschichte, ein Niederschlag von Menschenschicksalen, von dem zahllose Funde Zeugniß bbgeben. Hier erschlug der Cäsar Marcus Aurelius Claudius nach der Überlieferung zweihunderttausend Gothen. Weiter nach Westen, berichtet eine Sage, befindet sich die Stelle, wo König Etzel vor den Beschwörungen des Pontifex zurückwich, und dort erheben sich die Türme von Peschiera, einst Arilica geheißen, selbst, das schon Dante einen starken und herrlichen Harnisch nannte.

In Peschiera fließt still der Mincio aus dem See und führt in träger Bewegung die Wasser dem Meere zu, welche stürzend und brausend in dieses mächtige Sammelbecken gelangt sind.

„Ivi convien che tutto quanto caschi
Ciò che in grembo a Benaco star non puo
E fassi fiume giù pei verdi paschi."

Dem Mincio wird von einem Alten ein gutes Zeugnis ausgestellt. Er nimmt nicht mehr Wasser aus dem Gardasee fort, als die Sarca und die anderen Zuflüsse hereingetragen haben. Multorum millium transitu hospitales, suas tantum nec largiores, quam intulere, aquas evehentes. Der Scholiast bemerkt hiezu: Hospitio lacus non abutentes, nec illius aquas in transitu rapientes. Mehr kann man von einem alumnus lacus nicht verlangen.

Längs des Diluvialbodens des Ostufers nimmt man von Peschiera ab, zunächst nordwärts steuernd, die Richtung gegen das longobardische Pasing, Pacengo genannt — ein . . . engo, deren es hier fast so viele gibt, wie auf der andern Seite des Gebirges . . . ing und . . . ingen, von dem Pacengo-Pasing da vor uns bis zu dem Marengo-Möhring am Bormida-Flusse, wo einst die Longobarden im großen Walde Urbe jagten und Bonaparte das Heer des Melas schlug.

So unbedeutend wie hier ist die Landschaft an keiner Stelle des jenseitigen Westufers. Man sieht hier Krautäcker, Gärten mit Schilf eingezäunt, und ragte nicht hie und da eine gewaltige Cypresse, man dächte kaum an das südliche Land.

Dieselbe Bemerkung gilt auch noch für die Landschaft des mauerumringten Lazise, welches, von der „Villa" Bernini überragt, einem Bollwerk gleicht. Von der blauen Fläche fliegen meine Gedanken auf den Schwingen der Erinnerung hinüber, und ich sehe mich in der raucherfüllten „Speranza" zu Lazise, füttere die Hunde-Skelette im Café Grande zu Bardolino und ärgere mich über die in Bogengänge zusammengeschnittenen Cypressen der Zopfgärten.

Jetzt kommt die Madonna della Pergolana, dann fangen wieder die Villen, die Ölbäume und die schönen, großen Fruchthaine an. Mit der hügeligen Moränenlandschaft ist

es aus, wenn wir einmal Garda erreicht haben. Wir treten nunmehr in die Jura-Bildungen des Baldo-Massivs ein. An den Höhen klettern im Gänsemarsch die stummen Cypressen hinan, und Landhäuser, gestreift wie Bett-Überzüge, schauen buntscheckig aus dem Öl- und Lorbeer-Geäst.

Über dem Borgo von Garda ragen zwei Spitzen, Rocca, 229 Meter, die andere, die „Einsiedlei“, 244 Meter über den See auf. Mit der ersteren Kuppe, die ihren Namen von der Burg (rocca) hat, welche offenbar römischen oder selbst vorgeschichtlichen Ursprungs, nunmehr bis auf spärliche Überreste verschwunden ist, hängen echt longobardische Geschichten zusammen. Hier lebte jene Adelaide, Gemahlin des Hugo von der Provence, gefangen, welche sich weigerte, den Mörder ihres Gatten zu heiraten, und deshalb von diesem in die Rocca geworfen, vom deutschen König Otto dem Ersten aus ihr befreit und zu seiner Gemahlin erhoben wurde, Von dieser Veste „Garten“ aus verdrängte deren Name den des alten Benacus. Der andere Gipfel aber verdankt seinen Namen den Camaldolensern, die heute noch oben wohnen.

Natürlich gibt es da römische Gedenksteine, beispielsweise den, welchen die sodales dem Titus Satyrius setzten. einen anderen, der dem Cajus Julius Euhemerus gilt, u. s. w. — man braucht nur zur Kirche zu gehen. Für uns Deutsche aber klingt in „Garten“ ein Wiederhall aus jener Zeit, in welcher die geharnischten Waller von Bern, Aglei und Raben sprachen, wenn sie daheim von Verona, Aquileja und Ravenna erzählten.

Der Wandel jener Zeiten ist dunkel und wenig erforscht, wie die Gänge, die sich drüben unter dem alten Castell von Torri in den Berghang hineinziehen. Am besten zeigte man eine solche Landschaft in Mondscheinbeleuchtung. Die Freude, sie so zu sehen, ist mir einige Mal widerfahren.

Eine lange Lichtstraße zieht sich von dem Schloß am Vorgebirge des heiligen Vigilius, das einst Carolus Magnus einem heiligen Einsiedler schenkte und über dessen Trümmer jetzt die Todten-Cypressen ragen, hinab zum Röhricht, dem der Mincio entströmt.

Die Segel liegen zusammengerollt auf dem Boden, und die Ruder wühlen Blinkfeuer auf. Auf dem unbewegten Laub der Ölbäume liegt ein Schein, wie er vom ungeglätteten Silber oder von einer rauhen Aluminiumfläche ausgeht. In der Nähe leuchten Glühwürmer unter den Bäumen, in der Ferne aber sind die rötlichen Funken der Lichter in der Villa Brenzoni, im Sommerpalaste der Albertini, auf dem Monte Rocca, und über die lichten Stellen im Ölhain hin bewegen sich die Schatten, die an schöne Frauen und verschollene Helden, an unvergessene Poeten und an heilige Einsiedler erinnern.

Von Garda aus gelangt man alsbald zur Villa Albertini, welche durch ihr rotes Mauerwerk, ihre Türme und Zinnen, sowie durch ihre schönen Cypressen und Pinien auffällt. Der Wanderer, der auf der Straße, welche, weil sie hin und hin sich hart am See fortzieht, La Gardesana heißt, vorüber pilgert, sieht hier die Gedenktafel des sardinischen Hamlet, des Königs Carlo Alberto, der „spada d'Italia", der hier am zehnten Juni 1848 die Abordnung empfing, welche ihm das Ergebnis der Abstimmung über die Vereinigung der Lombardei mit Piemont vortrug. Zwei Monate später war er ein geschlagener Flüchtling.

Da stülpt einer einen Sack mit Lorbeerblättern voll — er sagt auf Befragen, daß er sie an den Gewürzkrämer verkaufen will. Vielleicht werden auch Kränze für irgend ein Gelage, den Empfang des Hrn. Präfekten oder für eine niedliche Tänzerin daraus zusammengestellt. Am wahrscheinlichsten ist ihr Ende in der Braten-Sauce oder im Selcher-Laden

am Schaufenster. „Ja," sagt Nestroy, „so einen altrömischen Lorbeerbaum, dem wär' das nicht im Schlaf eingefallen, zu was jetzt seine späten Sprößlinge mißbraucht werden."

An der Kapelle zu den „armen Seelen" vorüber gelangen wir durch Ölwald nach Torri — das Vorgebirge San Vigilio hinter uns lassend, die südlichste Bastion des Monte Baldo — nebst der Isola di Garda drüben wohl die schönste Stelle des Sees. Dort steht ein von Sanmicheli entworfener Palast mitten im Lorbeer, die hochberühmte Villa Brenzoni, im sechzehnten Jahrhundert von jenem Veroneser Edelmann erbaut, welcher hier sein Werk über die Einsamkeit schrieb.

Grotten und Lorbeertunnels werden von ungezählten Cypressen überragt. Durchziehende Kriegerschaaren haben hier mehr verwüstet, als die Zeit. Der treffliche Einsiedler, der hier nur das Geflüster der Wellen und die Sänge der Nachtigallen hörte und die stummen Götterbilder in den Wölbungen der immergrünen Bäume sah und die weißen Schwäne und Möven, die sich auf der Flut bewegten, hat wohl nicht vorausgesehen, daß das entzweite Geschlecht, vor dem er sich verbarg, seinen Nachkommen diese Klause mißgönnen würde.

Torri, über welchem hoch Albisano aufragt, ist aus Marmor erbaut. Es ist dies der als „giallo di Torri" bekannte ammonitenreiche Stein, der auch den Boden der Galerie Victor Emanuel zu Mailand bildet und selbst über die Weltmeere verfrachtet wird.

Hier hausten einst das Corpo morale degli originari und der consiglio della Gardesana dell' acqua und der capitano del lago, lauter Dienst- und Verwaltungsmänner der Republik.

Von Garda sagen die böswilligen Nachbarn — Garda, dio me ne guarda! Besonders vor seinem „bayerischen Bier".

Der Hotellerie zu Torri mögen Wanderer vielleicht den gleichlautenden Seufzer nachsenden. Schön sind die Altar- und die Bilder des Gewölbes der Kirche, schön sind die Citronengärten, in welche man vernünftigerweise den Grund der drei Türme des alten Rattenschlosses der Scaliger umgewandelt hat — aber bös steht es mit den Gaststätten im alten Castrum Turrium oder Torri del Benaco!

Da ziehen sich tiefe Runsen von den Höhen durch die Ölgärten zum See herab, Spuren zeitweiliger Bäche. Von oben aber blickt der Monte Baldo auf das grüne Gestade:

„Baldo, paterno monte, protegge la bella dall' alto
Col sopraciglio torbido.“ (Carducci.)

Pai und die schöne Villa Brosi unterbrechen den Weg durch den Olivenhain, dann sehen wir vor uns St. Zeno's zweischiffiges Heiligtum, die älteste Kirche an den Ufern des Benacus.

Nun erscheint Castelletto, der Sammelname für die drei Gemeinden Magugnano, Brenzone und Castelletto im engeren Sinne. Hier sind fortwährend Sonne und Mond gleichzeitig sichtbar. Die eine ist ein Gasthaus, der andere eine Birreria. Nicht ohne elegische Gefühle denke ich der baumwollenen gestrickten Orangen, die hier in der sala die Kommode zieren und des Kitz-Bratens mit Zimmt, dort der wunderbaren birra di Garda und der schönen Celeste mit ihrem selbstbewußten Wimpern-Aufschlag und der tiefen Stimme, die zur Guitarre sang:

„Povero uccello, chi è nato in questa triste valle!“

Da liegen allerlei Skizzen im Stammbuch — der Golf von Cassone und die Rosen am Ufer — dann Cassone selbst, wo auf der „Piazza“ neben dem „Ponte Vecchio“ auf einmal ein smaragdener Karstschwall aufbricht, der ein paar Klafter weit als Torrente Rè sein Wasser dem vor ihm liegenden See zuwälzt — der Fischbehälter in diesem Schwall

mit seinen trutte und carpioni — das Einsiedlerhaus auf der nahen Felseninsel Tremelone — die Fischadler über den Schaumstreifen — und vom jenseitigen Ufer, von Tremosine herüber, der milchige Schimmer der Stürze des Wildbachs Brassa. Was man sieht, ist alles Mögliche, nur keine saftgrüne, anheimelnde Stengel- und Spinat-Landschaft.

Ein echt hesperisches Stück haben wir da in der Osteria zu Cassone: es hängen die blauen Feigen zu der Bogenwölbung der Küchenthüre herein; der See, nicht heller, liegt zwischen den breitblätterigen Zweigen. Manche Staude ist von Granatäpfeln tief herabgebogen, und die dunklen Beeren der Weindächer drängen sich in Überzahl vor den hellen hervor. Manchmal dröhnt ein Schuß vom Westufer, vom hohen Monte Castello herüber, zu dessen Madonna viele Segel über den See hinziehen.

Von hier mag ein Gebirgsfreund eine der Hauptkuppen des Monte Baldo, die Cima di Val dritta, erklimmen. Wer keine Zeit hat, im tiefen Süden, etwa in Dalmatien, sich eine Landschaft zu betrachten, der hat hier, auf dem Wege durch verschiedene Schichten des Jura und der Kreide, die bedeutsamsten Muster vor sich. Dort oben ist eine Einsiedelei mit einem Gemälde, auf welchem die ehrwürdigen Brüder, die Erbauer der Klause, in grauem, härenem Gewande zu sehen sind. Manche Schlucht duftet von den zahllosen Himbeeren, die durch das Dorngestrüpp hindurch glänzen. Da sind die echten Vordergründe: der gemauerte Bildstock auf dem trockenen Boden, Ziegen, welche die Erde aufscharren, um Kühlung zu finden — die Steine, die, von den Füßen fortgestoßen, in mächtigen Sätzen dem Abgrund zufliegen, unten aber im indigofarbenen See die weißen Segel und fern im Norden die Eisflächen des Adamello. Im Gestein sickern Quellen, die nichts sind, als tellergroße, scheinbar unbewegliche Tümpel, an welchen kein Ab- oder Zufluten be-

merkt wird. Und doch quillt das kalte Wasser unaufhörlich in sie ein und setzt von ihnen aus seinen Weg unsichtbar durch das Geröll fort. Aber man vernimmt hier und dort, das Ohr auf die kleinen blendenden Steine legend, welche die ganze Breite der Schlucht ausfüllen, wohl das Flüstern des vergrabenen Baches.

Da naht es sich wie ein Traum — es kommt eine schimmernde Gestalt, die slavische Wila der schlimmen Berge an der Adria, und ich höre die Gusla und die Stimme, welche singt:

„Habe dir gebracht dies kalte Wasser,
Kaltes Wasser blühet auf dem Felde,
Daß du dir erfrisch'st die weiße Kehle
Und dir wieder stärkst dein Herz, das weiße.“

Setzen wir unsern Weg auf der bequemeren „Gardesana“ fort.

Die Chemiker stellen aus den Schalen der Goldfrüchte das „Hesperidin“ dar. Im übertragenen Sinn kann dieses Aroma aus einer Menge von Dingen gewonnen werden, die uns da begegnen.

Vergleichen darf man da nicht mit den Erscheinungen der Nordalpen — es ist eben Alles anders, ob mehr oder weniger schön, das zu entscheiden hängt von der Veranlagung des Beschauers ab. Dort fährt der Jäger mit grünem Hut im Kahn, das erlegte Wild vor sich, das Krummholzzweige zudecken. Auf grünem Plan steht die Sennhütte, aus welcher ein jauchzender Ruf dringt. Almrosen hängen an der Felswand, und eine weiße Herberge mit grünen Fensterläden und Hirschgeweihen an der Laube ladet schon von weitem durch Zitherklang ein. Der kühle Felsenkeller birgt erfrischenden Trunk, kleine Wellen rührt der Hochwind auf.

Hier singt unten die einsame Blauamsel ihr ergreifendes Lied im Geklipp, welches Melissenkraut und dürftigen Sumach nährt. Weiter hinauf heben sich vom Hintergrund

alten Gemäuers viele weiße Sterne der Citronenblüte ab, dann kommen graue Trümmerfelder, über denen sich hier und dort die rote Päonia Peregrina erhebt, dann kommt gelichteter Buchenwald, den die Nachtigallen lieben. Oft unterbricht ein Gestrüpp von Heckenrosen den Bergpfad, unten aber bewegen sich langsam die lateinischen Segel der Fischer, oder wiederholen, so lange die „Ora" nicht weht, lange milchige Bänke im Wasser das Bild der weithin gestreckten weißen Uferortschaften.

Auch ist hier nicht minder von Männern und ihren Thaten die Rede als von Naturschaustücken. Die Seen der Nordalpen sind teilweise verhältnismäßig geschichtslos — sie haben keine Prunkhäuser, die seit Jahrhunderten in ihren Mauern wie in ihren Schattenwegen Denkmäler verfeinerter Gesittung bergen und wie ein später Nachglanz aus den Zeiten des Wiedererwachens der Wissenschaften und Künste vor unser inneres Auge treten.

Dort oben sind allenthalben Klausen und Einsiedeleien, meist verlassen, zum Teil noch heute von bettelnden Waldbrüdern bewohnt. Die berühmtesten unter diesen sind die Einsiedler Benignus und Carus, deren Überreste in der Kirche zu Malcesine ruhen und welche im neunten Jahrhundert Klausen in einer der schattigen Felsklammern über Malcesine bewohnten, „heilige Anachoreten, in Klüften gelagert", wie in einem der Schlußauftritte des „Faust". Der Consiglio della Gardesana hat einmal für immer eine Andacht zu diesen Ehrwürdigen angeordnet, um ihre Fürbitte gegen die häufigen Erdbeben zu erflehen. Man sieht in der alten Kirche der Madonna von Malcesine Risse, und durch manches Haus zieht sich eine „Verwerfungsspalte". Eine solche Verwerfungsspalte höherer Ordnung ist das ganze Becken des Gardasees selbst — der Monte Baldo mit seinem Piedestal scheint noch immer nicht recht fest gefügt, es fehlt an solider

„Tektonik“, und deshalb ereignet es sich von Zeit zu Zeit, daß die Bürger von Malcesine an die Heiligen Benignus und Carus erinnert werden. Man bemerkt die Wirksamkeit der Erdbeben hier und dort auch an einem Flyschgesteinblock, der von oben zum See herabgekugelt ist, und auch die Basaltkuppe, die nordöstlich von Malcesine aus dem besagten Gestein hervorsteht, weist auf die frühere Unruhe dieser Schichten hin. Der klaffende Spalt des Gardasees ist tief — zweihundert und achtzig Meter reicht er unter den Spiegel der Adria.

Wanderer seien auf die kleine Insel aufmerksam gemacht, welche in geringer Entfernung von Malcesine über das blaue Wasser ragt. Die Aussicht dort ist sehr schön. Aus dem Gestein dieser umbrandeten Klippe erhebt sich ein von den Stürmen verkrüppelter und seltsam umgestalteter Ölbaum. Er hat der Insel den Namen gegeben. Man nennt sie bald Isola dell' Olivo, bald auch Isola del Gallo, weil der Baum, wenn die Einbildungskraft gefällig nachhilft, von weitem gesehen, die Gestalt eines Hahnes hat.

In Malcesine hört die Straße „La Gardesana“ auf, aber ein fahrbarer Weg geht noch etwa drei Kilometer weiter gegen Norden, bis zur Häusergruppe Navene. Auf dieser Strecke geht man wieder durch Ölwald und kommt an Mühlen vorüber, deren Räder ein Bach treibt, welcher wenige Schritte von ihnen und vom Seeufer entfernt, aus dem Fußgestell des Berges hervortritt.

Nunmehr hört der Fahrweg auf und man muß die etwa fünfzehn Kilometer betragende Strecke bis zum Torbole, am Nordostende des Sees, auf steilen Bergpfaden zurücklegen. Daß hier keine Straße angelegt wurde, hat, wie am gegenüberliegenden Westufer, seinen Grund teilweise in der schroffen Bildung der Küste, teilweise aber auch in der früheren österreichischen Gepflogenheit, den Verkehr im Gebirge mit der Lombardei und Venetien nicht allzu sehr zu erleichtern, eine

Gepflogenheit, von welcher man noch heute als Nachwirkung die Abneigung sieht, an italienische Fahrwege, die von Süden her zur Grenze führen, anzuknüpfen. Solche Stellen dienen als Zugbrücken, als Zugangshindernisse, wie bei den Pfahlbauten das Wasser.

Um die Falten im Berge, die Gräben, die sich sehr weit gegen den Bergkamm emporziehen, zu umgehen, muß man da sehr hoch hinaufsteigen und die Gräben „ausgehen". Wie Ströme ziehen sich da breite Linien spitziger, bestaubter Felstrümmer, von Tausenden von Wintern herabgewaschen, durch die Hohlwege zum See.

Der Weg ist trotzdem weder anstrengend noch bedenklich. Nur im Frühjahre, kurz nachdem die lauen Regen und der Südwind den Berg von seinen Schneelasten entblößt haben, setzt er den Wanderer hie und da durch mächtige Steinrisse, Trümmer, welche die Lawinen mit über den Pfad hergerissen haben, und durch die Überreste dieser selbst auf eine manchmal harte Geduldprobe.

Am schönsten ist es bei einem Born, der Varno heißt. Nichts ist erfreulicher als dieser Quell, der mächtig aus der Felsenöffnung hervorschießt, etwa zwei Klafter weit zwischen weißen Steinen ein Bächlein bildet und plötzlich wieder im Trümmergrund des Gestrüpps verschwindet. Nirgends auf dem Berge hängen so viele Blüten als in der Nähe dieser hauchenden kleinen Wellen. Über sie beugen sich die Dolden des Goldregens und der Coronilla Emerus hin, überall schauen die weißen Blüten des Schlehdorns, von Goldkäfern umschwärmt, aus dem Busch, die Polygala duftet, und stets singt in Frühlingstagen die Nachtigall aus dem Schatten um den lauten Quell.

Der Wanderer hat hier den See wie eine Karte unter sich. Er sieht die Kofel von Tremosine, die Hügel von Salò, die in regelmäßigen Abständen hervortretenden sanften Vor-

gebirge des Ostufers, die Inseln, die schneebedeckten Gletscher des Flußgebietes der Chiese und die Eismauern, welche Val Camonica abgrenzen, den Ledrosee in seinem Hochthal, das sich, staffelförmig von der weißen Linie des Ponal durchzogen, über den Gardasee erhebt, und das einsame Campi auf der hohen Grasmatte über Riva.

Wer italienische Genrebilder von der Art, wie sie unsre Väter noch allenthalben auf der hesperischen Halbinsel gesehen haben, antreffen will, der wandere das Ostufer des Sees auf den „Gardesana" ab.

Der Fortschrittsteufel ist hier noch lammfromm. Von einer jener bekannten Vereinsthätigkeiten zur „Hebung" u. s. w. verspürt man da nichts. Es ist noch ein Gestade der alten Osterie und Locande, und wenn uns die Besonderheiten mitunter allzu „eigentümlich" anmuten wollen, so wird der Wanderer durch die farbenbunte Umgebung und durch die Wirkung der Wahrheit entschädigt, daß bequeme Gewöhnlichkeit stets sich im umgekehrten Verhältnis befindet zur Anregung durch den Augenblick und zum fortdauernden Reize späterer Erinnerung.

Man kann annehmen, daß es für diejenigen unserer Landsleute, welchen ihre Lebensgestaltung gestattet, mit den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Wohnorte aufzusuchen, zwei Zeitläufte gibt, in welchen ihnen diese Möglichkeit zu besonderem Behagen gereicht.

Der eine dieser Zeitläufte ist der späte Herbst, wenn sich solche bewegliche Wandervögel anschicken, über die Alpen hinüber zu pilgern und dort unter einem milderen Himmel einen wirklichen oder vermeintlichen Schutz gegen die Launen des nordischen Winters zu finden. Es ist dann die Vorstellung vom „schöneren Lande", dem man entgegengeht, welche da belebend auf die Einbildungskraft wirkt. Man stellt sich vor, wie man da allmälig aus den Nebeln und der

Trübung herauskommt, wie die Sonne über Gärten scheint, in welchen noch späte Rosen blühen und wie sehr sich das Vergnügen an allem dem durch die Empfindung des Gegensatzes steigern wird, welche Einen bei der Rückerinnerung an das Verlassene überkommen mag.

Die anderen Zeitläufte stellen das gerade Gegenteil zu jenen Wochen dar, mit welchen sich das Jahr zu Ende neigt. Es dürfte aber kaum zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß die damit zusammenhängende Stimmung sich des Wanderers zur entgegengesetzten Jahreszeit nicht in einer noch anmutenderen Weise bemächtigte.

Wenn es nicht nur nach der Heimat geht, sondern man sich auch noch dazu vorstellen muß, daß die Heimat jetzt schöner ist als die Fremde, so wirkt die Lockung mächtiger als der umgekehrte Zug. Wenn im Süden die Straßen blendend werden und sich mit weißem mehligen Staube zu bedecken anfangen, wenn man in der brütenden Hitze des Frühsommers die Fruchtsäfte in den Feigen- und Ölbäumen in aufsteigender Bewegung zu verspüren vermeint — wenn unter Tags die Balkone zu veröden und neben den Häusern sich nichts mehr rührt, als je nach der Tagesstunde der langsame Wandel der grellen Schatten, dann beflügelt sich die Einbildungskraft und eilt dem langsameren Wagen voraus, der nach der quellenfrischen Heimat zurückführt.

Niemals locken die Spätherbstgärten des Südens mit gleicher herzerfreuender Wirkung wie der Gedanke, daß man daheim die saftgrünen Rasen, die wallenden Kornfelder und den vom Ruf des Kukuks durchhallten Buchenhain antreffen wird, wenn über dem Süden die verödende Siesta-Schläfrigkeit des vorzeitigen Sommers sich auszulagern anfängt.

Mit Freuden sieht man alsdann bei der Rückfahrt über die Alpen die Anzeichen des verspäteten Frühlings. In den Hochthälern, über welchen in geringer Erhebung noch hie und

da aus den Waldblößen heraus ein kleines Schneefeld glänzt, stehen noch die bescheidenen Äpfelbäume in der Blüte. Die Wiesen mit ihren Blumen harren noch der ersten Sichel, die von den winterlichen Überresten genährten Bäche schwellen in jugendlicher Kraft. Überall ziehen festlich geschmückte Menschen in Wald und Feld hinaus, während sie dort unten im Süden anfangen, sich vor der Sonnen- und Fliegenplage in die verfinsterten Zimmer zurückzuziehen.

Während dort unten die Straßen sich erst mit den abendlichen Lichtern beleben und es Niemanden einfällt, außerhalb der Mauern irgendwelches Vergnügen aufzusuchen, regt es sich hier im einsamen Wald zu sonntäglichen Stunden und Schaaren pilgern, sich der neugeschenkten Pracht zu erfreuen.

Um aus einem dieser Gebiete in das andere zu gelangen, müssen jedoch unsere Landsleute weite Strecken zurücklegen. Ganz anders sind diejenigen daran, welchen das angenehme Los beschieden ist, am Südabhang des Gebirges, beispielsweise in jenen Thälern des mittäglichen Tirol ihre heimatliche Ansiedlung zu haben, auf deren Sohle hinein sich das Klima des Mittelmeerbeckens vorstreckt, während ihre tannigen Höhen von nordischen Lüften gekühlt werden. Mit diesen Worten wird ein Gegenstand berührt, welcher für Diejenigen von hoher Bedeutung ist, die Sommerfrischen aufsuchen, andererseits aber auch nur von Solchen hinlänglich gewürdigt werden kann, die durch Verhältnisse irgendwelcher Art veranlaßt waren, sehr häufig in unmittelbar aufeinander folgenden Tagen die Alpen bald in der einen, bald in der anderen Höhenlage zu überschreiten. Meteorologische Tabellen helfen da nicht viel, und bei der Beobachtung dieser eigentümlichen Phänomene geht in der That das Probieren über das Studieren.

Wenn man während des Hochsommers, auf welchen es vornehmlich ankommt, das Wetter diesseits und jenseits des

Gebirges vergleicht, so wird man auf der ersteren Abdachung unverhältnismäßig häufiger Trübung und Regen antreffen als auf der letzteren. Es kommen da mitunter Tage und Wochen, in welchen man kaum von einem Sommer sprechen kann, insbesondere macht man in Städten, wo der Ausblick auf den Pflanzenwuchs gehemmt ist, nicht selten die Wahrnehmung, daß es nach dem Gesammteindruck nicht zu bestimmen ist, in welcher Jahreszeit man sich befindet. Wir haben, kurz gesagt, unsere Regenzeit im Hochsommer — die Regenzeit, die sich in den Südalpen, insbesondere je mehr man sich dem Meere nähert, immer weiter in den Spätherbst hinein vorschiebt.

Wenn man sich alsdann in irgend einer von Glasfenstern geschützten Veranda die fröstelnden Sommerfrischler, die zum bleifarbigen Himmel emporschauen, einander angähnen sieht, die unvermeidlichen Nachmittagsgewitter über sich ergehen lassen muß und sich allabendlich von dem beharrlichen Glucksen der Dachtraufen in den Schlaf einlullen läßt, so will es Einen fast wie Heimweh ergreifen nach jenen blendenden Straßen und der vor Hitze zitternden Luft über den Feigengärten, und die gestern noch so ersehnte Herrlichkeit der nordischen Natur mag Einem da leicht wie eine schlimme Legende erscheinen. Im Spätherbst und Vorwinter ist es, wie angedeutet, gar nicht selten umgekehrt. Man gerät alsdann von Süd nach Nord fahrend, aus einer schweren dunstigen Regenluft in einen frostigen, doch klaren Sonnenschein und freut sich des grellfarbigen Glanzes der vergilbten Wälder.

Wie nahe im Hochsommer längs des Hauptwalles der Alpen derartige Gegensätze aneinanderliegen, das kann auch Derjenige, welcher nicht reist, an manchem in die Augen fallenden Beispiele wahrnehmen.

Die Talferbrücke in Bozen bietet eine der schönsten

Rundsichten der Alpenwelt. In diesen Gesichtskreis fallen die grauen Steintürme des Rosengarten, allenthalben aber dehnt sich das Weingefilde aus, von edlen Fruchtbäumen überragt, und von den Höhen schaut manche Pinie und manche Cypresse herab. Das ganze gleicht einen Seebecken, nur ist dessen Grund nicht von Wasser, sondern unter dem tiefblauen Himmel von einer unbeweglichen, in Hitze flirrenden Luft überwallt. Da sieht man mitunter plötzlich das spärliche Wasser, das unter der Brücke dahinläuft, merklich anschwellen und seine Farbe verändern.

Man schaut sich verwundert nach der Ursache um. Der Himmel ist allenthalben wolkenlos — nur im Norden, über das Sarnthal hin, liegt es fern wie ein milchiger Schleier. Der Landeskundige aber sagt, indem er auf das Wasser hinab deutet: „Jetzt kommt die „Penser Trüben,“ was so viel heißen soll, als daß in der Gegend von Pens, wo das hohe Joch den Süden von Norden abschließt, Gewitter lagern, die Regenfluten in den ahnungslosen Glanz des Südens hinabwälzen.

Angesichts der gesteigerten Niederschläge, der Trübungen und der Gewitterbildungen, durch welchen sich der Sommer des Gebirges von der südlichen Hochsommer-Witterung unterscheidet, läßt sich sagen, daß man es begreifen lernt, wenn mitunter Einer meint, es sei ein richtiger, vollwichtiger Sommer, wie man ihn etwa in Sorrento, auf Capri oder auch schon an den norditalienischen Seen antrifft — wenn auch mit Beigabe von Hitze — einer oft so trübselig unentschlossenen Jahreszeit vorzuziehen.

Indessen ist die Frage nicht einmal so gestellt. Man kann, wie erwähnt, an den Gnaden des südlichen Himmels teilnehmen, ohne dabei die lästigen Zugaben des Südens, zu welchen wohl die Insektenwelt am meisten beiträgt, mit in den Kauf zu nehmen. Dies geschieht beispielsweise in Süd-

tirol, wenn man sich dort von den heißen Thalböden nicht in horizontaler Richtung gegen den kühleren Norden hin, sondern in vertikaler auf die Höhen begibt. Des milderen Klimas wegen gibt es dort in Erhebungen, auf welchen im Norden nur mehr Almhütten oder Heustadel zu finden sind, noch stattliche Ansiedlungen mit trefflichen Gaststätten. Das Gebäude des k. k. Bezirksgerichtes Kastelruth bei Bozen beispielsweise steht weit höher als der Semmering. Das ist nun eigentlich das Ideal einer Sommerfrische. Niemand hat es besser als die Leute dort unten im Etschland, die sich von ihrem Wohnhause weg binnen einigen Stunden in ein Klima versetzen können, wie man es (von Licht und Himmel abgesehen) im Übrigen erst in der Entfernung von Meilen wiederfände. Dabei sind sie an manchen Orten im Stande, mit den zurückgebliebenen Hausgenossen in der Tiefe durch optische Zeichen zu verkehren. Da werden unten Tücher oder Teppiche ausgehängt oder dergleichen. So steht der Sommerfrischler dort oben, dem Brodem der Tiefe entrückt, neben den kalten Quellen im Fichtenhauch, der am weiten Gesichtskreise ein diamantenes Diadem von Fernerspitzen um sich hat, mit dem Auge in Verbindung mit Denjenigen, welche er in seinem Heim zurückließ.

An Örtlichkeiten dieser Art ist der Ausdruck Sommerfrische entstanden. Derselbe ist ursprünglich wälsch (in quei monti si trova di state la frescura) und mag von Haus aus zu suchen sein, bei den Einwohnern der lombardischen und venezianischen Tiefebene, oder in dem Zug, welcher die Insassen toskanischer Städte nach den schattigen Kastanienwäldern der appuanischen Alpen oder auf die luftigen Höhen des Apennin lockt. Von dort ist er zu den Deutschen im Etschland übergegangen und von diesen hat er sich, doch nicht früher als vor etwa dreißig oder vierzig Jahren, in die gesammte deutsche Literatur übertragen. Der Deutsche, welcher

dort unter Feigen- und Ölbäumen wohnt, hat den wälschen Brauch willig aufgenommen und huldigt ihm weit umfangreicher als der südliche Nachbar. Es gibt in Etschland kaum einen Knecht, der nicht auf ein paar Tage in die „Frisch“ ginge.

Das Leben in den echten Südtiroler Sommerfrischen muß man nicht dort suchen, wo an die Vorderseite der Häuser Veranden angeleimt werden oder von denen man in den Ankündigungen der Zeitungen zu hören bekommt. Selbstverständlich haben sie weder Esplanaden noch Trinkhallen. Dagegen kann man nicht behaupten, daß an so luftigen Orten Alles, was nicht banal ist, aus den herkömmlichen Gesprächen ausgeschlossen wäre. Bei manchem Höhenfeuer, bei mancher „Knödelpartie“ auf waldiger Kuppe, auf mancher Kegelstatt, bei der ein Schafbock, dessen Hörner mit Rauschgold verziert sind, ausgespielt wird, bei den Lagern an manchem „Kreßbründl“ geht es heiterer zu als dort, wo man sich täglich dreimal anzieht und die strickenden Berlinerinnen Kritik über die defilierenden Schicksalsgenossen halten. Natürlich wird aber auch diese Art von Leben nach und nach weiter zurück oder in die Einsamkeit gedrängt, und in wenigen Jahrzehnten werden vielleicht auch diese Zufluchtsstätten einfacher Menschen der Überlieferung angehören. Schon regt sich auch hier in leisen Anfängen da und dort eine Dämmerung von „Fortschritt“. Herr verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. So lange mir ein mit Blumen geschmücktes Gnadenbild, das unter den Fichten des Waldsaumes steht, besser gefällt, als ein Zeitungskiosk, wird mich Niemand von dieser wehleidigen Meinung abbringen. Sommerfrischen dieser Art — von welchen ich aber keine einzige nenne — unterscheiden sich von jenen anderen auch dadurch, daß ihre Signatur die Fröhlichkeit, die der anderen geräuschvolle Langweile ist. Wenn nur jeder gebildete Mensch sich

eingestehen wollte, wie groß diese letztere mitunter in seiner „Erholungszeit" war!

Die Sommerfrischen auf den Hochflächen des Südens sind, wie erwähnt, heiterer, als so viele gerühmte, mit allem Behaglichen ausgestattete „Stationen" diesseits der Alpen. Diese haben freilich, wie alle Dinge dieser Welt, auch ihre eigenartigen Vorzüge. Es gibt eben überall, nicht nur in Bezug auf den Alpenwall, ein Hüben und ein Drüben.

Nach meinem Geschmack aber, den ich nicht verheimlichen will, ist mir schließlich eigentlich ein gut geratener südlicher Winter, wie man ihn in vielen Jahrgängen in Südtirol, an der Riviera und auch in unserem südlichen Dalmatien antrifft, lieber, als alle Sommerherrlichkeit des Nordens. Wenn der Tag wolkenlos heraufsteigt, wird er wolkenlos enden. Es gibt keinen Staub und keine Hitze, keine Insektenplage und keine Gewitter. Wundervoll ist der Sternenglanz der Nächte. Die Tage dämmern unter der niedrig stehenden Sonne in seligem Glanze dahin, und oft erscheint so die Welt dem körperlichen Auge als das, als was sie von manchem geistigen Auge erfaßt wird, als das Vorspiel einer heiligen Ruhe, welche geahnt, aber nicht begriffen wird.

Im Gegenteile hiezu läßt sich sagen, daß, wenn die Sommerfrisch-Stationen als Lust-Gefilde aufzufassen sind, die sogenannten klimatischen Winterkurorte als eben so wie Calvarien-Berge gelten können. Denn hier handelt es sich, in den allermeisten Fällen in unsern Alpen wenigstens, um Leidens-Geschichten.

Ich will aus meinen Erinnerungen hier einige Bilder aus dieser so wenig geschilderten Seite des Menschen-Daseins einfügen.

Auf einer Station, die nicht mehr weit von Gardasee entfernt war, glänzte das grüne Laub einiger Steineichen,

welche sich auf den mit Lawendel und Salbei bedeckten Felsboden erhoben, so anmutig im Sonnenlichte, wie die Wipfel der heimischen Buchen im Scheine des Maien. Eine blasse Nordländerin, welche sich am Tische bei dem erwärmenden Morgentrank niedergelassen hatte, machte ihrem Reisegefährten, der in diesen Gegenden zu Hause war, eine hierauf bezügliche Bemerkung.

Dieser antwortete: „Ja, im Norden sieht man den Winter, aber verspürt ihn nicht; im Süden sieht man ihn nicht, verspürt ihn aber."

Diese Auskunft konnte allerdings nicht für den Raum und seine Umgebung gelten, in welchem die Reisenden eben angelangt waren. Hier sah man weder einen Winter, noch verspürte ihn. Denn inwendig hatte der Verkehr den nordischen Hausrat trefflicher Öfen hereingebracht, draußen aber grünte das Laub. Indessen hätten sich die Reisenden nur in eines der nächsten Häuser zu begeben gebraucht, um alsbald das Vollgewicht derselben zu verspüren. Dort saßen veilchenblau angelaufene Kinder um eine dürftige Herdflamme, eine feuchte, dumpfe, kalkig durchhauchte Luft stockte in dem unwirtlichen Gemach, dem man es kaum durch irgend welche Spur ansah, daß es von den Hausgenossen als Wohnzimmer betrachtet wurde.

Unter allerlei Gesprächen über die Eindrücke, welche dieser erste Ort des sogenannten Südens hervorgebracht hatte, wurde die Reise fortgesetzt. Nur Wenige waren es, die sich des Sonnenscheins und des fremdartigen Wachstums freuten. Die Meisten sprachen über die Vorstellungen, welche sie sich vorher gemacht hatten, mit einer Art von Selbstbespöttelung, und Mancher hielt sogar nicht mit dem Ausdruck von Schadenfreude zurück, den er darüber empfand, daß demnächst dieser und jener Bekannte sich zum Winteraufenthalt nach Südtirol begeben würde. Endlich hielt der Zug am See.

Rings um den Bahnhof herum hatte man ein Dickicht von Myrthen, Erdbeerbäumen und immergrünem Wegdorn angebracht, welcher hier mehr die Gestalt eines Baumes, als die eines Strauches erreichte.

Hier verließen die Meisten den Zug, sie hatten ihre Bestimmung erreicht. Auch die bleiche Frau bestieg einen Wagen und fuhr einem mitten in einem großen grünen Garten gelegenen Gasthofe zu. Ängstlich hüllte sie sich während der Fahrt in ihren Pelz und schaute verstört in das Gewässer, welches in Bläue ausgebreitet vor ihr lag. Es war, als ob ihre Blicke an all diese Erscheinungen die Frage richteten: „Werde ich von hier wohl gesundet und gestärkt zu meinen Lieben zurückkehren?“

Was sie zunächst erfuhr, konnte ihr wenig Trost gewähren. Es erwartete sie dort in dem gastlichen Hause ein Brief, der von einer müden und kranken Frau gleich ihr herrührte. Derselbe erging sich in Klagen über Verlassenheit. Die Arme hatte Zuflucht auf einer Insel mitten im Meere gesucht, deren milden Winter man ihr gepriesen hatte. Sie hatte nicht daran gedacht, daß Jemand, dessen Gemüt durch Leiden verdüstert ist, sich schon auf einer Art von verlassenen Insel befindet, wenn er der gewohnten Gegenwart teilnehmender Menschen entrückt ist. Kommt dann noch ein Eiland dazu, über welches hinaus der Blick allenthalben auf die trennende Fläche des oft sturmbewegten Meeres fällt, so wird die Bedeutung des Wortes Isola und des Isolirtseins in doppelt grausamer Weise deutlich.

An diesem Tage begann das alte und immer wiederkehrende Kapitel im Lebensromane so vieler Menschen, welches man die Geschichte eines Kranken nennen kann, der den Winter über nach Süden verfrachtet worden ist. Vielleicht in keiner Lage des Daseins verspürt man so viel Wechselwirkung

zwischen den Vorgängen in der Gemütswelt des Menschen und denen in der äußeren Natur.

Die blonde Nordländerin stand bald darauf am Ufer des Gardasees zu Gardone. Man hatte sie dorthin gebracht, weil der Gegensatz zwischen dem Weiß und dem Rot ihrer Wangen immer greller wurde. Dort wachsen Ölbäume, es gedeiht der Lorbeer, es giebt keinen Nebel und keine Finsternis des Winters, und die Heilkünstler hatten ihr vorausgesagt, daß sie gekräftigt zu den Ihrigen zurückkehren werde. Bis dahin aber lag noch die ganze lange Zeit vor ihr, welche den Frühherbst eines Jahres von der Blütenzeit des nächsten trennt. Mit traurigen Gedanken schaute sie auf die glänzende Fläche hinaus, welche sich so sonnig vor ihr ausbreitete.

Von jenseits des Sees schimmerten in der Abendsonne die Häuser von Garda. Sie dachte an jene Helden, die vor mehr als einem Jahrtausend dort ihre Burg „zu Garten" aufgerichtet hatten. Auch ihre Geschlechter waren aus jenem Lande gekommen, dessen Sommersonne nicht vom Himmel weichen will, und dessen Tannen unter der Schneelast von vielen Monaten erstarken und zu Stämmen von einer Wucht heranwachsen, wie man dergleichen in diesem Lande der weichen Lüfte nirgends sieht. Dann strichen kleine, dunkle Wolken drüben durch das mit Ölbäumen bedeckte Gehänge. Es waren Zugvögel, die dem südlichen Ende des Sees entgegenstrebten, dorthin, wo derselbe in weitem Spiegel unter dem abendroten Himmel glühte. Denn diese Wanderer benützen wie die Einschnitte und Pässe im Alpenwall so auch diese lange Einkerbung, welche der See in das Gebirge bildet, als leichteren Zugang zu den Gebieten, denen sie entgegenstreben.

Die Einbildungskraft des jugendlichen Weibes schlug bei diesem Anblicke die entgegengesetzte Richtung von derjenigen ein, in welcher diese gefiederten Sänger sich bewegten. Es

erschien ihr die Heimat mit ihrem jetzt verstummten Walde, in welchem die Flüchtlinge den Sommer zugebracht und den Zauber der hellen Johannis-Nacht gesehen haben mochten. Vor ihrem inneren Ohre klangen die Verse des heimischen Dichters:

See flyttfoglarnes skara,
De suckande fara
Fran Gauthiods strand!

was in unserer Sprache bedeutet: „Sieh die Schaaren der Zugvögel, sie verlassen seufzend den gothischen Strand.“

Was ist das doch, mochte sie denken, für eine Gewalt, welche die geschaffenen Wesen von der Stätte, an welcher sie geboren sind, fortzieht, der mittäglichen Sonne entgegen? Waren ja doch jene Nordlands-Recken, die dort drüben die Gard-Burg auftürmten, auch nichts anderes als Zugvögel. Sie zogen es vor, unter Not und Kampf sich durch die Schrecken dieser Berge und die Waffen der Feinde hindurchzuschlagen, als in der schön gezimmerten Halle des Nordens zu sitzen und den brausenden Meth zu trinken. Und was war ihr Ende? Noch haftet wohl an irgend einem Gemäuer ein Name, welchen sich die Bewohner dieses Landes nicht deuten können, der aber für den Kundigen sich als ein Anklang erweist an die germanischen Laute jener Fremdlinge. Sonst aber ist Alles begraben und vergessen.

Unerklärlich — doch bei manchen Wesen vielleicht verwandt mit einem Zuge, welcher sie antreibt, sich von der Bedrängnis seiner Umgebung abzuwenden. Bei den armen Vögeln läßt es sich denken, daß sie die Heimat verlassen, weil eine Zeit herannaht, in welcher für sie kein Tisch mehr gedeckt ist. Gleichwohl treten sie ihre Wanderung viel früher an, bevor dieselbe gekommen ist, wie sie auch umgekehrt wieder nach ihrer Heimat zurückkehren zu einer Zeit, in welcher, so weit wir es verstehen, sie es dort unten, wo sie

ihren Winter verlebten, noch weit besser gehabt hätten als in unserem oft so frostigen Vorfrühling, der viele der armen Ankömmlinge sofort in Kälte und Not verkommen läßt.

Als das Mädchen, da der Abend herabsank, auf seine einsame Stube zurückkehrte, hörte es aus dem Nachbargarten von einem Balkon die Stimme einer Sängerin, welche eine Laute begleitete. Es war das Lied von der rondinella pellegrina, der wandernden Schwalbe, welche von einer Jungfrau hoch oben in den Lüften erblickt und mit Grüßen an ihren Geliebten bedacht wird. So folgen die Flüchtlinge nicht nur der eigenen Sehnsucht, sondern werden auch noch von anderen Wesen mit sehnsüchtigen Botschaften bedacht.

Der See draußen mit seiner blauen Flut hätte den beiden Frauen eine wundersame Geschichte erzählen können. Es gab einmal eine Zeit, wo dieses Blau, in welches sich der Blick so gern versenkt, nicht aus tiefer Flut heraufschien, sondern aus den Spalten eines großen Gletschers, von welchem dieses ganze jetzt von Wasser überwallte Thal ausgefüllt war. Damals war eine Zeit des Eises über den ganzen Erdteil hereingebrochen. Im nordischen Walde, den jene Geschlechter der Vögel bis dahin niemals verlassen hatten, begann es zu stöbern und zu frieren, der Sommer, der bis dahin kaum unterbrochen worden war, verschwand aus der Reihe der Jahreszeiten. Da war es, wo die Geschlechter dieser Vögel das Wandern erlernten. Sie flohen die verwüstete Heimat. Wie es aber auch den Menschen drängt, wieder nach der Heimstätte zu sehen, auch wenn ihm diese einmal durch irgend ein Mißgeschick zerstört oder verleidet worden ist, so kamen die Schaaren der Flüchtlinge immer und immer wieder zurück und fuhren fort, das rauh gewordene Land als ihre Heimat zu betrachten, obgleich sie den größten Teil des Jahres über in der warmen Ferne weilten.

Auch die Nordländerin war von einem hereingebrochenen Übel hieher verscheucht worden. Mitten in den Glanz einer freudvollen Jugend schauerte die Ahnung des Verderbens herein, und auch hier regte sich das lebendige Verlangen, alsbald zurückzukehren, sowie die Rauheit der Lüfte von der Heimat gewichen sein würde.

Bald wurden die Frauen von Schlaf umfangen. Sie traten damit in ein Reich ein, in welchem es keine Unfreiheit mehr giebt. Ohne Hindernis und Zwang flogen die Gedanken hier dem fernen roten Hause entgegen, aus welchem die Lampe auf den wilderregten Mälar-See hinausleuchtete, während die Tannen gebeugt ächzten und zwei stille alte Leute einander mit kummervollen Blicken betrachteten — dort aber einem Schiffe auf dem Weltmeere nach, auf dem ein junger gebräunter Seemann eben in den Strahlen der Morgensonne stand und nach der weißen Linie schaute, mit welcher der Ocean eine von Palmen bedeckte Klippe umbrandete. — — Während diese armen Geschöpfe sich im schrankenlosen Reiche ergingen, in welchem die Mitgift unseres Erdendaseins, der Menschenleib, keine Last mehr ist, glühten in dem Gemache eines benachbarten Hauses die Augen eines Käuzleins. Es war an einer Kette befestigt und harrte hier dem Morgen entgegen, an welchem es hinausgetragen werden sollte in den Ölwald.

Und der Morgen kam. Mit ihm erschien ein schwarzbärtiger Signore, der das Tier und den Stab, auf welchem es saß, ergriff und beides hinausschleppte. Dazu trug er noch einige kleine Käfige, in welchen sich mehrere Meisen, Grasmücken, Drosseln und andere Vögel befanden.

Mit allen diesen beladen, stieg er den abgestaffelten Berg an, auf welchem dichtgedrängte Ölbäume standen. Bald gelangte er zu einer Lichtung, deren Boden von Citronenkraut duftete. Dort befestigte er den Stock mit dem oben

angebrachten Querholz, auf dem die Eule saß, im Boden, dann stieg er in das Astwerk des einen und anderen Baumes hinauf und band lange Stäbe, die mit Leim bedeckt waren, an die Zweige. Hierauf hängte er hier und dort in den Wipfeln einen Käfig auf.

Alsdann zog er sich hinter ein Mauerwerk zurück, welches noch von einer Mühle übrig war, die einst der angeschwellte Bach zerstört hatte.

Nun kamen Schaaren flüchtiger Tiere, welche das Streben nach Wärme und Licht aus weiten Landen hieher ins Verderben führte. Es war des Morgens von ihnen schon eine große Strecke zurückgelegt worden, jetzt hielten sie ihre erste Rast, wozu sie die angenehme Lichtung zwischen den Baumwipfeln und die Stimmen ihrer in den Käfigen verborgenen gefiederten Genossen einluden.

Viele von ihnen aber setzten sich zusammen und zeterten über die Feindin ihres Geschlechtes, das böse Käuzlein, welches blinzelnd und schier unbeweglich auf seiner Stange saß. Wußten die kleinen, erzürnten Ankömmlinge doch, daß das Tageslicht jene mit Blindheit schlug.

Aber sowohl die Freude an den lauten Genossen als der Zorn über den stummen Widersacher führte alle die vielen kleinen Gäste in den Tod. Denn es erschien der bärtige Mann, stieg auf den Baum hinauf, riß die zappelnden Sänger von den Stäben, von welchen sie selbst sich nicht mehr losmachen konnten, und tödtete sie. Dann reinigte er seine Hölzer von den Federn, welche darauf kleben geblieben waren, und steckte sie von neuem in das Geäst. Bald lag ein ganzer Hügel von buntgefiederten Wanderern auf dem Boden.

Der Mann trug seine Beute in einem Korbe nach Hause. Dort behielt er einen Teil für sich, den anderen aber brachte er in das benachbarte Städtlein. In diesem ist ein von Alter und Schmutz geschwärzter Palast, in welchem die Obrig-

keit waltet. Gegen den Marktplatz hin ruht er auf Säulen, die mit einer dicken, klebrigen Schichte bedeckt sind, welche sich trotz der Müssiggänger, die mit ihrem Rücken daran reiben, fort und fort erhält. An diesen Säulen waren Bekanntmachungen angebracht, welche alle die Vögel aufzeichnen, deren Fang verboten ist — um es recht deutlich zu machen, waren die Namen derselben sowohl in der lateinischen Sprache der gelehrten Naturforscher als in der einheimischen angegeben. Und damit man ja genau wisse, welche Vögel gemeint seien, hingen an langen Schnüren von einer Säule zur anderen in vielen Reihen die Tiere da und wurden fleißig verkauft, denn zum mageren Maismehl schafft sich in diesen Tagen, wo die gütige Vorsehung den Tisch so reichlich deckt, gern Jeder solche Vögelchen an, die er dazu fast umsonst erhält.

Während sich dies an dem blauen See zutrug, der früher einmal ein Gletscher mit eben so blauen Klüften gewesen war, erging es dem Schwalbenvolke weiter unten nicht besser. Dort, wo schon die Ebene anfängt, hatte der nämliche ungeheure Gletscher seinerzeit vor seine Stirn das Geschiebe hingelagert, die Felsstücke, welche mit ihm von den schroffen Hängen aus den wildesten Gebieten des Hochgebirges im Laufe der Jahrtausende hinausgewandert waren bis dorthin, wo sich die vordringende Eiszunge vor der wärmeren Luft nicht mehr zu halten vermochte. So waren denn all die Blöcke auf den Boden gefallen, und jetzt wußte kein Mensch mehr, woher sie gekommen waren, hätte es auch nicht wissen können, denn man sah sie nicht mehr, es hatte sich schöner Rasen und vielfältiger Baumwuchs auf ihnen angesiedelt, sie waren zu grünen Hügeln geworden, auf denen sich Heiligtümer und schöne Ansiedlungen geselliger Menschen erhoben. Auch war ihre grüne Oberfläche in manchem Jahrhundert vom Blute der Menschen gedüngt worden, solcher, die von Norden gekommen waren, und anderer, welche sich ihnen

von Süden her entgegenstemmten. Dort ruht sich gern das Schwalbenvolk aus, bevor es die Fittige wieder erhebt, um die Reise über das nahe Meer nach den Ländern der Palmen anzutreten. Dort ziehen sich aber auch über die Hügel hin und durch die Zwischenräume der Thälchen hohe dünne Netze, und wenn sich die Schwalben darin verfangen, vermögen sie sich nicht mehr frei zu machen.

Dann fielen die Netze zu Boden und es begann ein großes Würgen. Und als der nächste Mai ins Land kam, kehrten ungezählte Boten des Frühlings nicht mehr unter das vorspringende Dach des weißen Häuschens mit den grünen Fensterläden, zu der einfachen Hütte des nordischen Dörfchens zurück. Und die Kinder standen da und warteten umsonst auf die lauten Gäste, und nicht mehr streckten, wie sonst zu Beginn des Brachmonates, die jungen Vögel ihre kleinen dicken Köpfe aus ihrer Behausung den Eltern entgegen, welche ihnen pfeilschnellen Fluges von früh bis Abends die Nahrung heimgebracht hatten.

Und der Jäger, der dort draußen im Norden am Frühlingstage das Gehölz durchschritt, erfreute sich nicht mehr an den munteren Tönen der Tannen-Meisen, denn diesen war es drüben auf dem hohen Berge geradeso gegangen. Während sich die Vögel zur Rast in eine Lichtung niederließen, welche auch dort das Buschwerk unterbrach und sich neugierig ihren Genossen in den Käfigen näherten, wurden urplötzlich um die ganze Lichtung herum Netze zusammengezogen. Darauf warf der Mann, welcher versteckt gewesen war, einen Stein unter die versammelten Flüchtlinge. Diese flogen aufgescheucht davon, aber nicht nach oben hin, wo ihre Rettung gewesen wäre, sondern nach allen Richtungen seitwärts, wo sie in die Maschen gerieten, um am nächsten Morgen an den Schnüren in der Säulenhalle des Palazzo vom Seewinde geschaukelt zu werden.

Aber noch schlimmer als diesen erging es einen anderen Wandervolke. Es waren auf dem Berge in Grübchen allerlei Samen, Larven und andere Köder hingelegt. Wenn die Wanderer nach dieser Speise haschen wollten, kamen sie mit zwei bogenförmig gekrümmten kleinen Ruten in Berührung. Von diesen werden ihnen die Füße auseinandergerissen. Erscheint dann bald der Mensch, der ihnen den Tod giebt, so ist ihnen noch das bessere Los zu Teil geworden. Wird dieser aber abgehalten oder findet er die Bogen nicht mehr, so sterben sie langsam dahin. Oft geraten sie erst in seine Hand, wenn sie bereits verfault sind. Oft kommen allerdings auch die Seeadler von der Tiefe herauf und schauen sich nach solchen verwundeten Gefangenen um.

Zu gleicher Zeit aber ging ein Bergfreund, der von der Donau gekommen war, an dieser Höhe hin. Er trug einen langen Stock, der unten in eine eiserne Spitze auslief. Er war zu einer kleinen Falte des Berges gelangt, in deren Hintergrund ein Wässerlein mit angenehmen Geräusche aus dem Felsen hervorbrach. Da erblickte er wieder zwei solche Ruten. Während er weiter den Berg hinanstieg, zerstörte er allenthalben die Bögen, zu welchen Waldbrüder und Stadtfaulenzer hinaufgehen, um sich ihre Herbsttafel zu bestellen.

Unten aber, wo die junge Nordländerin am Fenster saß, um die Luft dieses südlichen Paradieses einzusaugen, kamen mit den Balsamdüften wunderliche Gerüche herein, wie sie dieselben nicht kannte. Es waren die Dämpfe des angebrannten Öles. Denn allenthalben schmorte es in den Pfannen, und die gefiederten Sänger, welche den Sommer über im Nordland die Freude der Menschen gewesen waren, die sich in Wald und Feld ergingen oder von ihrer Arbeitsstube aus sehnsuchtsvoll nach dem einzigen Baume im kleinen Gärtlein schauten, bräunten sich, und die spröde gewordene Haut

knisterte vom Öl, welches nachdem es aufgesaugt worden war, sich in Dunstgestalt befreite.

So erging es ungezählten Flüchtlingen, welche der Reiz des Lichtes in die Ferne zog. Ist es doch, wenn nicht Alles trügt, gerade dieser, der am meisten auf Schwalben und andere Wandervögel einwirkt. Der zarte Leib dieser flüchtigen Geschöpfe bedarf der Wärme und des Glanzes. Es ist kein Mangel an Nahrung, der sie forttreibt, wohl aber die zunehmende Kühlung und Länge der Nächte, eine Ahnung von der Abnahme des Lichtes, und eine andere, welche ihnen sagt, daß dort unten die Sonne von steilerer Bahn wirksamere Strahlen entsendet.

Würde es jedoch gelingen, zum tiefsten Grunde dieser Regungen in allen lebendigen Wesen hinabzudringen, so entdeckte man vielleicht, daß hier in der Verzerrung, die allem Sehnen auf seinem Durchgange durch die Sinnenwelt widerfährt, ein noch mächtigerer Zug zu Grunde liegt. Was Tiere und Menschen nach den Ländern der Sonne treibt, ist ein müdes, schwächliches Wiederspiel von der Sehnsucht, die alle Kreaturen nach einer anderen Weltgestaltung haben. Es verhält sich zu dieser wie der fahle Schein, den man in der monatelangen arktischen Nacht immer nach vierundzwanzig Stunden am südlichen Gesichtskreise wahrnimmt, zum hellen Mittag, von welchem um diese Stunde andere Zonen begnadigt sind. Die Zugvögel bedeuten einen Zug, der in nichts Geschaffenem ganz unwirksam ist. Diesem Zuge folgend geraten zahllose Geschöpfe in Leiden. Überall stehen die Netze und glühende Pfannen. Die Falter, welcher der Nacht entfliehen wollen, zerstören ihre Flügel bei der Annäherung an die Leuchte — der Waldsänger, den die sich verlängernden Abendschatten schrecken, kehrt nicht mehr zurück.

Derjenige aber, der es unternimmt, aus dem Bilde die Sache zu deuten, gelangt zum Glauben, daß im verhüllten

Wesen der Erscheinung etwas liegt, wovon all dieses Wanderstreben nur eine Andeutung ist, und daß sich schließlich auch ein Sonnenland ohne Durchgang durch Netz und Glut zeigen wird.

Vielleicht ist das schöne junge Weib mit der fieberroten Wange bereits in einem solchen Gebiete angelangt. Nach Hause, zu den Tannen, ist es nicht mehr zurückgekehrt. In den Tagen der Schwalben-Flucht aber, wenn die nämliche Woche des Jahres wiederkehrt, sitzen die alten Leute schweigsam im Gemache und schauen in das stille Licht, welches die Stube aufhellt und auch noch einen weithingedehnten Streifen auf das finstere Gewässer wirft.

Jenseits der Etsch.

In den schönsten Landschaften, wo Glanz und Frieden den Wanderer Alles auf Stunden vergessen lassen, was ihn zu anderer Zeit bedrängen mag, tauchen wie Wolken, die plötzlich über den Gebirgskamm heraufkommen, Gestaltungen auf, die mit einemmale einen Schatten über den sonnigen Boden werfen. Es sind dies die Erinnerungen an menschliche Thorheiten, welche sich da abgespielt haben. Eine derartige Begegnung wiederfuhr dem Verfasser dieser Zeilen, als er gegen Ende April oder zu Beginn des Maien vor einer Schenke saß, bei welcher sich der Blick auf den herrlichen See von Caldonazzo aufthut. Dieser See, zwölf Kilometer von Trient gegen Osten und zweihundertfünfzig Meter über dieser Stadt gelegen, gehört bekanntlich zu den schönsten Alpengewässern. Wenn ich sage „bekanntlich", so muß man das allerdings gegenüber heimischen Lesern etwas einschränken. Unsere Landsleute sind eher in der Gegend von Neapel, als in den so nahe gelegenen Thälern des Trientiner Gebietes zu finden, welche nicht, wie es zumeist eine landläufige Überlieferung verbreitet, kahl sind, sondern allenthalben Baum- und in vielen Örtlichkeiten auch Laub- und Nadelwaldwuchs haben, wie keines der nördlichen Thäler des Alpenlandes.

Die Ufer des Sees von Caldonazzo sind durch alle Anmut ausgezeichnet, an welche wir denken, wenn wir uns einen südlichen See vorstellen. Da fehlen die breiten Wipfel der Edelkastanien nicht, welche das Gras bis an den Uferrand hinunter beschatten. Türkisblau spiegeln sich die Berge, weiß die Wolken in der ruhigen Wasserfläche, klare Bäche rauschen, die Hügel sind Fruchtgärten, eine milde Sommerluft läßt uns gern den rauheren Anhauch unserer nordischen, in Felsenwannen hineingebetteten Seen vermissen. Die Schänke steht am Nordende des Sees, etwa einen Kilometer von der freundlichen Ortschaft Pergine entfernt. Sie heißt „zum heiligen Christoph". Diesen Namen hat sie von einer nahe gelegenen, diesem Heiligen gewidmeten Kapelle, welche, wie die Überlieferung sagt, sich auf der Stelle eines Heiligtums der Diana und des Neptun erheben soll. Daß man hieher als Patron eben den heiligen Christophorus versetzte, erklärt sich aus der Gewohnheit, ihn überall zu sehen, wo sich Wasserflächen ausbreiten oder Flüsse strömen. In dieser Hinsicht hat der heilige Christoph die Erbschaft der von Quell- und See-Nymphen umgebenen Diana angetreten, von welcher, wenn auch vielleicht nicht hier, so doch, wie die Fundstücke beweisen, in dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe Calceranica um die Zeit des Augustus ein Tempel zu sehen war. Der Felsrücken, auf welchem das Kirchlein des heiligen Christoph steht, war zur Zeit der Erbauung desselben eine Halbinsel, und war es noch im vorigen Jahrhundert, da während dieser ganzen Zeit der See sich viel weiter gegen Norden hin erstreckte als heute.

Und eben mit der Geschichte der Entstehung dieser Halbinsel hängt der dunkle Schatten zusammen, welcher sich damals vor meinem inneren Auge vorüberbewegte. Da lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Pergine ein Quirite, Namens Thomas Maier. Dieser dachte sich,

daß eben die nördliche Seebucht, die sehr flach war, nützlicher mit Äckern und Wiesen ausgefüllt wäre, als mit Schilf und Riedgräsern. Nach seiner Meinung war nichts leichter durchzuführen, als diese Wandlung. Zu diesem Behufe brauchte man nur das Bett der Brenta, zu welcher die Wasser des Sees abfließen, etwas tiefer zu legen dann mußte dieser seichte Grund, der in seinem damaligen Zustande Fieber unter den Bewohnern verbreite, trocken werden. Und so geschah es. Die Bauern freuten sich des neugewonnenen Bodens und verteilten ihn unter sich je nach den vier Gemeinden, zu welchen er gehörte. Ihre Zufriedenheit war aber nicht von langer Dauer. Denn als sie wahrnahmen, daß jetzt wohl Weizen und Reben gedeihen konnten, ihnen aber die Riedgräser mangelten, welche sie als Streu zu benützen gewohnt waren, erklärten sie den Thomas Maier für einen Narren und Übelthäter. Der gefeierte Volksmann wurde als Störer der öffentlichen Ruhe bezeichnet — ein Schicksal, welches dieser Maier mit nicht Wenigen zu teilen hatte, die mit der menschlichen Dummheit in Hader gerieten. Der Bischof von Trient lud ihn vor sein Tribunal. Dort gelang es ihm nicht, sich zu rechtfertigen. Er wurde verurteilt und in den Narrenturm geworfen — eine Behandlungsweise, durch welche sich die gute alte Zeit wirklich nicht zu ihrem Vorteil von unseren Tagen unterscheidet, in welchen der Mann ohne Zweifel in den Landeskulturrat befördert worden wäre. Nachdem er einige Zeit im Narrenturm verblieben war, halfen ihm mitleidige Ärzte wieder heraus. Da er thätliche Angriffe von Seite Derjenigen zu befürchten hatte, denen er helfen wollte, so gab ihm der Erzbischof sogar das Recht, fortan zu seiner Verteidigung einen Degen tragen zu dürfen. Dieser Degen nützte ihm wohl gegen die Knüttel der Bauern, aber nicht gegen die Armut. Er starb verkümmert und verlassen auf dem Boden, welcher durch ihn in ein reiches Acker-

land umgewandelt worden war. Jetzt ziehen sich über denselben die langen Zeilen der Reben und der Maulbeerbäume mit ihren glänzenden Blättern hin und der Sommerwind rauscht im hoch aufgeschossenen Mais. Die Gegend gilt weit und breit als die gesündeste des Landes.

Es ist schwer den Reizen gerecht zu werden, welche diese Landschaften ausüben, noch schwerer aber es sich klar zu machen, warum der Besuch dieser südlichen Thäler mit den herrlichen Lüften, ihren Wäldern und Wassern so unverhältnismäßig geringer ist, als der Andrang zu den nördlichen Gebieten des Landes, die ihnen an Reichtum in Gestaltung und Farbe nicht gleichkommen. Die Baumanger am See, die zwischen den hohen Nußstämmen trocknenden Fischernetze, die schneebedeckten Höhen im Norden, die über fünf Kilometer hin ausgedehnte Wasserfläche — alles das bleibt in der Erinnerung lebendig, und gern halten wir das anmutige Landschaftsbild fest, dessen von den Besuchern Tirols nur in den seltensten Fällen Erwähnung gethan wird.

Der See von Levico, einige hundert Meter vom anderen entfernt, bietet gleichwohl einen ganz verschiedenen Anblick. Er zeigt weit mehr die Merkmale, die den eigentlichen Gebirgssee auszeichnen, die Hänge sind steiler, er liegt tiefer und unzugänglicher in seinem Becken. Wer zu diesem See kommt, der lasse sich die Mühe nicht verdrießen, von Caldonazzo aus zwölf Kilometer weit auf der neuen nach Lavarone hinauf angelegten Straße zu gehen oder zu fahren. Da findet er den wahren Typus einer Hochgebirgs-Felsenstraße in den Südalpen, eine jener Straßen, die an schauerlichen Abstürzen zu schweben scheinen. Wer das thut, der fasse besonders das Gasthaus Alla Stanga und dann weiterhin, jenseits des zweiten Tunnels, die Stelle ins Auge, an welcher man vor sich die Scanupia, gegen Norden hin aber den Glanz des Haupt-Alpenwalles vor sich hat. Von den Reisebüchern wird

dieser Straße nur die flüchtigste Erwähnung gethan. Gleichwohl ist ihr von den Tiroler Straßen höchstens noch die eine und andere Strecke in Nonsberg, auch die Mendelstraße, an die Seite zu stellen. Letztere aber wirkt weder durch ihre Einzelheiten, noch durch ihre Fernschau so überraschend. Nicht vergessen darf auch die Waldlandschaft in der Gegend von Conta (etwa fünf Viertelstunden von Caldonazzo entfernt) werden. Noch großartiger gestaltet sich dann weiterhin der Straßenzug gegen Folgaria und zu den „Cimbern" und hinab zur Eisenbahn nach Calliano — eine Rundfahrt durch die Pracht dieser Hochgebirge, die von tausend Besuchern des Landes Tirol, welches man mit Auszeichnung unser Touristenland nennt, kaum von einem Dutzend unternommen wird.

Vergleichen wir den Achen-See mit dem von Caldonazzo, so haben wir in der Verschiedenheit der beiden Gewässer die des nördlichen und des südlichen Berglandes auf das Trefflichste gekennzeichnet. Dort die tiefe Flut mit ihrer Färbung zwischen Stahlblau und Fichtengrün, die Gießbäche, die zwischen Alpenrosen hineinrauschen, das Gebirge, über welchem, wie ein Tiroler Dichter sagt, der Adler der Freiheit schwebt. Das Spiegelbild dort ist ein einförmiges. Man sieht nur den Wiederschein der Fichtenwälder und der Felsengrate nach der Tiefe streben. Hier dagegen ist es vielfarbiges, gleich einer vielgebrauchten Palette. Hier ziehen sich von den Pappel- und Nuß-Bäumen des flachen Ufers lange grüne Zitterstreifen in den seichten See hinein fort, dann kommen breite Bänder des Schilfes, Wiederschein der Kastanien-Wölbungen oder rote Punkte, welche den Granatblüten an den Gärten des Ufers entsprechen. Auch die schweren, golden leuchtenden Sommerwolken, die weiter gegen den Gesichtskreis hin an den niedrigeren Bergen hängen, finden für ihr Spiegelbild noch Raum in diesem breiten, flachen Gewässer. In Südtirol bildet dieser Caldonazzo-See ein Landschaftsbild von

hoher Anmut und man kann es bedauern, daß von den Fremden, die, insbesondere während des Spätherbstes, nach dem kunstreichen Trient kommen, nicht viele dieses so nahegelegene Gewässer besuchen. Sie alle zieht es nach dem Gardasee, welcher allerdings unter den Bildern, die das Seengebiet am Südrande der Alpen bieten kann, das vielgestaltigste Schaustück darstellt. Hier ist die Verschiedenheit des Gewässers zu beobachten, je nachdem, wie an seinem nördlichen Teil, die Juraschichten des Hochgebirges in dasselbe abstürzen, oder dasselbe, wie im Süden, allenthalben von angeschwemmtem Grund umgeben ist. Während dort oben die smaltfarbige Welle sich dem Schaum der Wasserstürze entgegendrängt, schaut dort unten, wo nach der Schilderung Virgils der Mincius zwischen Schilfreihen den See verläßt, graugelber Kalkschlamm durch das Wasser herauf. Genau so, wie sich Hochalpen und Flachland unterscheiden, so unterscheidet sich der Gardasee bei dem Wasserfall Ponale von dem Gardasee um die Halbinsel Sermione.

Eine treffliche Übereinstimmung zwischen der Umrandung und dem Eindruck, welchen das Gewässer als solches macht, bieten uns auch solche Hochseen, wie wir beispielsweise in Südtirol auf dem Übergange aus dem Sarcathal in das Val Camonica finden. Die Farbe des Todes wird ringsherum am Ufer durch das Weiß des harten Schnees angedeutet, von jenen Hochseen aber durch das Schwarz des Spiegels, welches offenbar nur durch den Farbenreiz des Gegensatzes für unsere Netzhaut in solcher Düsterheit erscheint. Ringsum rührt sich nichts. Auch das Wasser bleibt unbeweglich. Keine Larve birgt sich zwischen den scharfkantigen Steinen des Grundes, kein Fisch durchzieht die eiskalte Flut. Er vermöchte auch kaum darin zu leben, denn fast das ganze Jahr hindurch ist der See durch die über ihn gelagerte Frostkruste verdunkelt. Fische, die darin lebten, würden des mangelnden Lichtreizes

von oben her wegen wahrscheinlich auf dem Rücken ebenso fahl und weißlich gefärbt sein, wie es in allen Gewässern die meisten auf der unteren Seite ihres Leibes sind, die von dem Reiz der Sonnenstrahlen abgewendet bleibt. Ihr Spiegel ist, gleich ihrer Umgebung, kalt, einer Metallfläche ähnlich. Er kann nichts wiedergeben, als das Bild einer aufwirbelnden Säule von Schnee, welche vor dem Jochwind oben auf dem scharfen Grate herumtanzt. Und wenn der Winter wieder kommt, wird er blind, taub und regungslos, wie seine Umgebung.

Es ist ein Sachverhältnis, wie es bei allen Erscheinungen der Körperwelt zu beobachten ist, nämlich die Doppelseitigkeit, die sie dem Betrachter darbieten, je nach dem er sich auf den rein mechanischen, oder auf den Standpunkt der Sinnbildlichkeit stellt, auf welch letzterem er in den Körpern nur Gleichnisse sieht — das Sachverhältnis, welches bei der Beurteilung von den Beziehungen großer Wasserflächen zu ihrer Ufer-Umrandung auffallen muß.

Betrachten wir uns einen Alpensee, einen See des eigentlichen Hochgebirges, so ist er klar und tief, und der Blick erreicht in dieser Tiefe noch Felsblöcke und gespenstiges Gezacke von Baumgeäst, das zwischen ihnen versenkt ist. In schimmernder Klarheit oder auch, wenn der Föhn, sich in die Wasser einwühlend, darüber hinfährt, in unheimlicher Gewaltthätigkeit, stellt sich bei unserem Auge seine Flut dar. Sie ist kalt und verlockt uns nicht zum Bade. Die Betrachtung der Dinge, die sich bei dem Nächsten und Greifbaren beruhigt, sagt uns, daß die Tiefe von der Mächtigkeit des Spaltes herrührt, in welchem hier die steil aufgerichteten Wände auseinanderklaffen — die mächtigen Wellen von den Einzwängungen des Luftstromes, welcher, in eben diesen Spalt hineingepreßt, an Kraft gewinnt — die Kälte von den Bächen, die alle miteinander aus bedeutenden Höhen herabstürzen, und

von den Quellen am Grunde, die so kühl sind, wie die verschiedenen Brünnlein, an denen sich der Bergsteiger bei seinen Wanderungen erfrischt. Betrachtet man sich die Sache jedoch vom Standpunkte eines Naturverständnisses aus, welches die Einheit in der Erscheinung festhält, so wird man sagen, daß hier kein seichter Tümpel hergehört, daß hier der Teil der Landschaft, welcher das Starre im flüssigen Widerspiel zeigt, ebenso mächtige und wilde Launen haben muß, wie der nach oben hin aufgerichtete, und daß die Wurzeln der Alpenrosen am Ufer nicht in ein laues Teichwasser, sondern in Wellen hineintauchen müssen, in welchen die kühlen Lüfte der Höhen wie verdichtet erscheinen. So wenig die Felsen, die in den See hinein abfallen, die Kräuter dulden, die am Rain eines Ackerfeldes stehen, so wenig duldet der Ernst eines solchen Spiegels des Hochgebirges träg sich ausbreitende Seerosen, Binsen oder Schilf. Hart und metallen schlagen seine Wellen in das ausgewetterte Geklipp. Ufer und See sind in einem und dem nämlichen Stil gehalten.

Was den Zusammenhang zwischen Steilheit der Ufer-Umrandung, der Tiefe, und den mächtigen Eindruck überhaupt anbelangt, so entspricht dieses Bild in seinen vornehmsten Zügen dem Gardasee.

Betrachten wir uns dagegen einen von mäßigen grünen Erhebungen umgebenen See, oder einen solchen, um welchen herum das Hügelland allmählig in der Ebene ausflacht, so haben wir eine Wasserfläche vor uns, die meist weit hinein einen seichten und schlammigen Grund aufweist, der schon von geringen Wellenbewegungen getrübt wird. Das Wasser ist lau, denn die einfließenden Bäche werden nicht vom Schnee des Hochgebirges genährt, sondern kommen aus den Wäldern und Hochmooren der Hügel. Der Graswuchs der Ufer mit seinen Vergißmeinnicht, seinen Sumpf-Orchideen geht allmählig in den von Wasser überwallten Schlamm über. Der See ist der

breite und flache Spiegel einer breiten und flachen Landschaft. Er ist selten tief. Wie dort auf den Felsenhöhen sich nur die Gemse herumtreibt und im See die Sippen pfeilschneller Forellen, so giebt es hier auf den Ackergründen allerlei Nutzvieh, im See sind fette Karpfen und kriechende Aale. Die Augen entsprechen der Landschaft, in welchen sie sich selbst betrachtet.

Wenn man Erscheinungen des tierischen Lebens auf die Betrachtung des sogenannten toten Stoffes übertragen will, so findet man vielfach in der Natur ein Spiel mit Augen und Spiegeln. Die Einbildungskraft des Volkes hat dies dadurch anerkannt, daß sie den See bald einen Spiegel nennt, bald ein Auge. Es ist das im Volksmund sogar auf andere Wahrnehmungen und Beziehungen übergegangen. In mancherlei Mundarten und Sprachen heißen die farbenschillernden Kreise im Pfauengefieder oder auf den Flügeln verschiedener Schmetterlinge, die man meist als Augen bezeichnet, durch Spiegel: Das Volk hat eine Ahnung von dem Augenhaften des Spiegels und von den Spiegeleigenschaften des Auges.

Die Natur liebt es, sich selbst zu beschauen, und zwar nicht nur in der Thätigkeit des Dichters oder des Künstlers.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel, welches uns gleichfalls ähnliche sinnbildliche Ausblicke eröffnet, bieten — um Tirol auf einen Augenblick zu verlassen — die Seen des Karstes, die sich in einer merkwürdigen Übereinstimmung mit dem Wesen der Landschaft befinden. Auf dem Karst ist Alles auf die Unterwelt eingestellt. Man findet auch in der ewigen Nacht kleine Wasserbecken, die aber als unbedeutende Ausweitungen der unterirdischen Flußläufe hier kaum in Betracht gezogen werden können. Dagegen giebt es dort auch große Seen, wie den von Zirknitz, in welchem sich die eigenartige Berglandschaft spiegelt. Wer an einem Maientag auf einem

Kahn über die lichtgrünen Wellen dahinfährt und die zahllosen Nachtigallen an den Hängen hört, der denkt sich, daß dies der richtige Spiegel für das mäßige Gebirge mit seinem Laubwald und der richtige Augen-Aufschlag dieses so seltsamen Landes ist, in welchem Eichen und Buchen, Tannen und Fichten bereits von der Fülle südlichen Sonnenscheines überwallt werden. Und dennoch wäre dieser Eindruck ein unvollständiger. Denn wenige Monate später zieht sich das Wasser mit allen seinen Fischen durch Röhren in die Hohlräume hinein, es entweicht in ein „unteres Stockwerk". Wer umgekehrt im Herbst hierherkäme und eine jener kümmerlich begrasten, von seltenen Tümpeln durchsetzten Mulden, an denen der Karst nicht arm ist, vor sich zu sehen glaubte, den könnten vielleicht die nächsten Stunden schon darüber belehren, daß er hier auf einem Stück Erde wandelt, auf welchem es nicht nur Gebiete unter der Sonne, sondern auch solche, von denen die Nacht nicht schwindet, giebt. Denn es können sich auf einmal die Schlünde der Unterwelt öffnen und alle Wasser mit ihren Fischen kommen zum Vorschein und die dürre Mulde wird wieder zum schönen See, der sie vor Monaten gewesen war. Da bewegen sich die Fischernetze im Wind, auf Uferfelsen hört man die Stimme der Wasserschwätzer, zwischen Schilf schnellt der Hecht hindurch — und wo dies Alles geschieht, da ist kurz vorher der Mäher mit seiner Sense auf trockenem Boden gegangen. So haben wir hier also eine Natur, die das Auge, mit dem sie sich selbst betrachtet, manchmal öffnet und manchmal in Nacht zurücksinken läßt, wie es ihrer Wesenheit an solcher Stelle entspricht.

Indessen ist es keineswegs notwendig, bis auf den Karst zu gehen, um den Anblick eines derartigen Bildes zu gewinnen.

Wir haben in der Entfernung von kaum 70 Kilometern vom See von Caldonazzo weg den See von Oliero in der

Unterwelt selbst. Wenn wir diesen betrachten, so können wir uns vorstellen, welchen Anblick der Zirknitzer See dann bietet, wenn er sich aus dem Geschosse der Oberfläche der Erde, dessen grüne Wände die Waldrebe schmückt und von denen der Kukuk über die Fläche hinausruft, in sein unteres Stockwerk zurückgezogen hat.

Dieser See befindet sich zwischen der Grenze von Val Sugana und Bassana, zwölf Kilometer bevor man die letztere Stadt erreicht, beim Dorfe Oliero und gilt als die Quelle des gleichnamigen Flußes. Man hat ihn sehr bequem zugänglich gemacht. Hier erhebt sich das Heiligtum von Unserer Lieben Frau zu den Wellen. Nicht weit davon sind die Pforten der Nacht. Während man im Kahne den See befährt, erblickt man am Ufer einen Steinwald. Im Fackelschein tauchen Köpfe von Elephanten und Fischen, Säulen von Palmen auf, auch ein blühweißer Epheu umspannt als Sintergebilde eine lange Wand. Es gibt steinerne Wasserfälle und dünne Wände erscheinen halb durchsichtig in dunkelroter Glanzfarbe vor dem Licht der dahinter gehaltenen Fackel. Daß zahllose Höhlungen in den Kuppeln und Wänden sind, zeigen uns andere Fackeln. Denn ihr Licht dringt in der Gestalt vieler glutroter Augen aus der Ferne durch die Löcher.

Der Fluß selber, welcher diesen See bildet, ist aus dunklen Gebieten zusammengeflossen, die sich unter der Hochfläche hinziehen, auf welcher die Cimbern wohnen. Darum sieht auch das Auge der Natur hier nur Szenen der Nacht. Und nicht anders, als die Umrandung dieses Gewässers, müssen jene noch von keinem menschlichen Fuß betretenen Ufer des Zirknitzer Sees ausschauen, dort, wo er sich in die Dunkelheit zurückgezogen hat.

Die Schänke, vor welcher ich saß, heißt Osteria alle Brenta. Das Wort Brenta erscheint hier in der Mehrzahl,

weil zwei Arme dieses Flußes sich da vereinigen. Hier ist eine Mühle, deren Räder geräuschvoll in das helle Wasser tauchen und schön blitzt der Schaum von den Währen herab. Dies ist allenthalben die schönste Zeit des Jahres, noch schöner aber vielleicht als bei uns ist sie in einem so südlichen Thale.

Die Gedenkfeste weniger Heiligen erinnern durch den Namen so an die Ausstattung der Jahreszeit, in welcher sie gefeiert werden, als das des heiligen Florianus, welches auf den 4. Mai fällt. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge entwickelt sich da bei uns die Blüte jener Bäume, hinter welcher für unsere Augen jede andere Flora an Reiz und Bedeutung weit zurücksteht. Wenn wir den Mai den Blütenmonat nennen, so thun wir es viel weniger der ungezählten Blumenkelche auf den Wiesen und Feldern oder in den Gärten, sondern wegen der weißen Pracht der Bäume.

Diese letztere ist das eigentliche Maien-Zeichen. Wenn man in einem so trübseligen und rauhen Frühjahre, wie es uns diesmal beschert ist, gegen Süden pilgert, so hat man keine zuverlässigeren Meilenzeiger als eben diese weißen Hügel. Hat man eine gewisse Strecke zurückgelegt, so beginnen sie mit ihrem Schimmer uns zuzuwinken. Setzt man die Reise weiterhin die der gleichen Richtung fort, so drängt sich dieser immer mehr und mehr in den Vordergrund des Landschaftsbildes. Endlich wird die Höhe auch dieser Wirkung überschritten und man gelangt in Gegenden, die uns daran erinnern, daß wir daheim unter den Nachwehen des Winters die schönen Tage versäumt haben, von welchen die Bewohner dieses Landes jüngst begnadigt waren.

In diesen Tagen gibt es im Süden, dort wo er bergig ist, Bilder eigener Art. Man sitzt in einem Garten des Thales und betrachtet sich einen noch blühenden Baum, um welchen die Bienen summen. Plötzlich beginnt die Nachtigall

mit ihrem Liede. Wirksamer kann kein Gegensatz sein, als der Winter, der, wie uns ein Aufblick zeigt, sich noch an den hohen Gipfeln festhält, gegen diesen Nachtigallensang. Man sieht mit freiem Auge wie es dort oben stöbert und wie die grauen Winternebel um den Grat wettern. Wo irgendwo dort oben die Sonne durchblitzt, ist es eben so weiß, wie da auf dem Kirschbaum im Garten. Es will uns dünken, als ob das Alles eines jener bedeutungvollen Spiele der Natur wäre, durch welche sie uns zur Ahnung von der Wesenlosigkeit der Zeit und von der Allgegenwart all ihrer Kräfte führen möchte.

Die anheimelnde, bescheidene Anmut unserer heimischen Obstgärten, die wir uns an Maientagen betrachten, wirkt wie ein treuherziger freundlicher Blick. Die Heimat scheint uns zu sagen: „Der Boden, dessen Kind du bist, zeigt dir lang genug seine rauhe Art, mit welcher er dich zu einem werkthätigen und ausharrenden Menschen erzieht. Dir bleibt aber deshalb der Mai nicht verloren, der dich mit seinem Festkleide erfreut und mit seiner sanften Wärme erquickt".

Im Süden spricht der Mai eine ganz andere Sprache. Es ist gegen jenen nordischen ein Unterschied, wie zwischen den Aussehen einer dunkeläugigen Frauenschönheit in einem Prunkstaat und dem rotwangigeu Pausbackengesicht eines schwäbischen Dorfmädchens in seinem Sonntags-Anzug. Unter den grellen leuchtenden Sonnenstrahlen werden die weißen Blütenkegel schier zu aufzüngelnden Flammen, wie Aluminium-Schein oder Magnesium-Licht. Und dann fehlt es auch nicht an anders gefärbten Flammensätzen: am Rot der Pfirsichblüte oder des Judasbaumes, am Goldgelb des Lorbeers, am Kupferblau der Paulownia. Alles das ragt wie stetige Flammen über die dunkleren, lederharten Blätter hinaus.

All diese prangende Erscheinung aber redet eine Sprache, welche dort der Mensch nicht versteht. Das herzgründliche

Behagen, mit welchem der Nordländer durch eine Dorfgasse geht, von deren Bäumen die weißen Blütenblätter auf die Strohdächer der Häuser fallen, ist ihm ein unfaßliches Ding. Er kennt keine Maienluft. Niemanden fällt es ein, an eine Veranstaltung zu denken, die irgend welche Ähnlichkeit mit einem unserer Maienfeste in Wald und Feld hätte. So gehen die Leute an derselben Schönheit vorüber, von welcher so viele der unserigen aus weiter Entfernung angelockt und festgehalten werden.

Wenn ich diese Behauptung aufstelle, so gilt dies von jener Art von Naturfreude, welche mir als die einzig ächte erscheint, nämlich derjenigen, zu welcher der Mensch nicht einer Begleitung von seines Gleichen, eines Pompes, oder eines festlichen Aufzuges bedarf, sondern die er in einsamer Hingebung aufsucht. Der nordische Schwärmer, der in den Buchenwald hinausgeht, um seine Augen an dem jungen Grün zu laben, das ist der wirkliche Verehrer des Maien. Wenn man es macht, wie die Reichen von Florenz zu Zeiten Lorenzos des Prächtigen, welche mit geschmückten Wagen an Maientagen durch die Steinwände der Straßen fuhren und den schönen Frauen auf den Balkonen Blüten und Zweigen zuwarfen, so ist das wohl ein Aufzug, aber kein Maifest. Alle Blumen, die da zum Schmucke von Häusern oder Menschen verwendet waren, halfen nicht über die Kluft der Anschauung hinweg, welche diese mittelalterlichen Stadtmenschen von dem bescheidenen Naturfreunde trennt, der die von keiner Ode gepriesene Äpfelblüte anschaut, und weder von ihr, noch von einer anderen Blüte das geringste Zweiglein abreißt. Die Kavalkaden und Triumphwägen, die seidenrauschenden Damen und die von Gold strotzenden Gewänder der Reiter können nicht den Eindruck hervorrufen, als ob wir etwas anderes zu sehen bekämen, als einen in den Blütenmonat verlegten Faschingstag. Ein Wall, höher und breiter

als die Alpen, trennen den Boden, auf welchem diese Art von Maienfreude und jene andere aufgewachsen ist.

Wenn wir Nordländer es auch noch nicht so weit gebracht haben, wie jene Völkerschaft, welche, wie Plinius berichtet, sich vom Dufte der blühenden Bäume nährte, so hinterläßt uns doch jeder solcher Gang einen stärkenden, verjüngenden Eindruck. Ohne daß wir uns dessen bewußt werden, tritt uns die Wirkung jener Jugend nahe, welche mit der Zeit wohl von allen Menschenwerken verschwindet, in der Natur aber immer und immer wieder so frisch aufleuchtet, wie vor längst entschwundenen Jahrtausenden. Der Anblick einer blühenden Frühlingslandschaft ist vielleicht das einzige Schaustück dieser Erde, welches uns an die Träume der Dichter vom Jungbrunnen und von jenem Feenreiche des Morgenlandes erinnert, in welchem die Jugend niemals vom Alter verdrängt wird.

Solche Regung macht sich in vielen Geschlechtern und Sippen der Menschen fühlbar. Was für uns Menschen des Abendlandes die Maienpracht, das ist für die Insassen des Reiches der Mitte der Anblick der Mandelblüte. Freilich stellt sich diese dort viel früher ein, als bei uns die Blüten des Obstgartens. Haben doch die Mandelbäume, die aus dem fernen Osten zu uns eingewandert sind, entgegen der Angewöhnung anderer Bäume, die sich allmählich der hemmenden Einwirkung des rauheren Himmels fügten, ihre Gewohnheit beibehalten, bei uns in dem nämlichen Monate zu blühen, wie in ihrer Heimat.

Wie bei uns im Herbste die Menschen sich zusammenthun und einander wechselseitig in ihre Weingärten einladen, so versammeln sich die Söhne jenes Ostreiches im Frühling, um den Mandeln zuzuschauen, wie sie blühen. Befinden sich Schriftkundige und Schöngeister in der Gesellschaft, so setzen sie sich an einen besonderen Tisch unter den Bäumen und

bedecken die scharlachroten Papiere, die dort liegen, mit den eckigen Linien ihrer Wortzeichen, die sie bedächtig, eines unter dem Anderen, mit dem in Tusche getauchten Pinsel darauf hinmalen. Man geht zu den Mandelbäumen, wie man bei uns in die Weinstube oder zum Bier geht. Die Worte, aus denen ein Gedicht zusammengestellt wird, feiern den Frühling und zwar in seiner frühzeitigsten und für sie reizendsten Enthüllung, nämlich im Weiß der Baumblüte, unter deren schneeiger Wölbung sie sitzen. Es kommt wohl vor, daß unter diesen Dichtern zeitweilig ein kleines, mit Wein angefülltes Thongefäß herumgereicht wird. Doch dieses Getränk ist es nicht woraus sich die Blüten-Schwärmer ihre Begeisterung holen.

In chinesischen Romanen findet man sehr häufig Verse, welche einer solchen Zusammenkunft ihr Dasein verdanken. Die bezopften Poeten, welche ihr Auge bald auf das bunte Papier, bald auf die Blüten richten und dazu vielleicht manchmal von einer jener Tassen nippen, in welchen man ihnen den Wein einschenkt, gehören zu den eigentümlichsten aller Maienbilder.

Besonders wirksam wurde mir die Vorstellung einer solchen Vereinigung, als ich die Abbildung einer chinesischen Vase sah, die man in einem Bauwerk von Oberägypten auffand. Dieselbe war zum Teil mit Schriftzeichen bedeckt, welche nach der Erklärung des Herausgebers bedeuten: „Schaut auf, die Mandelblüte öffnet sich, ein neuer Frühling ist da!“

Dieses Gefäß, welches auf einem unseren Gelehrten noch nicht erforschten Handelswege an eine der geweihten Stätten des Nil-Landes geriet, erzählt uns von einem Frühling, der vor Jahrtausenden erblühte. Und wenn sich heute die weißen Kelche erschließen, erscheint er so frisch und jung, wie den Menschen jener Tage.

Sein Andenken hat sich erhalten, wie einer jener Thau-

tropfen auf dem Harze versunkener Fichtenstämme, den wir in Bernstein eingeschlossen glänzen sehen. Wir können aus einem solchen Anblick uns einen erfreulichen Denkspruch ableiten. Das eigentümliche Verhängnis, daß Anmut und Jugend flüchtiger als alle anderen Erscheinungen sind, steht so in einem versöhnlichen Lichte da, weil uns gesagt wird, daß sie unzerstörbar immer und immer wieder über die Erde dahingehen.

Meine Gedanken wandten sich endlich von diesen fremdländischen Bildern und von der raschen Brenta, über welche jetzt die Maulbeerbäume ihr glänzendes Laub zu entfalten begannen, wieder der Heimat zu. Dort sind die Maiglöckchen im Buchenwald und die von den roten Punkten der Früchte durchschimmerten Wipfel der Kirschbäume die anmutigsten Wahrzeichen dieser Tage. Menschen, die sich von den Erscheinungen der Außenwelt im Übrigen wenig anregen lassen, folgen da dem allgegenwärtigen Andrängen. Es trägt nicht leicht eine Magd ihren Gemüsekorb heim, ohne sich ein Sträußchen geholt zu haben. Die Anwesenheit von Blumen, die Einem mehr Farben aufweisen als Früchte, macht den Markt bunter, als er sich selbst zur Herbstzeit darstellt. Vergißmeinnicht, Enzian, Alpenrosen tauchen im krämerischen Verkehr auf, und wie niemals im Jahre, kümmern sich die Menschen um Dinge, die mit dem unmittelbaren Nutzen nichts zu schaffen haben.

Der Wirt am Baado-See hält jetzt seine „Maiglöckchen-Saison". Dort, in der wunderschönen grünen Einsamkeit sind es solche Blumenglocken, welche jene Zeit des Jahres einläuten, die selbst in jenem Hochgebirg — was nicht Viele zu wissen scheinen — die schönste ist. Zu der Anmut der Waldlandschaft gesellt sich jetzt als freundliche Beigabe auch noch die Stille. Diese Zeit dort oben in den Bergen verhält sich zu den Monaten, welche ihr folgen, wie etwa ein

sonniger Sonntagmorgen zum Nachmittag und Abend. Am Morgen liegt die Dorfgasse lautlos da, man hört nichts als fernen Gesang oder Orgelton aus der Kirche oder das Plätschern des Wassers in dem mit grünen Zweigen geschmückten Brunnenbecken. Vier oder fünf Stunden später aber vernimmt man das Gerolle der Kegel in den Biergärten und fühlt sich oft gezwungen, Diesem und Jenem auszuweichen, der die Straße kreuzt.

Hier wuschen die wälschen Weiber ihre Linnen in den hellen Wassern der Brenta, welche oben ihr Sammelbecken, den See von Levica, verlassen hat und sangen venetianische Lieder, das gleichmäßige aufplätschern der breiten Schaufelräder, welche das Mühlwerk treiben, wirkte in seltener Weise anregend auf den einsamen Wanderer und es war mir, als tauchten mit den andern Heimatsbildern, mit dem Maiglöckchen und dem Waldmeister auch jene „Mühlen im kühlen Grunde“ und ihre weißen Huldinnen auf, die so manches Lied feiert.

Es ist öfter gesagt worden, daß es Gewerbe und Thätigkeit gibt, die zwar, wie alle anderen, dem Bedürfnis und dem Nutzen der Menschen dienen, gleichwohl aber, im Gegensatz zu den meisten, als „poetische“ bezeichnet werden können. Die Ursache davon liegt darin, daß der Mensch, welcher sie betreibt, unmittelbar mit den Kräften der Natur zu thun hat, daß er ihre Gaben aus erster Hand übernimmt, ohne daß ausgeklügelter Menschenwitz zwischen ihm und der Spenderin Erde vermittelt. Darum haben sich auch die Dichter, wenn sie sich mit menschlicher Betriebsamkeit befaßten, nur an Gestalten dieser Art gehalten. Bäcker, Gerber, Buchbinder, Maurer, Schneider haben, so nützlich und unentbehrlich ihre Arbeit ist, niemals vor den Augen unserer Lyriker Gnade gefunden. Wenn sich ein Dichter mit ihnen befaßt, so ist es einer jener sogenannten Realisten, die im dumpfen Jammer des Lebens herumwühlen und deren Welt entweder in der Mansarde

oder in Kellerwohnungen zu suchen ist. Dagegen schlägt man kaum eine Gedichtensammlung auf, in welcher nicht eine Mühle mit ihren triefenden Rädern vorkommt, oder die Flammen, welche um den Hammer des Schmiedes lodern. Hier ist es die elementare Beschäftigung mit Wasser und Feuer, welche anzieht. Reden wir nun von den zwei anderen alten Elementen, die wie vor Zeiten als Erde und Luft gekannt haben, so finden wir den Bergmann, der das gleißende Erz dem Felsen entnimmt, den Hirten, dessen Schutzbefohlene friedlich den nahrungspendenden Grund abweiden, und — wäre die Luftschifferei nicht etwas so Neumodisches und deshalb, nach dem Kanon der Romantik, Unbearbeitbares, so wäre gewiß auch schon mancher Poet dem Beispiele Adalbert Stifter's gefolgt, der sie in seinem „Kondor" verherrlicht hat.

Wie überhaupt und im Allgemeinen die Einbildungskraft des Dichters nur von solchen Regungen des Menschen bewegt wird, die der Natur unmittelbar entquellen, nicht etwa von solchen, welche angelernt oder verkünstelt sind, so hält sie es auch mit der Betriebsamkeit. Dort, wo man zuerst ein Handbuch der Technik aufschlagen muß, um einen Einblick in das zu bekommen, was da gethan oder gestaltet wird, hört sich der dichterische Reiz auf.

Ich muß gestehen, daß es mir bei irgend welcher Wanderung stets ein günstiges Vorurteil erweckt, wenn ich auf dem Verzeichnis der Örtlichkeiten, an denen ich vorüberzukommen habe, eine Mühle angegeben finde. Da weiß ich, daß ich zu einem Bach gelange, dessen Flutung zusammengedrängt dem Schutzbrett entgegengleitet. Ich sehe die Traufen, wie sie sich von den Rädern loslösen, das schaumige Gequirle und die allmählige Wiederbesänftigung des zerpeitschten Sturzes. Ich gehe über einen zitternden Steg und schaue in den dunklen Raum hinein, in welchem überstaubte Männer hin

und her gehen. Der Hauch des Mehles dringt mir entgegen gleich einem Atemzug der nährenden Erdmutter.

Für eine Tischler- oder Drechsler-Werkstatt ist allenthalben die Umgebung gleichgiltig. Zeichnet mir Jemand dagegen eine Mühle mit der Umgebung von nur wenigen Schritten, so kann ich mir ein Bild von dem Lande machen, in welchem sie steht. Der jäh abstürzende Schaumbach bedeutet mir das Gebirge, und der auf Pfählen stehende Kanal, welcher das Wasser den Rädern zuführt und, aus dessen Fugen es hier und dort durchsickert, zeigt mir die Neigung und Steilheit des Hanges, da die Holzwanne, in der das Wasser fließt, und die Tragpfähle bereits die Höhe ermessen lassen, aus welcher es in der Entfernung weniger Schritte abgeleitet wurde. Stille Flutung, träge Bewegung der Räder bedeutet das Hügel- oder Flachland. Sehe ich die Bewegungen von Flügelarmen der Windmühle, so habe ich als Vordergrund den mit magerem Gras bestandenen Dünenhügel, oder ich sehe das heiße Spanien, wo die Sierra del Campo tiefblau durch die Luft zittert, die schwarzen Schafe auf dem dornigen Brachfeld herumirren und der Hirt sich im selbstgegrabenen Erdloch gegen die Sonne schützt.

Hier dagegen im Südtirol, hat man im Gegensatze zu derartigen Bildern die schönsten Mühl-Umgebungen. Da ist beispielsweise drüben, jenseits der Etsch die Riesenquelle, die in der Nähe des Lago di Nembia aus einem Felsen hervortritt und alsbald ein ganzes Dorf von Mühlen in Bewegung setzt — welches auch keinen anderen Namen als „Molini“ erhalten hat. So steht das Bild vor mir: der malachitgrüne Schwall, der aus einer unbekannten Unterwelt geräuschlos sich heraufzwängt und ein rundliches Becken ausfüllt — die Buchen, welche, vielleicht als die einzigen in der ganzen Gegend, im Hauche dieses sich fortwährend erneuernden Tümpels gedeihen und denselben dankbar beschatten,

sodann die geschäftigen Mühlräder, die dort in die Flut eintauchen, wo diese aus der Ruhe im Felsbecken in rasch sich bewegende Kreisel überzugehen anfängt. Dort blühen unter den Buchen auch die Cyklamen und in den Zweigen singen Nachtigallen, und dies Alles ist durch die Mehlsäcke, die uns entgegenkommen, voraus verkündet worden.

Daß es sich bei dem Vergnügen, welches wir ob solche Betriebsamkeit empfinden, keineswegs um die Mechanik derselben handelt, sondern ausschließlich um die Unmittelbarkeit des Mitwirkens mit der Natur, in welcher der Mensch gewissermaßen nur als ein Vordergrundbild erscheint, geht daraus hervor, daß noch Niemand einen „kühlen Grund“ besungen hat, in welchem eine Dampfmühle steht.

Indessen ist es bezeichnend für die Natur des Menschen, daß die erwähnten Reize nur auf Leute von solcher Anlage einwirken, welche, in einer drangvollen Kultur aufgewachsen und von ihr umgeben, ein Bedürfnis, eben eine Gegenwirkung gegen das verkünstelte Medium ist, in welchem sie ihr Leben zubringen. — Menschen derberen Schlages stehen solchen Anwandlungen ganz und gar fern. Es dürfte den ungezählten Deutschen, die sich Müller zu heißen rühmen, vielleicht ebenso neu, als nicht gerade anmutend sein, zu erfahren, daß ihre Ahnen vor vielen hundert Jahren — den Zusammenhang des Namens mit der Beschäftigung vorausgesetzt — eben dieser Beschäftigung wegen in einem sehr schlimmen Geruche standen. Man zählte sie einfach, wie Scharfrichter, Abdecker, Zöllner, Pfeifer und Todtengräber zu den „unehrlichen Leuten“. An vielen Orten legte man ihnen die Pflicht auf, die Leitern zu den Galgen herzustellen. Es ist augenscheinlich, woher dieser üble Leumund stammt. Es mochte bei dem Getreide, das man ihnen anvertraut, oft nicht mit richtigen Dingen zugehen; es werden mitunter die Mahlgäste überfordert oder mit zu kurzem Maß bedacht worden sein. — —

Solche Betrachtungen wurden an jenen Tage angeregt durch das Anschauen der Mühlen, die am hellen Wasser der Brenta stehen.

Der Weg ging weiterhin über einer Höhe, die zumeist von Kastanien beschattet wird. Beim Ende des Dorfes Tenno eröffnet sich der Anblick auf den See von Caldonazzo, während man wenige Schritte vorher noch den stahlblauen Himmel des Sees von Levico unter sich gehabt hat. Auf dem Rücken von dieser Höhe erblickt man die beiden.

Der ganze Weg, der sich von den Mühlen der Brenta weg über die Thonschiefer-Rücken zwischen Tenno, Ischia gegen Pergine hinzieht, gehört zu den eigentümlichsten und schönsten Südalpen — nicht nur durch den Anblick des Vordergrunds von den Seen und den schönen Baumwipfeln, sondern auch durch die Mannigfaltigkeit des ferneren Gesichtskreises mit den Doppel-Koulissen der Val Sugana des Etschlandes und der weißglänzenden Brenta-Dolomiten.

Unter dem Langkofel.

Eine Gesellschaft, mit welcher sich außer dem Verfasser dieses Buches und dem bekannten Dolomiten-König Johann Santner drei Freunde des Berglandes befanden, die ich Maurus, Gerhard und Nestor nennen will, saßen eines Tages an einer Stelle der Seiser Alp, von welcher aus man zugleich den Schlernzacken und den Grödner Langkofel erblickt.

Obwohl diese beiden Türme sich in Bezug auf Höhe sehr bedeutend unterscheiden, indem der erstere um achthundert Meter niedriger ist, als der andere, so springt doch die größere Schwierigkeit, welche der niedrigere dem Erklimmer darbietet, sofort in die Augen.

Wir ersuchten deshalb Santner, uns die Geschichte zu erzählen, wie es ihm gelungen sei, jenen für unnahbar gehaltenen Zacken zu erreichen, auf welchem vor ihm Niemand den Fuß gesetzt hatte und der auch deshalb auf den Karten jetzt mit seinen Namen bezeichnet erscheint.

Er ließ sich nicht lange bitten, obwohl er unaufgefordert niemals von seinen Unternehmungen spricht. Andere erzählen oder schreiben dergleichen in alle Welt hinaus. Wer

weiß, ob wir ihn diesmal zum sprechen gebracht hätten, wenn wir uns an einer weniger anregenden Örtlichkeit befunden haben würden.

Santner begann: „Es war ein Sommerabend, so schön wie heute, Schlern- und Rosengarten lagen in gleichem Glanze da, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Zu Seis, beim unteren Wirt, wo wir vorüber gekommen sind, saß auf der Altane eine Gesellschaft von Sommerfrischlern, welche unverwandt nach dem hohen Berge schauten, gerade so wie wir jetzt. Eben, als ich dazu kam, wurde unter den Gästen über die Möglichkeit verhandelt, jene Spitze zu erklimmen.

Aha, sagten Einige, da kommt der Santner, das ist der größte unter den Bergfexen. Der muß es wissen, ob es denkbar ist, dort hinauf zu kommen. Ich erwiederte, daß ich es nicht für ganz unmöglich hielte, die Spitze zu erreichen.

Alle brachen in laute Ausrufe des Zweifels und des Unglaubens aus.

Warum fragt ihr mich denn, erwiederte ich, wenn ihr im Vornehinein schon über das einig seid, was ihr davon zu halten habt?

Sie blieben mir die Antwort schuldig. Nur ein Einziger meinte, er möchte es vielleicht für möglich halten, wenn man vorher eine große Summe ausgäbe um an den gefährlichsten Stellen eiserne Haken, Leitern und dergleichen anzubringen.

Ich muß gestehen, daß ich bis dahin noch kaum einen Augenblick daran gedacht hatte, einen Versuch der Ersteigung zu wagen. Der Widerspruch der Leute zu Seis aber reizte mich. Wie wäre es, so sagte ich mir, wenn du diese alle zu Schanden machtest und doch hinauf kämest! Ich bin kein Freund von vielen Reden und sagte deshalb kein Wort. Dagegen stand es bereits fest, daß ich am nächsten Morgen einen Versuch wagen würde.

Nach kurzem Aufenthalte trat ich den Weg nach Razes an, um dort zu übernachten.

Während ich den eine Stunde langen Weg zurücklegte, lag noch immer die Sonne auf der gewaltigen Spitze. Fast ununterbrochen schaute ich hinauf und je näher ich kam, desto mehr schien der Zacken in den Himmel empor zu wachsen. Manchmal bückte ich mich, um einen Traubenhollunderzweig mit seinen roten Früchten, eine schöne Lonicera oder Orchidee zu pflücken. Im Übrigen aber wendete sich mein Blick immer wieder dem Berge zu.

In Razes blieb ich über Nacht. Obwohl ich gar nichts bei mir hatte, was zu einer solchen Unternehmung notwendig ist, so war es doch eine beschlossene Sache mit dem Frühesten des nächsten Morgens den Anstieg zu wagen.

Die Sonne ging in aller Pracht eines ungetrübten Julitages auf. Bis zum Bad herunter hörte ich die jubelnden Stimmen der Berglerchen, und sie schienen mir von glückverheißender Vorbedeutung."

Hier kann eingeschaltet werden, daß „die Berglerche" mit ihrer gelben Stirn die nämliche ist, welche auch in Sibirien haust. Sie liebt die Kälte. In ihr sieht man ein Geschöpf, welches, gleich so vielen Pflanzen, in unseren Hochgebirgen ein Klima findet, das ihr ebenso zusagt, wie die Lüfte der dem Pol nahe gelegenen Länder.

Santner fuhr fort: „Zunächst ging ich den nämlichen Weg, welchen wir mit einander zurückgelegt haben, zwischen den mit Nadelholzflechten behangenen Fichtenbäumen zur Eisenquelle. Dann bog ich zur Rechten ab und kam wieder an Quellen vorüber, welche zwischen Felsen aus dem Moosboden hervorbrachen. Bald darauf gelangte ich in einen großen Graben, über welchen während des Frühjahres jene furchtbaren Staubfälle herabkommen, die zumeist aus abgleitendem Schnee, oft aber auch aus rasch angesammeltem Wasser, be-

stehen. An den Wänden hin war es ein furchtbares Klettern. Ich kann hier nicht Alles so deutlich machen, wie ich von einer Böschung auf die andere, von einem steilen Kamin in einen noch steileren gelangte. Es kam ein Augenblick, in welchem ich Alles verloren gab. Es war dies unter einem großen überhängenden Felsblock, den ringsum lotrechte Wände umgeben. Endlich aber entdeckte ich dennoch einen schmalen Einriß, durch welchen ich hindurch gelangte, obwohl er in der Mitte von einem angeklemmten Felsen unterbrochen war. Während dieses Steigens hatte ich immer nur so wenig Halt, daß ich durch einen einzigen Fehlgriff mit der Hand Tausende von Fuß senkrecht abgestürzt wäre. Einmal hing ich fast eine Viertelstunde an der Wand, ohne weder vorwärts noch rückwärts zu kommen.

Als ich mich dem Gipfel näherte, wurde das Gestein so brüchig, daß es mir unter den Händen abrutschte und in die Seiser Klamm hinabstürzte. Später erzählten mir die Holzknechte, die auf einer Kohlstatt unten arbeiteten, sie hätten geglaubt, der ganze Schlern stürze zusammen.

Ich wagte kaum aufzutreten, während ich über diese mürben Felsnadeln hinweg schritt. Als ich die Spitze erreichte, waren seit meinem Abgang von Razes gerade fünf Stunden verstrichen. Ich hatte etwas vollbracht, was bis dahin für unmöglich gehalten worden war.

Das Großartigste ist die nächste Umgebung der Felsenspitze mit ihren wilden Abstürzen. Die Aussicht ist fast die nämliche, die wir auf dem Schlern genossen haben. Nur muß man den Eindruck dazu rechnen, welchen der Abblick in die furchtbare Tiefe unter diesen Zacken hervorbringt.

Als ich die Glocken der Dörfer Seis und Castelrutt hörte, welche die Arbeiter zum Mittagessen riefen, baute ich einen kleinen Steinmann, legte meine Visitenkarte hinein und trat den Abstieg an. Dieser war viel gefährlicher, als das

Emporklimmen. Mehrmals mußte ich zur Spitze zurückkehren, um andere Stellen an den Wänden aufzusuchen, über welche hinab zu kommen wäre. Manchmal mußte ich auch den Rücken fest an die lotrechte Wand pressen, und mit den Füßen an den glatten Felsennadeln, fast frei in der Luft hängend, herumtasten. Endlich kam ich wieder zu meinen Schuhen, die ich eine Stunde unter dem Gipfel zurückzulassen gezwungen gewesen war.

Es war höchste Zeit, denn schon schmerzten mich überaus peinlich die Fußsohlen, die auf dem scharfen Geklipp fast wund geworden waren.

Es dauerte aber nicht lange, daß ich sie anbehalten konnte. Als ich mich dem großen Kamin näherte, kamen abermals Stellen, welche mich zwangen, mich der Schuhe zu entledigen. Ich band mir dieselben auf den Rücken und gelangte endlich nach äußerst gefährlichem Klettern in den besagten Kamin.

Nunmehr war die ärgste Gefahr vorüber, mittlerweile aber auch der Durst in höchsten Grade quälend geworden. Zum Glücke befand sich in einem Loche etwas Schnee, von welchen bereits ein Teil zu Wasser geworden war. Gierig trank ich davon.

Weiter unten kamen Stellen, über welche ich heraufgeklettert war, die ich aber abwärts nicht bewältigen konnte. Das Schlimmste war ein buckelig unterhöhlter Felsen, der das weitere Hinabkommen unmöglich machte. In manchem Jahr befindet sich, das wußte ich von meiner häufigen Betrachtung der Spitze, um diese Jahreszeit noch Schnee in geringer Entfernung unter dem Rande dieses Buckels. In jenem Jahre war er aber schon bedeutend abgeschmolzen, so daß sich zwischen der Oberfläche und dem Rande des Felsens ein weiter Zwischenraum befand. Um so weit zu kommen, daß ich den Sprung auf den Schnee hinab wagen konnte,

mußte ich mich, so zu sagen, mit angepreßtem Fuße eine Strecke weit auf den Platten hinabschleifen lassen. Weit ging es aber nicht, denn gleich darauf wurde die Steigung so stark, daß mich die Schnelligkeit des Gleitens vom Berge abgeschleudert hätte.

Nun blieb nichts übrig, als den Sprung auf den harten Schnee hinab zu wagen. Er gelang, aber die Gewalt des Sturzes warf mich noch über den Schnee hinaus auf grobes Steingerölle, wodurch ich mir einige Verletzungen zuzog, von welchen Sie hier die Narben sehen.

Unter den damaligen Umständen achtete ich aber nicht in Geringsten auf diese Wunden. Wußte ich doch, daß jetzt alle Gefahr vorüber war. Diese damals so schwierige Stelle würde indessen verhältnismäßig nur geringe Hindernisse bieten wenn der Ersteiger zwei oder mehrere wären, oder der Schnee höher läge.

Als ich unten zur Abzweigung des Grabens kam, mußte ich ein großes Stück in einen dort einmündenden Seitengraben zurückemporsteigen, um dort den zurückgelassenen Stock und Rucksack zu holen.

Dort erwartete mich nicht nur die Erquickung des Wassers vom geschmolzenen Schnee, sondern auch die frischen Strümpfe, welche ich aus meinem Rucksack hervorzog. Denn, die ich bis jetzt getragen hatte, waren ganz zerfetzt.

Nachmittags vier Uhr war ich wieder in Razes. Kein Mensch wollte mir die Geschichte von der Besteigung glauben. Erst, als sie die Stücke meiner Strümpfe und die zerschundenen Füße sahen, fingen sie an zu begreifen, daß doch etwas Wahres an dem sein könne, was ich ihnen sagte.

Zur nämlichen Stunde, wie am Tage vorher, ging ich durch den Wald nach Seis. Wieder sah ich das glashelle Wasser des unteren Weihers von dessen schwarzen Grunde die zarten Alpen heraufschauen. Wieder glänzte hoch oben

über den Fichtenwipfeln die erhabene Spitze, heute eine besiegte.

Gerade so wie in Razes erging es mir in Seis. Abermals saß die Gesellschaft auf der Altane, abermals wurde von der Spitze gesprochen, kein Mensch aber glaubte mir meinen Erfolg. »Da müßte Einen ja der böse Feind hinauftragen«, meinten sie."

Es ist später nur zwei oder dreimal Jemanden gelungen, diesen Zacken wieder zu erreichen", ergänzte Gerhard erläuternd. „Bei Gelegenheit eines solchen Versuches Anfangs September 1894 büßte einer der Erklimmer sein Wagnis mit dem Tode."

Es ist ein großer Unterschied, ob man die Beschreibung solcher Fährlichkeiten gedruckt liest, oder auch sie an irgend einem Orte aus dem Munde der Beteiligten selbst hört — und im anderen Falle — in welchem wir uns befanden — daß man den Schauplatz der Begebenheiten während der Erzählung vor sich hat. Unsere Teilnahme war in hohem Grade angeregt worden.

So konnte es sich nicht fehlen, daß bald auch die Rede auf den Langkofel kam, um dessen Zinne sich ab und zu glitzernde Wolken legten.

Ich selbst erinnere mich an einem Tag vor mehr als dreißig Jahren, an welchem ich mich eben in Gröden befand, als die Kunde verlautete, ein Fremder (es war Paul Grohmann aus Wien) habe als der erste jenen Gipfel erreicht. Der anfängliche allgemeine Unglaube verwandelte sich bald in Begeisterung. Böller krachten, die Augen aller Thalbewohner richteten sich auf das „Steinmandel", welches als unwidersprechliches Zeugnis die Anwesenheit des kühnen Wanderer verkündete.

Seit jener Zeit ist der „Saß Lung" wohl oft bestiegen worden, selbstverständlich auch zu wiederholten Malen von

Santner. Dieser müßte aber nicht der sein, welcher er ist, wenn er nicht auch einmal die Ersteigung unter Umständen ausgeführt hätte, welche vorher niemals da waren und schwerlich wieder jemals eintreffen werden.

Er hat nämlich eine Nacht auf der Spitze des Ungetüms zugebracht — und, als ob dies nicht genügend wäre, noch dazu in Gesellschaft seiner, seither verstorbenen Gattin Antonie, welcher es wohl niemals eine Frau als Bergsteigerin gleich gethan hat.

Ich wußte von dieser Unternehmung und ersuchte ihn, uns hier, wo wir von unserer Raststelle aus die meisten Einzelheiten des Schauspieles überblicken konnten, von jenem seltsamen Abenteuer zu erzählen.

Er berichtete uns zunächst von dem Zugang über die Schutthalden, die wir als mächtige graue Dreiecke sich vom Grün der Alpenweiden abheben und gegen die „Kamine" emporzüngeln sahen. Da beschrieb er uns die ersten steilen Schlüfte und machte uns auf die Gefahren des überfrorenen Bodens aufmerksam.

Dann deutete er in die Höhe hinauf zu einem Eisfeld und fuhr fort: „Dort, wo jenes Eis aufhört, gerieten wir in nachgiebiges Geröll, welches die Herren von hier aus erblicken können. Bald aber gelangten wir, von vorübersausenden Steinen begrüßt, an den zweiten Gletscher, jene fast lotrecht geneigte Eisklamm, die sich als ununterbrochener schmaler Gang bis zum Gipfel hinauf zieht. Ehe wir dieselbe betraten, lehrte uns noch ein Zufall, was hier aus einem Menschen würde, der ins Rollen geriete. Ich ließ aus Unachtsamkeit meinen zusammengerollten Plaid fallen und dieser kollerte den ganzen, von uns bis dahin zurückgelegten Weg hinab, bis er auf den Schuttfeldern dort über dem „Grünen Fleck" ankam. Dort fanden wir ihn bei unserer Rückkehr.

Diese zweite Eisklamm wollte kein Ende nehmen. Als

wir endlich nach furchtbarer Mühe ihren obersten Rand erreicht hatten, schauten wir nach der Uhr. Wir waren seit zehn Stunden von der Ochsenhütte abwesend und fast ununterbrochen geklettert. Noch über ein paar messerscharfe ausgezackte Rippen und wir standen auf dem höchsten, damals von feinem Eis überglasten Zacken des Langkofel. Nach einer schier übermenschlichen Anstrengung hatten wir allerdings den Riesen unter unseren Füßen, allein der Preis des Sieges war nichtig. Denn ein Nichts konnte man es nennen, in was man von den Zacken hinaussah. Kaum wurden die nächsten der scharfen Riffe erkennbar, in welche oben der Langkofel von den Stürmen der Jahrtausende zersägt worden ist. Die ganze übrige Welt glich dem Chaos vor der Schöpfung. Nicht einmal Umrisse einzelner der uns umwogenden Nebelhaufen vermochten wir zu unterscheiden, es war Alles eine tonlose graue Unendlichkeit. Wir hatten nun eigentlich gar nichts errungen, als daß wir den ungläubigen Grödnern, welche eine Erklimmung des Langkofel ohne einen ihrer Führer für unmöglich erklärt hatten, das Gegenteil zu beweisen im Stande waren. Zu diesem Zwecke aber mußten wir ein Merkmal unserer Anwesenheit hinterlassen. Dieses geschah in Gestalt von roten Buchstaben und Zeichen, die wir mit Hilfe eines mitgenommenen Farbentopfes und Pinsels an den Felsen anbrachten. Unsere Namen und das Datum unserer Besteigung prangen heute noch auf dem Gestein des Gipfels. Sodann ließen wir ein breites Glas zurück, in welchem sich eingemachte Bozener Früchte befunden hatten. Diesem Glase vertrauten wir unsere Namenkarten und anderes Geschreibsel an. Vielleicht hat es überhaupt seither als Besuchskartenbüchse des Langkofel gedient, obwohl ich kaum glaube, daß in den Jahren seither so viele Steiger den Gipfel erreicht haben, als man an den Fingern einer Hand herzuzählen vermag. Zuletzt griffen wir zu den mitgebrachten Flaschen, mit

feuerigem Wein des Etschlandes gefüllt, um mitten in den Nebeln, der Erde durch unabsehbare Tiefen entrückt, unsere Anwesenheit in diesem Wolkenreiche zu feiern.

Wir gedachten der Rundschau, die sich eröffnen müßte, wenn es einem Windstoß gefiele, den Vorhang zu lüften. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß es unter den hohen Spitzen im Engadin, in der Lombardei, in Venezien, Kärnten und Nordtirol nur wenige gibt, von welchen aus man den Langkofel nicht wahrnähme. Dieses gibt eine Ahnung von dem Eindruck den ein Teil der Erdoberfläche macht, wenn man ihn von dort oben aus betrachtet.

Es war eigentlich nicht recht von uns, daß wir uns dort oben einer so freudigen Stimmung über unseren Sieg hingaben. Denn der allerschwerste Teil unser Unternehmung, der Abstieg, lag noch vor uns. War das Hinaufklettern gefährlich gewesen, so ließ sich dies mit ungleich mehr Berechtigung von dem Abwärtssteigen sagen. Schon der erste Blick über die jähe Wand hinab, über welche wir heraufgekommen waren, hätte einem Ungeübten Schrecken eingejagt. Denn wenn man sich über die Wand vorbeugte, sah man nichts, ganz und gar nichts, die Welt da unten schien leer, schien entschwunden zu sein.

Einmal mußte der Anfang gemacht werden. Mit größter Bedächtigkeit setzten wir, wieder auf Befehlsworte, einen Fuß vor den andern. Es ging viel langsamer als das Hinaufsteigen.

Am Vormittage, während des Aufstieges, war der Schnee, welcher an vielen Stellen auf das Eis hingeweht war, schier allenthalben noch in gefrornem also hartem Zustande gewesen. Seit ein paar Stunden aber hatte ihm die steigende Wärme sowohl als das fortwährende Nässeln des Nebels zugesetzt. Er war weich geworden und rutschte, da er ohnehin auf einer ungemein jäh abschüssigen, steilen Unterlage auflag,

bei dem geringsten Anstoß in die Tiefe. Darum mußte erst jeder Schritt im Vorhinein sorgfältig erwogen und der Schnee geprüft werden. So ging es ungemein langsam in die Tiefe. Die lange Eisklamm wollte kein Ende nehmen. Es däuchte uns fast unmöglich, daß wir eine ebenso lange Strecke heraufgestiegen sein sollten, und wir waren nahe daran, uns für das Spielzeug dämonischer Gewalten zu halten, die mit uns in diesen schauerlichen Einöden in den Wolken ihre Possen trieben. Plötzlich vermißte ich mein Fernglas. Ich entsann mich, es auf dem Gipfel zurückgelassen zu haben. Obwohl wir schon mindestens die Hälfte der Eisklamm zurückgelegt haben mußten, konnte ich den Gedanken eines Verlustes desselben nicht ertragen. So schwierig und peinlich es uns vorkommen mochte, ich besann mich keinen Augenblick, zurückzuklettern und es herabzuholen. Mein Freund aber wollte mich diesen Weg durchaus nicht allein zurücklegen lassen. Meiner Frau aber konnte ich nicht zumuten, uns zu begleiten. Wir suchten deshalb in den Felswänden der Eisklamm eine Vertiefung auf, in welcher dieselbe unsere Rückkehr zu erwarten hatte, um gegen die Steine geschützt zu sein, welche sich mittlerweile unter unseren Fußtritten loslösen und hinabjagen würden.

Nach mehr als einer Stunde, welche uns unter den größten Anstrengungen verstrich, kehrten wir mit dem gefundenen Glase zurück. Meine Frau hatte sich mittlerweile nicht niedersetzen können, weil es da nirgends eine Stelle gab, die für mehr als für die Füße einen notdürftigen Stützpunkt gegeben hätte. Sie war bereits unserer wegen in großer Angst gewesen.

Nun setzten wir unseren Weg wieder gemeinschaftlich fort und gelangten endlich glücklich an den letzten Absturz der großen Eisklamm. Nun hatten wir das Schlimmste hinter uns.

Das Erste, was wir dort thaten, war, daß wir unseren Durst mit dem Wasser stillten, das vom Ende des Gletschers abtroff. Denn der Durst war, wie das bei so mühevollen Klettereien immer der Fall ist, während der letzten Stunden unsere ärgste Plage gewesen. Während wir nun von dem eiskalten Wasser tranken und, auf das mürbe Gestein hingelagert, ein wenig von den überstandenen Anstrengungen rasteten, ging etwas vor, bei dessen Anblick wir kaum unseren Augen trauten. Plötzlich zog es durch das Nichts, in welches die Welt vor, über und unter uns aufgelöst erschien, wie farbige Linien. Es begann hie und dort bunt, doch undeutlich zu schimmern, wie Nebelbilder, wenn die Camera mit der bemalten Platte dem Vorhange genähert wird. Zauber schien blaue, rote, weißblitzende Inseln mitten im Wolkenmeere zu schaffen. Jetzt war es, wie wenn ein Gipfel voll von Schnee rasch durch die eiligen Nebelballen dahinflöge, dann huschte rasch der rötliche Widerschein einer Dolomitwand vorüber. Wenn der Photograph in seiner Dunkelkammer die Säuren, welche er die „Hervorrufungs"-Flüssigkeit nennt, über das Collodium seiner Glasplatte schüttet und mit einemmale Umrisse, Gestalten, das ganze Bild erscheint, so hat er im Kleinen und Düstern das Schauspiel, welches wir im Unendlichen und Farbenprächtigen genossen.

Lange sprach Keiner von uns vor Bewegung ein Wort. Endlich sagte mein Freund: „Das Unglaubliche geschieht. Der Nordwind verjagt die Nebel, das Wetter hellt sich auf." Bei diesem Anblicke waren wir fast zu neuen Menschen geworden. Eine Freudigkeit, wie wir sie während unserer ganzen Reise nicht empfunden hatten, erfüllte uns. Zwischen den Lücken einzelner Zacken hindurch öffneten sich bunte Durchblicke in die ferne Welt. Wir sahen blitzende Streifen aus dem Oetzthale und kühne Zinnen in Venezien und Kärnten. Für Augenblicke flogen grüne Stücke von Thälern in der Tiefe vorüber.

Dieses Fliegen beruhte auf der nämlichen Täuschung, in welcher Jener befangen ist, welcher auf der Eisenbahn fährt. Ein Zug nebenan steht still, die Wände des Waggons aber, in welchem der Beobachter sitzt, bewegen sich. Er glaubt das Umgekehrte zu sehen. So standen hier die vom Winde gejagten Nebel still und die starren Felsen flogen, gegen ihren Zug anschwimmend, durch den Himmelsraum.

Da sagte ich: „Wir wollen doch nicht umsonst auf den Langkofel gestiegen sein. Heute zwar sind wir außer Stande, den Weg durch die Eisklamm noch einmal zurückzulegen. Doch, wie wäre es, wenn wir uns hier irgendwo einen Zufluchtsort für die Nacht suchten? Wenn der Morgen graut, statten wir dem Gipfel wieder unseren Besuch ab!“

Der Vorschlag wurde mit Jubelrufen aufgenommen. Der Widerhall antwortete aus dem Gewirre von Zacken, in welchem wir uns befanden.

Wir hatten nicht lange zu suchen. Ganz nahe beim Absturze der Eisklamm befindet sich eine ansehnliche Höhlung im Felsen. In diese zogen wir uns zurück. Alsbald bereiteten wir uns mit Hilfe der Weingeistlampe ein warmes Getränke. Wir befanden uns in der fröhlichsten Stimmung und freuten uns über den Anblick der Pracht, welche uns der kommende Sonnenaufgang verhieß. Nachdem es dunkel geworden war, traten wir sehr häufig an den Rand der Höhlung hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Der Himmel wurde immer klarer, endlich verschwanden die herumziehenden Nebel ganz und gar. Plötzlich erdröhnte draußen der ganze Berg. Es war, wie wenn einer der mächtigsten Zacken eingestürzt wäre. Erschreckt sprangen wir hinaus, um zu sehen, was vorgefallen war. Da erblickten wir einen Feuerstreif, wie er durch die Lücken einiger hohen Wände hindurchfuhr, von einem fortwährenden Prasseln begleitet.

Mein erster Gedanke war, daß eine Feuerkugel, ein

Meteor, in das Gezacke des Langkofel gefallen sei. Als aber der feurige Streifen an den nämlichen Stellen des Gesteines haften blieb und das Prasseln verstummte, nahmen wir wahr, daß wir uns getäuscht hatten. Der Mond war es, der am Himmel emporstieg, dessen Licht einen Weg durch diese Schlüfte gefunden hatte. Zugleich war durch einen Zufall, wie schon während des Tages so oft, ein mächtiger Felsblock in die Tiefe gestürzt. Es sollte nicht der letzte sein, der in dieser Nacht hinabjagte. Bald begann ein fast fortwährendes Donnern, wie das eines Gewitters oder einer Schlacht. Ich habe schon gesagt, daß das Gefüge des Langkofel dort oben aus lauter einzelnen Klippen und Säulen besteht, wie das eines gothischen Turmes. Nun stellten sich, ohne daß wir die Einbildungskraft besonders anzustrengen brauchten, die schwarzen Schatten zwischen den Lichtstreifen des Mondscheins, der durch die Zwischenräume der Säulen drang, als finstere Riesen dar. Und diese Riesen waren es, welche einst wie diejenigen, die den Olymp stürmen wollten, mit den gewaltigsten Felsmassen um sich zu werfen schienen. Diese Täuschung wurde noch dadurch vermehrt, daß die Schatten fortwährend an anderen Örtlichkeiten zu sehen waren. Denn die Säulen sind dünn, und so fielen durch die Bewegung der Mondscheibe Licht und Schatten nach kurzer Zeit immer an andere Stellen. Das glich einem Kampfe und Streiten, einem Hin- und Herschweben der ungeheuerlichen finsteren Gestalten, zu welchen das Gekrache der Felstrümmer die Schlachtmusik abgab. Den gewaltigsten Schatten warf der Langkofel selbst weit in die Bergwelt hinaus, über das Thal Gröden, über die Seiser Alp hin. Es war ein großartiger Anblick. Und neben dem großen Schatten rückten die Schatten der kleineren Säulen vor, ein ganzes Heer huschte an den gegenüberliegenden Bergen und über die Schluchten hin; es war eine Jagd von Zauberbildern. Mit einemmale erschien auch ein hell funkelnder

Stern und schien sich gerade auf der obersten scharfen Spitze eines der größten Zacken niederzulassen. Dieser glich nun einem Candelaber, der ein elektrisches Licht trägt. Es war ein Anblick, den keiner von uns vergessen wird. Eine solche Nacht wie jene in der erhabenen Wildnis haben wir nie erlebt.

Über der Aufregung dieser Schaustücke verspürten wir den Frost der schlaflos verbrachten Nacht durchaus nicht. Als endlich die Felsnadeln, Eisstücke und Spitzen im Lichte der aufgehenden Sonne sich röteten, traten wir abermals den Anstieg zum Gipfel des Langkofel an. Ich unterlasse es, Ihnen diese Morgenstunden zu beschreiben.

Um zehn Uhr waren wir wieder beim „Grünen Fleck“ und einige Stunden später begrüßten uns die Grödener Bauern, welche uns des Morgens auf der Spitze des Langkofel, zu ihrem äußersten Erstaunen, wahrgenommen hatten.“

Von uns war es zuerst Freund Gerhard, welcher an die Erzählung Santners anknüpfte, und zwar an jene Stelle derselben, an welcher er geschildert hatte, von welch weiten Gesichtskreisen aus man den Langkofel zu erblicken vermag.

Um das zu würdigen, was Gerhard damals sagte, muß ich Einiges vorausschicken.

Es war wenige Tage vorher unter uns die Rede davon gewesen, auf welche Weise man sich den Genuß, den die Veränderung des Raumes bietet, durch außerordentliche Mittel zu steigern vermöchte.

Gerhard brachte, so oft die Rede auf diesen Gegenstand kam, immer das eine und nämliche Bild, immer das gleiche Spiel eines Gedankenfluges zum Vorschein. Je nüchterner der Beruf war, dem er das ganze Jahr über oblag, desto kühner waltete seine Einbildungskraft, wenn er in Gesellschaft seiner Freunde Luftschlösser schuf. Er war dann nicht mehr der Mensch, welcher den Förstern die Pläne über das schlag-

bare Holz, dem Kultur-Ingenieur die über die Bodenverbesserung, den Bauern ihre Zinszahlungen überprüfte und nachrechnete. Im Gegenteile. So wie er sich inmitten des Wanderkreises eingefunden hatte, was alljährlich Anfangs Juli geschah, zog er den alten Menschen aus.

Es ist gesagt worden, daß von den Freunden Luftschlösser gebaut wurden. Im buchstäblichen Sinne galt dies von Gerhard. Sein Steckenpferd in dieser Hinsicht war ein Entwurf, über dessen Herrlichkeit er nicht müde wurde, den Freunden vorzuschwärmen.

„Wenn man sich doch einmal etwas wünscht", pflegte er zu sagen, dann muß man nicht blöde sein. Es kommt auf Eines heraus, ob man hoch hinaufgreift oder nicht. Wenn ich unsinnig reich wäre, so schaffte ich mir ein Schloß an, gegen welches sich alle Land- und Lusthäuser der Erde nur verhalten wie ein Zeitungskiosk oder eine Sodawasserbude zu einem Feenpalast. Und das mache ich so."

Obwohl wir alle die nämliche Geschichte schon dutzende Male gehört hatten, gaben wir uns doch unserem lieben Freunde und vor Allem seiner wahrhaft naiven Begeisterung zulieb den Anschein, als ob wir etwas ganz Neuem und Unerhörtem entgegenlauschten.

Es war aber auch merkwürdig genug, was uns unser Gerhard vormalte.

„Habt ihr den Schrotturm zwischen Klagenfurt und Krumpendorf am Wörthersee oder den von Federaun bei Villach gesehen?" sagte er alsdann. „Wie hoch mag ein solcher Schrotturm sein? Vielleicht 60 oder 70 Meter. Nun stellt euch einen vor, der statt dessen an die achtzehnhundert hoch ist. Kommt euch das zu viel vor, so machen wir aus dem einen drei oder vier, die aber mit einander eine solche Höhe ausmachen.

Diesen oder diese stellen wir an die Wände des Langkofel hin.

Das ist der einzige Berg, den ich kenne, der es verträgt, daß man ein solches Gerüst, lotrecht an ihm anbringt, und in dem Gerüste befinden sich, je nachdem, einer oder mehrere Aufzüge, die Einen nach der Spitze des Obelisken bringen, welche dreitausend und zweihundert Meter über das Meer emporragt. Das wäre wohl nichts so Unmögliches."

Dann schwieg er und legte sich die Hand quer über die Augen, als ob er in eine weite Ferne hinausblicken wollte.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Und oben — ja oben, da steht mein Palast. Hoch ist er nicht, kaum zwei Mal so hoch als einer von uns. Höher darf er nicht sein, sonst durchlöchern ihn die Blitze, welche um die äußersten Felsennadeln des Langkofels zucken. Stellt euch eines jener würfelförmigen Häuser mit flachem Dache vor, wie man sie in Andalusien oder im Morgenlande findet. Dort drinnen säße ich, hoffentlich nicht ohne euch, meine Freunde. Wir hätten unsere schöne Einrichtung, unsere guten Mahlzeiten und Weine. Da erst könnte man von einem Genusse der Bergwelt reden. Denn Derjenige täuscht sich, der sich in seiner Stube daheim vormalt, wie herrlich es dort oben sei. Er würde Recht haben, wenn es möglich wäre, ihn in einem solchen Zustande nach der Höhe zu entrücken, in welchem er seine wirkliche Genußfähigkeit behält, das ist aber nicht der Fall. Denn bis er dort hinaufkommt, befinden sich sein Körper, seine Nerven, seine Stimmung in einem Zustande der Überreizung oder Ermattung, daß man wohl sagen kann, er bringt nicht mehr die Laune mit, die er sich vorgestellt hat. Eine solche Unternehmung ist ja kein Gang, sondern eine Reise. Ohne geeignete Nahrung, ohne Nachtruhe, mit ungewohntem Aufwande von Muskelkraft wird sie zurückgelegt, wobei ich von der Einwirkung der Gefahren noch gar nicht reden will. Oft

wird ihm der Genuß des kurzen Aufenthaltes durch den Gedanken an den bevorstehenden Abstieg, der meist bedenklicher ist als das Emporklimmen, getrübt. Für mich aber, in meinem Palaste, giebt es nicht elende zwei Stunden unruhigen Schlafes, mitten im Ungeziefer einer rauchigen Hütte zugebracht — nicht den schlaftrunkenen Anstieg durch die eiskalte Nacht, keinen Steinhagel in den Kaminen, kein Zittern und Beben, während der Körper frei an einem Seile über dem Abgrunde hängt, keine unnatürliche Anreizung durch ungewohnte geistige Getränke. Des Abends bin ich in meinem Bette eingeschlafen, nachdem ich mich noch bei Lampenschein an einem Buche erquickt hatte, dessen Gedanken sich eben so hoch über die Kreise alltäglicher Vorstellungen erhoben als der Gipfel, auf dem ich mich befinde, über das flache und betriebsame Land. Dann kommt der Morgen und schaut mir zu den Fenstern herein. Unermeßlich viele Gipfel flammen rot auf. Eine weißliche Brandung von tiefen Nebeln unten verbirgt die noch dunkle Welt der Thäler, das alles sehe ich ausgerastet, gesammelt. Auf fernen, lichten Eishöhen erblicke ich wundersame Gestalten, die mich fremd zugleich und heimatlich anmuten. Nicht ohne Mitleid gedenke ich des keuchenden Sportsmannes, der in diesem Augenblicke seine Visitenkarte in eine leere Flasche steckt oder sein Aneroïd abliest."

Maurus, der jüngste unserer Gesellschaft, sagte: „In deinem Palaste steckt doch etwas von weichlichem Sybariten-Wesen. Man merkt wohl, daß es dir am nötigen Kleingelde nicht fehlt, mein lieber Gerhard. Du möchtest mit einem Worte dein ganzes Hauswesen mit allem dem sogenannten Komfort, der darin steckt, auf den märchenhaften Gipfel des Langkofel übertragen. Du gehörst zu jenen Frühaufstehern, die das Morgenrot lieben, wenn das Bett mitgeht. Doch ich sehe wohl ein, daß über den Geschmack nicht zu streiten

ist. An deinem Palaste gefällt mir der Aufzug am besten und zwar wegen der Überraschung. Es muß in der That wunderbar sein, sich jetzt unten am Fuße auf einer grasigen Alm zu befinden, wo Felswände, Hügel und Wälder die Aussicht versperren, und gleich darauf im Angesichte der halben Alpenwelt. Denn für Denjenigen, welcher mit seinen armseligen Füßen eine so steile und furchtbare Säule anklimmt, giebt es in der Hauptsache droben nichts Neues mehr. Er sieht Alles nach und nach, und schließlich hat er vom letzten Schritte nur mehr die Belohnung, daß er sagen kann: „Ich war droben". Aus diesem Grunde freuen mich, wie ich offen gestehe, Jochübergänge mehr als Gipfelersteigungen. Bei einem Jochübergange hat man einen breiten, ansteigenden Hang vor sich, der Einem vollständig verdeckt, was jenseits desselben zu sehen sein wird. Erst mit dem letzten überraschenden Schritte geht eine neue Welt auf. Dann ist es ihm ungefähr so zu Mute wie dir, wenn du oben aus deinem Ausfahrtsstuhle aussteigst."

„Darauf kommt es eben an", bemerkte Nestor, der älteste unserer Gesellschaft. Der Aufzug ist die Hauptsache. Ohne den Aufzug bleibt der Palast unseres Gerhard nichts weiter als eine Art von höherer Gloriette, ein Sommerhaus, in dem es sich bequemer sitzt als auf einem Steinblocke. Alle Verzauberung beruht auf einer raschen Verschiebung des Gesichtskreises. Wenn in „Tausend und Eine Nacht" der arme Mann plötzlich zum Prinzen gemacht wird, so ist es mit dem ganzen Spaß nichts, wenn das nicht mit einem Rucke geschieht. Mit einem Male erwacht er im fürstlichen Bette und sieht die ganze Pracht um sich".

„Darum", entgegnete Maurus, „führen die Verfasser von Ritterromanen ihre Helden, wenn sie dieselben verblüffen wollen, mit verbundenen Augen in ein Schloß, in eine Schatzkammer oder in eine Wildnis. Ließen sie dieselben

langsam und Schritt für Schritt da und dort hingelangen, so hätten weder die Helden, noch ihre Leser etwas davon".

„Das ist so richtig — sagte nach einer Weile Gerhard — daß ich gestehen will, auf welche Weise ich auf den Gedanken meines Palastes gekommen bin. Wenn ich euch das erzähle, muß ich einen Sprung in die Eingeweide der Erde hinab machen. Es ging so zu: Während ich bei einem Besuche der Adelsberger Grotte über die weißen Steinwälder staunte, durch welche das starre Mondscheinlicht der elektrischen Bogenlampen glänzte, hörte ich einen alten Mann mit einem langen weißen Barte, der neben mir stand, angelegentlich mit seinem Begleiter sprechen. Ich betrachtete ihn aufmerksam und wurde gewahr, daß er selbst einem jener Klabatermännchen glich, welche in den Sagen von den Wohnungen der Zwerge hervorkommen. Wenn etwas noch an dieser Ähnlichkeit fehlte, so wurde es durch den unheimlichen Schwefelschein des Lichtes vervollständigt. Da hörte ich den Mann sagen: Was ist das alles für uns, die wir Schritt für Schritt hieher gekommen sind? Zuerst haben wir draußen die Bretterbaracke gesehen, in welcher die Dampfmaschine steht, welche den elektrischen Strom erzeugt. Sodann sind wir durch einen hohen Felsenbogen in die Dämmerung und dann in die Nacht eingetreten, nachdem wir uns die vorschriftsmäßige Eintrittskarte gelöst hatten. Das müßte ganz anders gemacht werden. Man müßte einen Menschen, ohne ihm vorher ein Wort von dieser Unterwelt erzählt zu haben, hierher führen und ihm erst an dieser Stelle die Binde abnehmen können. Ich wette so viel Einer haben will, daß sich unter hundert Freigeistern fünfzig befinden, welche alsdann allen Ernstes vermeinen, in eine jenseitige Welt oder mindestens auf einen anderen Planeten entrückt worden zu sein, denn es ist da Alles anders als in dem Leben, das sie gekannt haben".

„Der Mann hatte vollkommen Recht", unterbrach Nestor, Gerhard aber fuhr fort: „Ich dachte über das phantastische Bild nach. Gern hätte ich das ins Werk gesetzt, was der Alte angedeutet hatte. Nun, ich für meinen Teil war für den Genuß schon verdorben, da ich die Unterwelt bereits ja gesehen hatte. Und einem Anderen vermochte ich ihn kaum zu verschaffen. Wo findet sich heutzutage Derjenige, der sich die Augen verbinden und in einem geschlossenen Wagen tagelang durch die Welt fahren läßt? Mit der Eisenbahn hätte ich das Experiment nicht aufführen können. Es hätte genügt, daß mein Opfer ein einziges Mal den Namen Adelsberg aussprechen hörte, um den ganzen Versuch zum Scheitern zu bringen. Ihr erinnert euch vielleicht noch an jene gemeinschaftliche Reise, die wir auf den Ridnauner Schneeberg unternahmen?" Wir nickten zustimmend. Wer von uns hätte jener wundervollen Fahrt nicht gedacht? Dort ist ja ein Aufzug, mit welchem die Erze, welche hoch oben der Bergmann aus der Erde gräbt, in die Tiefe geschafft werden. Man gestattet wohl auch einzelnen Reisenden, sich auf den zurückkehrenden Rollwagen, den „Hunden", in die Höhe ziehen zu lassen. Da ist es schön, wenn man verwirrten Kopfes nach dem ängstlichen Auffluge sich vom Hunde losmacht und alsbald über den weiten Gesichtskreis staunt, den man wie durch ein Wunder erobert hat. Nicht minder seltsam war uns der Tunnel vorgekommen, der dort unterhalb der Jochhöhe von Ridnaun nach Passeir hinüberführt, damit man die Erze von einem Thale ins andere schaffen kann. Es ist das gerade so, wie wenn man nach einander die zwei Hälften einer auseinander geschnittenen Karte unserer Alpen anschaute. Von der einen Mündung des Tunnels sehen wir die östliche Hälfte, die Zillerthaler Ferner, die Pusterthaler Gebirge, die Ampezzaner Dolomite. Dann waren wir den langen, schmalen, finsteren Gang hindurchgekrochen, in welchem uns

die Knappen mit ihren trüben Grubenlichtern begegneten, die verdrossen ihre Hunde auf dem feuchten Geleise weiterschoben. Von der niedrigen Decke fielen die Tropfen auf uns herab, und freudig begrüßten wir den weißen Stern, welcher uns das jenseitige Ende des Tunnels ankündigte. Nachdem der Stern größer geworden war, als wir selbst, erblickten wir die andere Hälfte der Karte. Die Ostalpen waren verschwunden, und vor uns tauchten die Eisflächen der Ötzthaler, Ortler- und Graubündner Spitzen auf.

„An jenem Tage faßte ich den Gedanken meines Palastes auf dem Langkofel", sagte Gerhard. „Diesen Berg habe ich gewählt, weil er von allen, die ich kenne, fast am meisten der Gestalt einer Säule nahe kommt und sich deshalb am besten zur Anlage des Aufzuges eignet. Dazu kommt noch seine Vereinzelung und seine furchtbare Höhe."

„Alles ganz gut", erwiderte Nestor nach einer Weile lächelnd. „Wie steht es nun aber mit dem Aufzuge und dem Palaste?"

„Vortrefflich", sagte Gerhard. „Beide sind fertig, sie brauchen nur noch gebaut zu werden."

„Ein wahres Luftschloß", bemerkte Maurus achselzuckend.

Nachdem wir noch Einiges über die Wirkung, welche dieser und jener Anblick auf den völlig unvorbereiteten Beschauer hervorbringen mußte, gesprochen hatten, wendete sich unsere Unterhaltung anderen Gegenständen zu. Indessen blieben meine Gedanken an den Bildern haften, welche Gerhard vor uns hatte erstehen lassen.

Während wir über gleichgültige Gegenstände redeten, konnte ich mich nicht von der Vorstellung lostrennen, mit welcher Gewalt sich das Plötzliche des Menschen bemächtigt, wenn es so geartet ist, daß es einen möglichst starken Gegensatz bildet zu den Verhältnissen der Umgebung, an die er sich gewöhnt hat.

Die weitere Verfolgung dieses Gedankens brachte mir aber die Überzeugung bei, daß die erzielte Wirkung sich über kurz oder lang von selbst wieder aufheben muß. Das Außerordentlichste verliert seinen Reiz.

Unser Gerhard würde, so dachte ich mir, bald ein immer saumseligerer Gast seines Zauberschlosses werden. Hierin liegt eine Art von Gerechtigkeit, und deshalb sind vielleicht die Armen, welche wünschen, bei Lichte besehen, schließlich reicher als die Reichen, welche besitzen. Es ist ein Gewinn, keiner Enttäuschung zu verfallen.

Diese Unterredung, welche damals an einem Tage zu Anfang des Juli auf der Seiser Alp gepflogen wurde, hatte genau ein Jahr später ein eigentümliches Nachspiel.

Es war kein anderer, als Freund Nestor, welcher dasselbe veranstaltete.

Er hatte mir im Laufe des Winters mehrmals geschrieben, und mir mitgeteilt, daß er Gerhards Gedanken von dem plötzlichen Eintreten in den Zauberkreis irgend eines Natur-Wunders und die von mir daran geknüpften Bemerkungen aufgegriffen habe und in anderer Gestaltung eine Schlußfolgerung daraus zu ziehen gedenke.

Soweit ich unseren Nestor kannte, durften wir während der kommenden Sommerfrische, die wir zumeist gemeinschaftlich zubrachten, uns irgend einer Überraschung gewärtig halten. Und so war es auch.

Wir machten in diesem Sommer einen Ausflug nach Kärnten. Eines Tages befand sich unsere Gesellschaft an den Ufern der rauschenden Möll, des Gletscherstromes, der von den weißen Gefilden des Großglockner herabkommt. Unsere Absicht war gewesen, den Kärntner Seen einen Besuch abzustatten und uns einige Tage an dem lustigen Badeleben ihrer Ufer — es war in der ersten Hälfte des Juli — zu beteiligen. Alles lud hiezu ein. Das Wetter gestaltete

sich mit jedem Tage sonnenlichter, die Bienen lärmten wie ein Wasserfall um die mächtige Linde, unter welcher wir saßen, und der Strom ging grau von dem Gletscherschlamme, der mit dem geschmolzenen Eise herabkam.

Wir kamen wieder auf dem Langkofel, auf das Luftschloß unseres Gerhard und auf die Frage zu sprechen ob man nicht auch eines solchen Besitzes, wie jedes anderen, bald überdrüssig werden, und ob es mit jenem Luftschloß nicht eben so gehen würde, wie mit den meisten Landhäusern, die man nach kurzer Zeit wieder an den Mann zu bringen trachtet.

Nestor sagte: „Das wahre Leben setzt sich aus unverhofften Freuden und der darauf notwendig folgenden Abstumpfung zusammen. Derjenige aber, für den das Schicksal noch außerdem ein Übriges thun will, behält während seines ganzen Daseins bis ans Ende seiner Tage nicht die soeben gerühmte kühle Gleichmütigkeit, sondern er bleibt immer regsam und fähig, die Dinge dieser wundersamen Welt mit Staunen zu betrachten. Er wird immer wieder gern sich zu dem hohen Schlosse emporheben lassen und gern wieder das nie gesehene Licht bewundern, das in die Finsternis der Erde hineinfällt. Doch halt — mir schwebt etwas vor. Habt ihr Lust, eine Reise mit verbundenen Augen zu machen?“

Keiner von uns wußte zuerst, ob Nestor das im Ernste meinte oder nicht. Einer schaute den Andern fragend an. Endlich sagte Gerhard: „Warum nicht? Vorausgesetzt, daß die blinde Fahrt nicht gar zu lang dauert. Auch bin ich entschieden gegen das Einsperren in Postkutschen und was mit einer solchen Entführung zusammenhängt.“

„Von allem dem wird nichts geschehen“, sagte Nestor. „Nicht einmal zwei Stunden werdet ihr als blinde Passagiere wandern, und dabei nicht etwa in einem Wagen oder einem ähnlichen Kasten sitzen, sondern ganz behaglich zu Fuß gehen.“

Wir erklärten uns sofort bereit, die rätselhafte Reise anzutreten.

„Nur Geduld!“ entgegnete Nestor. „Dafür, daß ihr auf eine nun so kurze Probe gestellt werdet, verlange ich zwei Tage Aufschub.“

„Er muß erst die Coulissen aufstellen“, sagte Gerhard.

„Laß du meine Coulissen in Ruhe“, entgegnete Nestor. „Sie stehen schon längst fest mitsamt dem Hintergrunde, ich wünsche dir, daß von deinem Palaste schon so viel fertig wäre.“

„Nur nicht so hitzig!“ beschwichtigte Maurus. „Die Hauptsache ist, daß wir vorläufig so wenig als möglich über das Wie und Wo erfahren“.

Darauf gab er uns für den Abend des nächsten Tages ein Stelldichein nach dem bekannten Dorfe Mallnitz, welches am Fuße des vielbesuchten gleichnamigen Übergangs liegt, der nordwärts gegen Gastein führt. Das war allerdings ein Strich durch unsere Rechnung. Wir hatten uns schon in den weichen Fluten des Wörthersees gesehen. Indessen war hier nichts mehr zu ändern. Überdies durften wir, die wir unseren Nestor kannten, uns auf etwas Außerordentliches gefaßt machen. Die Wahrheit zu sagen, konnte es nicht gerade als ein leichtes Stück Arbeit gelten, uns durch irgend ein Schaustück des Hochgebirges zu überraschen. Wir alle hatten ein Recht, uns für Kenner desselben zu halten.

Kaum hatte sich Nestor entfernt, um offenbar, wie Gerhard gesagt hatte, seine Coulissen aufzustellen, so begannen wir uns über seine Absichten den Kopf zu zerbrechen.

Indessen kann ich schon hier verraten, daß keiner von uns die Scheibe traf, geschweige denn ins Schwarze schoß. Hinterher wunderte mich das nicht — denn wir hätten voraussehen können, daß unser Alter uns mit etwas bewirten würde, was über unser Ahnungsvermögen hinausging.

Wir fanden uns am bezeichneten Abende in Mallnitz ein. Nestor erwartete uns bereits. Ohne sich hinter einer

geheimnisvollen Miene zu verstecken, teilte er uns mit, daß die Reise mit den verbundenen Augen erst am nächsten Morgen angetreten werden könne. Wir hatten uns bereits darauf gefaßt gemacht, daß er, um seine Absicht durchzuführen, nicht nur die Binde um die Augen, sondern auch die Dunkelheit der Nacht beanspruchen würde. Auf unsere hierauf bezügliche Bemerkung antwortete er:

„Ein guter Zauberer benützt immer so wenig Apparate als möglich. Ich werde euch morgen mein Stück bei hellem Tage vorführen.“

Und so war es.

Während wir in der Frühe längs des rauschenden Baches thalauswärts wanderten und über die lichtgrünen Lärchen hinweg umsonst nach der Spitze des Polinik spähten, die sich fortwährend hinter Gewitterwolken verbarg, suchten wir noch immer vergeblich das Ziel unseres Ganges zu erraten. Von einer Binde war vorläufig noch nicht die Rede. Als wir bei der kleinen Häusergruppe angelangt waren, welche Laßnigg heißt und an welcher, von Osten her kommend, der Dösser-Bach hervorbricht, bogen wir in dieses Seitenthal ein.

Es war ein echter Sommermorgen. Allenthalben begegneten wir an den Berghalden Mähern, aus manchem Dickichte stieg der Rauch eines Kohlenmeilers in die Höhe, und Grillen zirpten in den Kornfeldern, welche sich bereits gelblich färbten.

Von nun an wurde der Gang beschwerlicher. Der Steig hob sich schroffer hinan.

Nachdem wir eine geraume Weile gegangen waren, sagte Nestor, daß sich der Vorhang noch vor Mittag heben werde. Keiner von uns war jemals vorher in diesem engen Seitenthale gewesen. Wenn wir uns die Karte betrachteten, konnten wir vielleicht annehmen, daß uns unser Freund bis zur

Dösser-Scharte hinauf führen würde, über welche man in das an Wasserfällen reiche Malta-Thal übergeht. Vermutlich öffnete sich dort oben ein prächtiger Ausblick auf die Eisfelder der Hochalmspitze und anderer Tauern-Gipfel. Was konnte uns aber diese, und wäre sie auch noch so großartig gewesen, an Unvermutetem bieten, uns, die wir alle mit einander so manchen Hochpaß überschritten hatten?

Noch immer sahen wir nicht das geringste Ungewöhnliche. Wo ein weißschäumend Wässerlein zur Tiefe rauschte, standen die hochschäftigen Weidenröschen, die Stümpfe abgehackter Baumriesen waren von Farnkräutern zugedeckt, hie und da blühte noch eine Heckenrose an den Zäunen, mit welchen die Flachsfelder eingefriedet waren. Von Zeit zu Zeit vernahmen wir in der Ferne ein Donnerrollen aus den Wetterwolken, welche wir früher um den Polinik sich zusammendrängen gesehen hatten.

„Schaut euch noch ein Mal um!“ sagte Nestor, indem er die Binde hervorzog. Diese Aufforderung war überflüssig, da ohnehin Jeder von uns, bevor er sich über die dunkle Schwelle ziehen ließ, sich gern ansah, was sich an deren Rand vorfand.

Indem sich Einer an den wagrecht ausgestreckten Bergstock des Anderen hielt, stiegen wir auf steilerem Pfade empor. Der geringe Raum, welchen uns die Binden immerhin zum Abblicke gewährten, ließ uns erkennen, daß wir über nackten und teilweise überrieselten Felsboden emporklommen. Es war eine ziemlich unheimliche Wanderung, denn manchmal erkannten wir deutlich das Aufflammen von Blitzen.

Indessen hatte der Gang wenigstens das Gute, daß er sehr kurz war. Plötzlich vernahmen wir die Stimme Nestors, der an unserer Spitze schritt.

„Nehmt die Binden ab!“, rief er.

Was sich da vor uns aufthat, war allerdings so, daß wir uns zunächst die Augen ausrieben.

Vor uns lag eine weiße Eisfläche, offenbar ein zugefrorner See. Auf diesem trieb sich etwa ein Dutzend Schlittschuhläufer herum, welche blitzschnell sich hin und her bewegten. Es war ein völliges Traumgesicht und hatte um so mehr den wundersamen Anschein eines solchen, als diese Menschen durch keine Geberde verrieten, daß sie von unserer Anwesenheit irgend eine Kenntnis nahmen.

„Der Dösser See, meine Herrschaften!“ sagte Nestor lächelnd zu uns gewendet. „Und die Schlittschuhläufer, das sind meine verehrten Mallnitzer Freunde, die sich gütigst uns zu lieb als Statisten auf dieser Bühne hergegeben haben.“

„Brav gemacht!“ riefen wir alle wie aus einem Munde.

„Übrigens muß der Mensch auch Glück haben“, sagte Maurus nach einer geraumen Weile, während welcher wir dieses Sommerbild angestarrt hatten.

Dabei deutete er in die Höhe. Wir sahen hinter einander in fast gleichmäßigen Abständen drei oder vier Regenbogen, deren oberster sich wie ein flammender Thorbogen über den See wölbte.

Manchmal fuhr ein Schlittschuhläufer dort, wo der Bogen aufzustehen schien, in das siebenfarbige Feuer hinein und wurde augenblicklich von ihm übergossen. Zeitweilig brach gewittergreller Sonnenschein hervor und zündete die ganze Eisfläche zu schier unerträglicher Blendung an.

„Mein Palast ist geschlagen“, sagte Gerhard fast wehmütig. Wir lachten, brachen Silenen und Soldanellen vom Ufer des noch im Juli starren Sees, schmückten uns die Hüte damit und begaben uns alsbald auf die Bühne, um den Darstellern zu danken, welche in diesem Märchen aus der Wirklichkeit mitspielten.

Vielleicht aber kommt der „Lift“ auf dem Bergkofel doch noch zu Stande.

Der Teufel am Eisack.

Wenn man sich in den Eisack-Engen dem Bräuhause von Blumau nähert, sieht man oben in den roten Porphyr-Felsen ein Loch, das sich durch die ganze Wand hindurchzieht. Niemand Anderer, als der Teufel hat es eingeschlagen.

Auf der Straße, welche in alten Zeiten nicht so glatt und breit war, wie heute, konnte ein Fuhrmann mit seinem Rößlein nicht mehr weiter. Da nahte sich ihm ein schmucker Jägersmann und versprach, ihn über den schlimmen Ort hinweg zu helfen, wenn er ihm dafür ein Stück seines Körpers zu eigen geben wolle. Dieser leistete das Versprechen. Wie fliegend überschritt sodann das Fuhrwerk die holperige Straße. Der schlaue Rosselenker gab aber nur ein Stück seines Fingernagels her. Darauf verwandelte sich der Fuhrmann in ein Ungetüm und fuhr unter Blitz und Donner durch den Felsen.

Es ist gerade nichts Absonderliches in unseren Alpen. Im Gegenteil. Wenn man Verzeichnisse von Gräben, Spitzen, Felsen, Wänden, Brücken, durchschaut, könnte man mitunter auf die Meinung geraten, es sei alles des Teufels.

Von allen Touristen, welche jemals unsere Berge unsicher gemacht haben, dürfte der Teufel der älteste sein. Man kann ihn einen wirklichen Touristen nennen, denn er ist ganz ohne Geschäft gereist, er hat weder Musterkarten bei sich geführt, noch Wandervorträge gehalten, noch Stoff zu schriftstellerischen Reiseskizzen gesammelt, sondern bewegte sich vollständig als müßiger und deshalb nobler Wanderer, der außerdem noch manche Eigenschaft mit unsern städtischen Sonntags-Touristen gemein hatte.

Er mischte sich gerne unter das Volk, er neckte die Dirnen und spielte den Mannsbildern allerlei Schabernack. Dagegen unterschied er sich von so manchem modernen Wanderer oder Nichtwanderer durch die Pünktlichkeit, mit welcher er eingegangene Verträge beobachtete und durch die Pietät gegen seine Großmutter.

Es ist merkwürdig, — aber die Erfahrung läßt sich nicht abstreiten, daß von allen diesen Wanderungen, die der böse Feind in längst oder in jüngst vergangenen Tagen ausgeführt hat, sich das Gedächtnis mehr in Chroniken und anderen Büchern als beim Volk erhielt. Wenn man erfahren will, warum diese Schlucht der Teufelsrachen, jene Brücke der Teufelssteg, jener Fels der Teufelsstein, diese Höhle die Teufelsküche, jener Bergvorsprung die Teufelskanzel benamst worden sei, so wird man kaum eine andere als ganz und gar ungenügende Antwort erhalten, im Falle man nicht eine alte Landesbeschreibung, sondern einen noch lebenden Hirten oder Holzknecht zu Rate zieht.

Schlägt man aber vergilbte Chroniken auf, so erfährt man, daß das vor Zeiten sich noch ganz anders verhalten haben muß. In Valvasors Chronik von Krain beispielsweise zeigt das Inhaltsverzeichnis, eine halbe Seite voll von Stichworten, die sich alle miteinander auf das Treiben des Teufels in jenem Teile der Alpen beziehen. Desgleichen

geben uns alte Bücher, welche das Land Tirol beschreiben, einen Leitfaden an die Hand, an welchem man die Kreuz- und Querzüge des Gottseibeiuns durch das schöne Bergland mit aller Genauigkeit verfolgen kann. Gleich beim Eintritt in dasselbe an den herrlichen Abstürzen des Kaisergebirges am rechten Ufer des Innstromes ist eine Felsenkanzel, auf welcher der mutwillige Unhold gepredigt hat.

Mit dem ächten Hochtouristen hat er auch das gemein, daß er sich in der Eisregion verewigt hat. Am großen Wiesbachhorn hat er einer Gletscherzunge seinen Namen gegeben und weit hinten in Stubai einer wilden, von Wasser durchtobten Schlucht seinen Namen hinterlassen.

Diese alten Bücher wissen also viel mehr vom Gebahren des Satans, in seiner Gestalt eines Touristen als die Menschen, welche heutzutage dort wohnen, wo er sich vor ungemessener Zeit herumgetrieben hat. Aber das Rechte wissen auch diese Bücher nicht. Sie haben es verabsäumt, sich nach seinen Papieren zu erkundigen. Die Forscher und Grübler von heutzutage sind in dieser Hinsicht mit einer wahren Polizeinase ausgestattet. Wenn sie eine verdächtige Gestalt bemerken, so läßt es ihnen keine Ruhe, bis sie über Herkunft und Absichten des bedenklichen Landstreichers, insbesondere, wenn demselben allerlei mutwillige Streiche nachgewiesen werden, ins Reine kommen.

Es wurde einmal auf einem Felsen beim „Steg", der oberhalb Blumau über den Eisack führt, und den man überschreitet, wenn man gegen Völs emporsteigen will, vor einigen üppigen Gesellen in aller Form eine Untersuchung eingeleitet.

Das Ergebnis war aber kein anderes, als daß man das Verfahren einstellte. Man kam nämlich darauf, daß hinter dem schwarzen Vagabunden verschiedene hohe, wenn auch depossidierte, Herrschaften steckten, mit denen man sich aus Achtung vor der dahingeschwundenen Majestät nicht

weiter befassen wollte. Der Spürsinn der Wissenschaft treibt eine Art von Totenbeschwörung. Wie Saul, als er nicht wußte, was er mit den Philistern anfangen sollte, den Schatten Samuels aus dem Grabe heraufzaubern ließ, so gelingt es unsern Forschern, aus allerlei verwitterten Überresten von altem Glauben, die Gestalten wieder zusammenzusetzen, denen einst die Erde gehorchte.

Es ist gerade das Umgekehrte, wie bei den meisten Kriminaluntersuchungen, bei denen es sich um die Ausforschungen von zweifelhaften Persönlichkeiten handelt. Die angebliche Hoheit entpuppt sich nicht als Landstreicher, der allerlei Unfug aufgeführt hat, sondern als ein solcher, der trotzdem, daß er selbst nichts davon wissen will und sich mit aller Gewalt an seine eigenen schlimmen Streiche anklammert, gleichwohl als eine Herrschaft aus höchstem Hause durchschaut wird.

„Legt nur das feuerrote Gewand ab, erhabene Frau, wischt Euch den gelben eingetrockneten Saft und die künstlichen Runzeln aus dem Gesicht!“ sagte der Richter vor einem Zuhörerkreis von allerlei Leuten. „Ihr vermögt es nicht zu verbergen, daß ihr keineswegs des Teufels Großmutter seid, sondern Frau Holda, die ehrwürdige Wolkenfrau. Und, der neben Euch steht, ist ja nicht Euer Enkel, sondern Euer Gemahl, der Himmelsherrscher. Einst seid ihr goldgeschmückt im Meth-Saale gesessen. Dann habt Ihr Euch in den Berg geflüchtet vor dem neuen Glauben und dem Volke, welches Euch und Eurer Herrlichkeit abtrünnig geworden ist. Und in der That, erhabene Frau, es wundert mich nicht wenig, Euch in so armseliger Gewandung zu begegnen.“

Aber auch ihrem Enkel, der dabei war, haben die schlauen Richter seine schwarze Maske herabgerissen. Indessen hatten sie seinethalben mit den Zuhörern und Zeugen die

schwersten Kämpfe auszuhalten. Diese wollten sich durchaus nicht fügen. Die Richter plagten sich ab, aber nur die einsichtigen Leute erkannten ihr Urteil an, die Bauern aber wandten sich kopfschüttelnd ab und wollten mißtrauisch, wie sie schon sind, durchaus nicht an die Unschuld oder gar an die unbescholtene Herkunft des Angeklagten glauben.

„Wer anders“ sagen sie, „kann dort mitten auf die ebene Alm hin den Block geworfen haben, den wir den Teufelsstein nennen, als der Teufel selber?“

„Weit gefehlt“, entgegnete der Richter, vom Höllenwirt kann da gar nicht die Rede sein. Aber Riesen waren einmal in der Welt, ein gewaltiges Geschlecht. Wenn die zornig wurden, dann rissen sie gleich einen halben Berg ab und schleuderten ihn gegen den Feind. Wer weiß, ob sie nicht aus dem ganzen Gebirge eine Kegelbahn gemacht hätten, wenn nicht zeitweilig der alte Gott Donar, von dem freilich zu Eurer Zeit nicht mehr die Rede war, sich mit seinem Hammer hinter sie her gemacht hätte. Laßt also den armen Teufel laufen, er ist ganz unschuldig an dem Block, der Euren Kühen so viel Futter wegnimmt!“

„Aber wie könnte man es denn dort auf der Teufelskanzel heißen, wenn der Schwarze nicht gepredigt hätte?“

Der Richter besann sich eine Weile, er räusperte sich — es war offenbar eine heickelige Sache, mit welcher er sich hier den Zeugen gegenüber auseinanderzusetzen hatte.

„Hm“, sagte er nach einer Weile, „es ist halt einmal in ganz anderer Art Vesper und Litanei gehalten worden, wie es heutzutage der Brauch ist. Und die neuen geistlichen Herrn haben das nicht leiden wollen, daß die Leute statt in die Kirche auf einen Bergspitz hinaufgehen, wie sie es damals gethan haben. Da haben sie den Leuten vor dem alten Ort, wo sie einmal ihre Feuer aufgezündet und zü anderen Heiligen gebetet haben, als zu denen, die heutzutage im Himmel sind,

Furcht eingejagt. Und am Ende hat es gar geheißen, daß damals der Teufel dort oben gepredigt hat."

Einige Zeugen verstanden nicht recht, was der Richter alles vorgab um die Schuld der behaupteten Umtriebe von dem verdächtigen Gesellen wegzuschieben. Aber sie gaben sich noch nicht für geschlagen.

„Aber das kann doch nicht sein," sagte einer derselben, „daß alles erlogen ist, was man ihm nachsagt. Ist denn nicht dort oben auf den Schlern, wo die Hexen tanzen, oder dort drüben beim Schwarzen See unter der Sartner Scharte ein Teufels-Stein? Hier wie dort hat der Teufel bloß aus Trotz und Spott eine Kirche bauen wollen, mußte aber schnell wieder in die Hölle hinunterfahren, wie mitten in der Christnacht die Mettenglocken zu ihm hinaufgeklungen haben."

Nun seht, das hat wieder einer der Riesen gethan, die in hohen Ehren gehalten worden sind zur Zeit, in der ihr Euern Urgroßvätern noch so ein paar Dutzend Ur vorsetzen dürft. Die haben gar keine größere Freude gehabt, als mit Felsblöcken, Mauern, Brücken und Türme bauen. Das war ihnen ein Leichtes. Denn wenn so Einer gleich ein ganzes Thal ausgetreten hat, wenn er den Fuß irgendwohin setzte, oder gar ein Fluß rann, wenn eines der Riesenweiber zu heulen anfing, so könnt Ihr Euch schon denken, daß es gerade kein Kunststück war, wenn einer in einer einzigen Nacht einen großen Bau aufführen will. Ob es gerade eine Kirche war — auf dasselbe möchte ich aber nicht schwören.

Diese Bemerkung des Richters mußte sofort einleuchten. Denn, wie konnte man dem kleinen, bocksfüßigen, schmächtigen Gesellen zumuten, daß er selbst zu einer Zeit, in welcher er noch jünger war, sich an eine derartige Aufgabe hätte machen wollen?

Als nun aber einer der Zeugen, der aus Sarnthal da-

heim war, fragte, ob auch das Verleumdung wäre, was man von dem unheimlichen Wasser dort auf der Scharte zwischen seinem Thal und dem Lagfonser Berg erzähle, da wandte sich die alte Frau um und lächelte.

Der Richter aber nahm für sie das Wort und fuhr fort:

„Das war wieder die verehrte Frau Holda, der es gefallen hat, sich vor Euch Tröpfen zu verstecken und unerkannt aus ihrer herrlichen Wohnung hervorzugehen. Dort unten haust sie in der himmelblauen Wölbung und wer zu ihr kommen will, der muß durch die tiefen Brunnen hinabsteigen".

Jetzt konnte sich der Teufel nicht mehr halten, sondern er wendete sich um und sein Leib erhob sich zur Riesengröße. Ein seltsames Schwirren wie Sturmwind zog durch die Halle. Aus den lichten Augen sprühten Blitze, ein himmelblauer Mantel umwallte ihn wie ein geblähtes Segel die Schulter.

„Ja, ich bin es, unter dem eure Vorfahren Jahrtausende lang in den stillen Gehöften ihrer Wälder lebten, bevor Eindringlinge mit ihrem Lärm und ihrem Zwang hereinbrachen. Ich wich mit Walküren und Elben, mit lieben Frauen und allen Asinnen, mit Wanen und Zwergen in eine andere Welt. Die Eindringlinge haben uns verleumdet und uns nachgeredet, daß wir Seelenverderber und schwarze Unholde gewesen seien. Ihr Thoren! Wärt ihr nur bei mir im Wolkenberge oder im Garten dort unter dem Brunnen bei den Kinderseelen! Und wenn ich herauskomme und nachschauen will, wie es in Eurer Friedseligkeit zugeht, so nehme ich euch zum Trotz, wie diese holde Frau, das Gewand an, in dem uns diejenigen gemalt haben, welche die neuen Gesetze auf euch legten".

Darauf ertönte ein mächtiger Donnerschlag, es zuckte ein Blitz und ein betäubender Geruch, wie von verbranntem Schwefel erfüllte die Umgebung.

Nachdem sich die verschüchterten Zeugen wieder etwas erholt hatten, sagte Einer von ihnen:

„Und es war der Teufel und kein anderer, man verspürt es ja an dem Geruche“.

„Und ich sage Euch“, erwiederte der Richter, „daß dem obersten der alten Götter, wenn er auch ein gar freundlicher Herr war, Donner und Blitz so zur Verfügung standen, wie euch dummen Bauern das Fluchen und Schimpfen. Da seht ihr wieder, wie man den Mann verleumdet hat. Es heißt, er hinterlasse einen brenzeligen Geruch und es ist doch nichts weiter, als der Geruch des Blitzes“.

„Uns kanns recht sein“, entgegnete der Bauer. „Seien wir froh, daß er uns nicht geholt hat, wie jenen Fuhrmann, der nicht so klug wie der andere im Kuntersweg und der von ihm in die Höhe gerissen und durch das Teufelsloch mit hindurch gedrückt wurde“.

„Das ist wieder eine üble Nachrede von denen, die ich nicht nennen will“, bemerkte der Richter. „In euren Köpfen holt der Teufel die Leute, — habt ihr seinen blauen Mantel gesehen, welcher den Himmel bedeutet, so müßt ihr wissen, daß der Gott seine Schützlinge durch das Wolkenreich dahinträgt — aber nicht solche Querköpfe wie euch, sondern tapfere und kluge Männer, wie den Welfenfürsten, genannt Heinrich der Löwe oder den weisen Klingsohr. Die tragt er dort hin, wohin er sich selbst oft träumt in seiner Verbannung, in das Reich, wo es immerfort Frühling ist. Dort wohnen holdselige Wesen, die milden Kinder des Gottes, die Asen, von denen ihr nie etwas gehört habt“.

Die Leute kratzten sich verlegen hinter die Ohren. Sie hatten sich einen Gott ganz anders vorgestellt. Sie meinten, man könne gar nicht genug thun, um dessen immerwährenden Zorn zu beschwichtigen.

„Es ist nicht so arg", sagte lächelnd der Richter. „Der den ihr für Freund Hinkebein gehalten habt, war schon zu Zeiten, als er noch regierte ein freundlicher Herr. Er ließ die Leute weder fasten, noch sich kasteien und wenn sie ihm ihre Huldigung darbringen wollten, so brauchten sie nicht zwischen vier Wände hineinzugehen, sondern sie konnten draußen im luftigen, grünen Wald zu ihm reden. In seinem Garten wuchsen Äpfel, welche den Tod verscheuchten und die Jungfrauen der Morgenröte blickten mitleidig auf die Geschlechter der schlafenden Menschen herab. Diesen aber hat er selbst die Dichtkunst gelehrt".

„Wenn er ein gar so hoher Herr war", wandte einer der Zuhörer ein, „wie kommt es denn nachher, daß man so oft von dem dummen Teufel hört und wie er da und dort von dem nächsten Besten geprellt worden ist?"

„Ich habe euch schon gesagt", erwiederte der Richter, „daß die Leute, welche damals mit einem anderen Glauben ins Land gekommen sind, für eure Augen die schwarze Maske nicht nur über den freundlichen Gott mit dem blauen Mantel, sondern auch über die ungeschlachten Riesen geworfen haben, die in den wilden Gebirgen mit Felskegeln Ball spielten, aber Niemandem etwas zu leid thaten. Im Gegenteil, sie waren so gutmütig, wie es alle großen, dicken und tölpelhaften Geschöpfe sind. Vielleicht waren schon damals einzelne so durchgetriebene Lumpen auf der Welt, wie Ihr schier alle miteinander seid, die einen solchen armen Riesen über die Ohren gehauen haben. Aber das will ich euch recht gern zugeben, daß es noch heute eine schöne Anzahl von dummen Teufeln gibt".

Die Versammelten besprachen sich eine Weile, dann schickten sie sich zum Fortgehen an. Doch blieb noch Einer in der Nähe stehen und fragte:

„Also die Geschichte mit jenem Fuhrmann im Kuntersweg, der vom Teufel wirklich mitgenommen wurde, ist nicht wahr?“

„Bloße Verleumdung. Indessen müßte ich lügen, wenn ich behaupten wollte, daß nicht Viele auf der Welt herumlaufen, um die es nicht schade wäre, wenn er augenblicklich mit ihnen in den Pechpfuhl abführe“.

Wie Ströme entstehen.

Es ist noch nicht sehr lange Zeit darüber hingegangen, seit man die Alpenwelt als Gebirg überhaupt betrachtete, und zwischen ihren verschiedenen Erscheinungsformen keine absonderlichen Unterschiede zu finden gewohnt war. Höchstens traf man eine Art von Einteilung in der Weise, daß man die einen Berge ohne Eisbedeckung von den anderen, immer weißen, trennte, welche man Schneeberge zu nennen pflegte. Das war aber alles so verworren und oberflächlich geschaut und gedacht, daß die Vorstellung von den einen Höhen sich in die von den anderen verschob. Im Allgemeinen sprachen die mit der Postkutsche sich den Alpen Nähernden von dem zum Himmel strebenden Wall, von der Kette glänzender Firnhöhen und Ähnliches.

Eine nicht geringe Anzahl von Reisenden befindet sich noch heute auf den nämlichen Standpunkt. Bei der flüchtigen und zerstreuten Weise, in der oft, wie jedes Vergnügen oder jeder Brauch, auch das Reisen abgethan wird, kann eine solche Wahrnehmung keine Verwunderung erregen. Unser Geschlecht hat nicht viel Laune und Muße zur Beschaulichkeit.

Außerdem ist zu bedenken, daß in Bezug auf Verständnis für die Werke der Natur viele ebenso in den Anschauungen längst vergangener Zeiten verharrend geblieben sind, wie es in Bezug auf betriebsame Fertigkeit noch heute Völker gibt, die an unsere eigenen Zustände etwa zur Zeit der Pfahlbauten erinnern. Es gibt Vorläufer und Zurückgebliebene. Die ersteren Wenigen müssen die Lehrer der letzteren Vielen werden. Es ist eine der schönsten Aufgaben der Literatur, in Hinsicht auf die Belehrung und Genüsse, welche die Erscheinungswelt bietet, zur Öffnung der Augen beizutragen.

Insbesondere wird dieser Zweck gefördert, wenn man sich bemüht, nicht nur zu zeigen, was da ist, sondern auch hinzuweisen auf das, was da war und gelegentlich anzudeuten, was da einmal sein wird. In dieser Hinsicht kann man daran denken, wie verschiedenartig beispielsweise der Eindruck einer Stadt ist, je nachdem man sich über die Geschichte der Denkmäler und Bauwerke unterrichtet hat, oder wenn dem Ankömmling die Steine nichts sagen.

„Es sei der Versuch gemacht", ungefähr in der Länge eines Meridians, der von München nach der italienischen Ebene gezogen gedacht wird, eine Reihe von Beobachtungen anzustellen, die vielleicht demjenigen willkommen sein mögen, der im Sommer seine Schritte nach dem herrlichen Hochland lenkt.

In geringer Entfernung von der erwähnten Stadt sieht man nicht nur die Alpen als blauen Wall, auf dessen bedeutendsten Erhebungen hie und da ein Schneefeld blinkt, über die Fichtenwälder oder über die Seespiegel des Vorlandes aufsteigend, sondern man hat auch Gelegenheit, mitten in der Ebene oder im Hügelland Spuren von den Kräften anzutreffen, deren Thätigkeit mit dem Dasein jenes Gebirges zusammenhängt. Derjenige, welcher sich nicht unterrichtet hat, sieht beispielsweise in jenem rundlichen, schön mit Schwarz-

wald bedecketen Hügel, von dessen weißem Kirchlein eben die Glocke ihre Grüße ins Land schickt, nichts als eine jener welligen Erhöhungen des Erdbodens, wie man ihnen allenthalben, auch in der Tiefebene, begegnet. Würde man den Rasen und die schwarze Dammerde hinwegnehmen, so sähe man indessen allerlei sonderbare Dinge, die nichts mit dem Boden, welcher sich ringsum ausbreitet, gemein haben. Man entdeckte dort ein Geschiebe von Steinen, die auch nicht von dem Gebirge abgeflößt worden sein können, das den südlichen Gesichtskreis begrenzt. Denn dieses Gebirge ist aus Kalk aufgebaut, während wir hier Bruchstücke von Glimmer mit dem daran haftenden Marienglas, von Grünstein, Gneiß, Granit und anderem Urgestein in die Hand nehmen.

Wir haben hier den Überrest eines Schuttwalles vor uns, welchen zur Eiszeit die Vereinigung der großen Gletscherarme, die aus dem Zentralwall der Alpen bis da weit in die Ebene hinaus reichten, verschob. Andere Teile dieses Schuttwalles sind in den Jahrtausenden, in welchen seither die Zeit an der Oberfläche dieses Landes „gehobelt" hat, von den Flußläufen und anderer Thätigkeit der Wasser ringsum weitergeschwemmt und dem übrigen Erdboden gleichgemacht worden.

Wir sind in eine Moränen-Landschaft eingetreten.

In einiger Entfernung lagert mitten auf dem Felde ein mächtiger, scharfkantiger Block. Auch er ist ein solches Frachtstück. Ein Schlag mit dem Hammer darauf zeigt uns ein Gestein, welches wohl aus der Gletscherwelt des hintersten Ötz- oder Pitzthales in Tirol seiner Zeit losgelöst worden ist. Der Inn-Gletscher, welcher damals die ganze Wanne des von dem heutigen gleichnamigen Fluß durchströmten Thales ausfüllte, hat ihn durch seine Vorwärtsbewegung in ungezählten Zeitläuften über den Seefelder-Paß, über die Stelle des heutigen Mittenwald und die Grube, welche er,

durch den Kesselberg gestaut, ausfüllte und welche Grube heute der Walchensee überflutet, langsam bis daher gebracht, wo er alsdann, sowie der Gletscher schmolz, in Berührung mit dem Erdboden kam. Der große Block, der so gar nicht hierher zugehören scheint, ist wohl immer den Blicken der einfachsten Menschen als etwas Sonderbares vorgekommen, sonst hätten sie nicht oben auf ihm ein Kreuz befestigt. Diesem Kreuze, von welchem jede zerstörungssüchtige Annäherung abgewiesen wird, verdanken wir Spätlinge wohl die ganze oder teilweise Erhaltung des merkwürdigen Denkmales. Sonst wäre er wohl, wie viel anderes solches Trümmergestein, den Bedürfnissen der Leute, die sich an ihm Stoff zum Bauen und anderen Zwecken holten, nach und nach zum Opfer gefallen.

Zwei andere Fernwirkungen des Gebirges zeigt uns schon die nächste Wegstunde einer Wanderung. Der blaue von Buchen, Birken und Fichten umgrünte See, welcher dort sichtbar wird, verdankt sein Dasein dem Druck, welchen die nachdrängenden Eismassen auf den Grund ausübten. Es wurde von ihnen eine Mulde ausgeschürft, in der nach dem Rückgange der Gletscher die Wasser sich sammelten. Durch diesen sehr einfachen und für ein menschliches Auge — falls ein solches denselben hätte beobachten können — wenig anziehenden Vorgang hat der Geist in der Natur eine Reihe von jenen Schaustücken geschaffen, welche jetzt das Entzücken der Wanderer hervorrufen und immerfort die Einbildungskraft der Dichter und Maler anregen werden, jene himmelblauen Becken, aus deren Tiefe das Grün der Wälder und ferne zackige Gipfel hervorleuchten. Es weht Einen an wie Zitherklang, wenn man sich solche Ufer mit ihrem fröhlichen und kräftigen Volk in die Erinnerung zurückruft.

Weiterhin aber zieht eine andere Erscheinung unseren Blick an. Nach dem Rückgange der Gletscher bedeckte zerriebenes Gestein, zerschlemmter Fels, Löß und Lehm den

Boden. Dieser letztere läßt das Wasser nicht durch. Es entsteht also hier ein Grund, auf welchem die Niederschläge stocken und träge die Sickerwasser aufliegen, welche durch die Moose und anderem Pflanzenwuchs, der sich allmählich auf ihm angesiedelt hat, als zu ihm hinabdringen. Die Pflanzen verwesen in diesem Wasser nur unvollständig, es entsteht Dammerde-Säure, welche ihre Verwesung aufhält. So wächst denn eine Moosschicht über die andere heran — wir haben die eigentümliche Erscheinung eines jener Hochmoore vor uns, wie sie sich im Vorlande der Alpen hinziehen. Auch hier zeigt sich wieder einmal die unendliche Fülle im schaffenden Walten des Wesens der Dinge. Lehm, Moos, Schilf vereinigen sich hier zu einem Gedicht von wundersamer Wirkung.

Es gibt mehr als einen Maler, der uns die Poesie dieser Hochmoore gezeigt hat. Über den vielen bunten Kelchen des Hochgebirgs, die bis hierher, wo sie die ihnen nötige Feuchtigkeit finden, herabgestiegen sind, zittert durch die heiße Luft des träumerischen Mittags aus der Ferne der blaue Hochwall. Weite Einöde bis zu den Nadelwäldern, die den Gesichtskreis einschränken. Hier und dort ein offenes dunkles Wasser, über welches ein Kibitz dahinfliegt, oder in dessen mit Seerosen bedeckte Oberfläche eine Ente einfällt; dort irgendwo zwischen dem Röhricht ein einsames Haus, in welchem dunkelhäutige Männer den einst von den Gletscherwassern herangeschwemmten Lehm mit Feuer verarbeiten; vor uns Durchstiche im Boden, braune Torfwände mit ihrem verfilzten Gefaser von Wurzelwerk und Ästchen, braune, trägfließende Wasser, auf welchen in Regenbogenfarben Häutchen von Eisensalzen schwimmen und neben denen sich purpurrote Orchideen oder die blauen Blüten des Enzian erheben.

Das ist das Bild des Hochmoores, aus dessen farbigen Umrissen es abermals hervorgeht, wie es der Magie der schaffenden Kräfte gelingt, mit den einfachsten Mitteln und

mit dem Aufgebot von Vorgängen, die uns als ein rohes und wüstes Wirrsal erscheinen, Bilder zusammenzustellen, deren zarter und geheimnisvoller Reiz in der Regel nur von den feinfühligsten Menschen begriffen wird.

An ein solches Hochmoor knüpft sich eine meiner lehrreichsten Erinnerungen.

Draußen auf der braunen Heide unterbricht nur eine hohe Stange den eintönigen Gesichtskreis — außer wenn man nach Süden schaut, wo breite Flecken von einem tieferen Blau als dem des Himmels und schmälere weiße Flecken das Hochgebirge andeuten. An der Stange hängt eine Fahne regungslos, es rührt sich kein Lüftchen am goldenen Herbsttage. Langsam flutet ein braunes Wässerlein zwischen Moorbinsen, neben der Stange steht eine niedrige Hütte. Aus ihr heraus hört man welsche Lieder. Es ist Sonntag und die Arbeiter der Torfhütten, eben so braun wie das Moor und wie das Wasser, feiern. Sie haben sich zu einem Fasse lauen Bieres gesetzt, singen oder spielen Mora. Beide Beschäftigungen dünken dem Wanderer, der vorübergeht, gleich ohrenbetäubend und seltsam im Gegensatze zu der regungslosen Fläche.

Es ist der „Heidekrug“ der oberbayerischen Moore, an welchem wir da vorübergehen. Lotrecht senken sich die Wände des ausgestochenen Grundes, in welchem unter dem Einflusse von allerlei Säuren die auf einanderfolgenden Geschlechter von Sphagnum unvollkommen verwesen, zum Wasser, welches sich träge in ihnen bewegt, weil es auf diesem flachen Stücke Erde schier gar kein Gefälle findet. Das Flache duldet einmal keine lebensvolle Bewegung.

Das Wasser, welches durch die braunen Fasern des Torfes, am Wurzelwerke kümmerlicher Schwarzerlen, an Riedgräsern vorüber, manchmal auch durch ein Dickicht der Calmus und Igelkolben fließt, riecht wie ein Aufguß auf eine Dammerde, welche aus den Überresten sehr vieler Pflanzen entstanden ist.

Die Welschen, die jetzt ihr Spiel beendigt haben, kommen heraus und lehnen sich an das Geländer, welches den Balken begleitet, der als Brücke über eines dieser Wasser gelegt ist. Ihre Lebhaftigkeit hat sich ausgetobt. Sie rauchen aus Pfeifen und schauen dem Wasser zu, wie es so langweilig fließt. Manchmal reinigt einer seinen Kloben und läßt den Saft hineintropfen, braun wie das Wasser der Torfheide.

„Wohin fließt dieses Wasser?" fragt endlich einer, der sich seit wenigen Tagen hier befindet, seinen Genossen.

Dieser kann ihm keine Antwort geben und schaut die Andern fragend an. Endlich spricht einer achselzuckend: „Mir scheint, es geht hinaus nach Germania — weit fort nach Böhmen, Preußen oder Ungarn."

Die Anderen sagen nichts, aber ihre Gedanken folgen dem leisen Zuge des Wassers. Er führt sie fort in ein fabelhaftes Land, wo die Menschen eine unverständliche Sprache reden, an einem felsigen Meeresufer stehen und sich fragen, wo all das viele Wasser herkommt, welches da durch einen weiten Durchbruch einmündet und seine Schlammbänke immer weiter und weiter gegen die Wellen vorschiebt.

Die Sache kommt ihnen unentwirrbar vor, und sie reden bald von etwas Anderem — von den gefälligen Schönheiten der auf dem Moore hier und dort verstreuten Ansiedler, von den Dirnen der „Mooshäusler" und dem letzten Kampfe mit den Eingebornen, dem einer von ihnen noch den Streifen schwarzen Pflasters verdankt, welcher ihm über die Stirn geklebt ist.

Indessen hatte ich mich entschlossen, den armen Teufeln ein wenig vom Wege der Wasser zu erzählen, wenn sie einmal die interessanteren Gegenstände, zu welchem sie jetzt übergegangen waren, erschöpft haben würden.

Zur selben Stunde, in welcher diese Welschen auf dem Torfmoore schrieen und spielten, wurde im Familienzimmer

einer Behausung zu München Beratung gepflogen, auf welche Weise der Nachmittag zugebracht werden solle. Darüber, daß an diesem warmen Tage gebadet werde, gab es keine Meinungsverschiedenheit. Wohl aber tauchte eine solche über die Frage auf, ob man im harten oder im weichen Wasser sein Bad nehmen wolle.

Die jungen Söhne waren für das harte, der Vater aber, der Herr Schulrat Müller, für das weiche Naß.

„Schon auf den ersten Anblick", sagte er, „schreckt Einen das eine Wasser ab und zieht das andere an. Man stelle sich nur hin an die Isar. Hat sie nicht noch die ganze Wildheit des Hochgebirges in ihren Wellen? Einmal ist sie grau wie eine altgebackene Lawine, dann wieder flaschengrün und hell wie eine Felsenquelle, bei der man sich im kühlen Trunk den Tod holen kann. Dabei jagt sie einher, daß ein Wirbel nach dem anderen seine Trichter und Kreisel zieht. Und kalt ist's, wie an einem Maien-Tag auf der Zugspitze, und dazu meint man allen den Kalk zu verspüren, den die Wasserfälle von den Wänden in den Gebirgsschlüften abgerieben haben. Schaut euch dagegen die Würm oder den Starnberger See an, aus dem sie herauskommt, wie schön bernsteinfarbig und ölig sie dahingleitet, wie sie warm ist, gleich einem Tage der Heumahd auf den Moorwiesen, durch welche sie sich langsam durchwindet — und den See, der gar keinen Zufluß von den wilden Kalkfelsen herab bekommt, sondern in den nur die Bäche aus den stillen Waldtümpeln hineinrinnen. Da hat Alles Zeit gehabt, sich schön durchzuwärmen."

Die Autorität des Familien-Oberhauptes überwog. Man setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr längs des Würm-Thales zum See hinauf, bestieg das Dampfschiff und landete an einer südlichen Haltestelle. Nachdem das Bad in der würzigen Flut genommen worden war, unternahm die Familie

einen Spaziergang zu einem der umgebenden Waldhügel. Man kam an dunklen Becken vorüber, aus deren Flut sich gelbe Teichrosen erhoben, und gelangte endlich auf eine Höhe, von welcher aus man im Sonnenflitter das nämliche Moor vor sich ausgebreitet sah, auf welchem die Schenke sich weithin durch die aufragende Stange bemerkbar machte.

Die Knaben hatten dergleichen noch nie gesehen und beantragten, zu dem einsamen Hause, dessen Äußeres so sehr von dem gewohnten Anblicke ländlicher Wohnstätten abstach, hinüberzugehen. Die Ansiedlung hatte in ihren Augen einen romantischen Zug, welcher sie lockte.

Auch der Schulrat fand es nicht für unangemessen, seinen Trunk zur Abwechslung ein Mal wo anders einzunehmen als auf einem Bierkeller mit Blechmusik. So ging die Familie längs der braunen Rinnsale auf einem Wege, der unter ihren Füßen nachgab, als ob sie über zusammengepreßte Wolle dahinschritten. Dabei wurde ihnen ein Schaustück, auf welches von den jungen Leuten keiner gerechnet hatte. Je weiter sie in das Moor hineinkamen, desto greller und buntfarbiger wurde die Blütenpracht.

„Die Moore, ein so armseliger Grund sie in den Augen des Landwirtes sein mögen, haben ihre Schönheiten eigener Art. Sollten sie nutzlos sein, so sind sie doch um so bunter verziert“, meinte der Rat.

In der kürzesten Zeit hatten die Wanderer Blumensträuße von einer Schönheit bei einander, wie sie dieselben auf ergiebigen Feldern und Wiesen niemals bemerkt hatten. Darunter befanden sich viele Kelche der Voralpen, die sich von den Gebirgen herab bis hieher, wo sie an der Feuchtigkeit noch verwandte Lebensbedingungen fanden, verbreitet hatten.

Endlich erreichten sie das Moorhaus, nicht wenig angestaunt von den Welschen, die noch auf dem Wege standen und dem gleitenden Wasser zuschauten.

Nicht minder erstaunt vielleicht war der Schulrat über meine Anwesenheit. Daß mich gerade der Zufall — wenn ein solches Wort überhaupt eine Bedeutung hat — dorthin geführt hätte, vermag ich nicht zu behaupten. Ich war stets ein Liebhaber von wenig betretenen Wegen gewesen, namentlich aber ein Freund von Landschaften, die von Jedem ungesehen als häßlich oder abschreckend bezeichnet werden. Zu diesen gehören die Ebenen und insbesondere die Hochmoore am Fuße der Nordalpen. Die fast unbeschränkten Gesichtskreise, die verschwimmende Ferne, in welcher die Erhabenheit der Alpen wie ein Traumgebilde sichtbar wird, und die erwähnten grellen Blüten des Moores, nicht minder aber auch die seltsamen Gesellen, welchen mitunter auf den Knüppel-Pfaden des Mooses zu begegnen ist, zogen mich an manchem Tage dorthin, welchen andere auf den Wegen nach beliebten Ausflugsorten zubrachten.

Der Schulrat, ein alter Bekannter, erzählte mir, auf welche Weise er hierher geraten war, und verschwieg nicht, daß es ihn keineswegs gereue, einmal einen solchen absonderlichen Gang unternommen zu haben. Seit seiner frühesten Jugend war er nicht mehr auf einem Hochmoor gewesen. Während er mir von den Beratungen erzählte, die vor wenigen Stunden in der Stadt gepflogen worden waren, breiteten die Knaben eine Karte auseinander. Natürlich war es, wie gewöhnlich, keine Einzelkarte der Gegend, sondern eine Karte von ganz Süddeutschland und Österreich. Bei ihrem Anblicke dachte ich mit Vergnügen an jene Knabenjahre zurück, in welchen ich nicht auf der Eisenbahn fuhr, ohne eine Karte von Europa zu Rate zu ziehen, und wo ich die Linie des kleinen Ferienausfluges hinterher auf dem Globus aufsuchte.

Als die Welschen die Karte erblickten, drängten sie sich mit der ihnen eigentümlichen Naivetät heran und suchten das

Flüßchen auf, welches aus dem Moor in den See hineinläuft. Dieses war freilich nicht darauf zu erblicken. Dafür aber zeigte ihnen der älteste Sohn meines Bekannten, befriedigt darüber, daß er auch einmal seinem Vater ins Handwerk pfuschen konnte, den See selbst, seinen Ausfluß, alsdann die Isar und die Donau, und fuhr mit dem Finger bis nach Wien hinab, wo die Karte gegen Osten ihr Ende hatte.

Nun wollte jeder von den Italienern vorhergesagt haben, daß das braune Wasser nach „Vienna" fließe, während dies in Wirklichkeit keinem von ihnen eingefallen war. Die Knaben aber gerieten nachträglich auf einen Einfall, dessen ich mich in meinen Erinnerungen gleichfalls schuldig wußte. Sie baten den Wirt um eine der Bierflaschen, welche mittlerweile geleert worden waren. Alsdann schrieben sie auf ein Blatt Papier einen rührenden Brief, in welchem sie den freundlichen Finder der gelandeten Flasche dringendst baten, ihnen da und da hin Nachricht zukommen zu lassen. Hierauf tränkten sie das Papier, wie sie es wohl in einem Seeromane gelesen haben mochten, mit dem ranzigen Öle der Schenke, schoben es in die Flasche und umwickelten den Kork sorgfältigst mit Draht. Alsdann traten sie auf den Steig hinaus und übergaben ihre Botschaft, von den Italienern umringt, der Wasserbahn.

Der Anfang der Fahrt war nicht vielversprechend. Der gläserne Briefkasten verankerte sich mehrmals an den halbverwesten Wurzeln von Schwarzerlen, die aus der Moorerde herausschauten, und an denen einiger Birken, deren schmale Stämmchen längst auf den Herd der Heideschenke gewandert waren. Er wurde aber jedesmal durch die Stöcke der begleitenden Knaben wieder frei gemacht, nahm endlich dort, wo sich der Wassergraben dem Flüßchen näherte, einen etwas schnelleren Gang an und verschwand den jungen Leuten, welche hinter ihm her gingen, jenseits der ersten Biegung des breiteren Rinnsals.

Ich bin später noch oft mit dem Schulrate zusammengekommen, habe aber nie eine Nachricht von den weiteren Schicksalen dieses Sendboten erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — —

An dieses kleine Idyll wurde ich viele Jahre später wieder erinnert, als ich mit dem Dampfer unweit Wien stromaufwärts fuhr. Wir sahen vom Verdeck aus eine verkorkte Flasche auf dem grauen Wasser eilig vorübertreiben. Einige der Reisenden griffen, vielleicht gelangweilt durch den eintönigen Anblick der Auen und Wöhrde mit ihren Waldkiefern und Weiden, begierig nach diesem Gegenstande der Unterhaltung. Sie gaben sich Phantasien darüber hin, woher diese Flasche komme, von wem und in welcher Absicht sie in den Fluß, und zwar in welchen Fluß, geworfen worden sei.

Es ging gegen Abend, die Mondsichel stand schon am Himmel und ihr Schein vermengte sich mit dem letzten Schimmer der Abendröte. Noch eine geraume Strecke weit war die Flasche als gleißender Gegenstand in der Strömung sichtbar. Sie, welche mir auf jene wunderbare Weise, mit welcher hie und da ein flüchtiger Blick, ein Ton, eine ganze Bilderreihe wieder erschließt, die einmal vor irgend welcher Zeit vor dem Auge gestanden war, mich in jene Umgebung zurückversetzt hatte, in welcher einst die Knaben, die nun wohl schon gesetzte Männer geworden waren, sie der braunen Moorflut anvertraut hatten, regte mein Nachdenken an. Ein Hauch von Jugend schwebte jetzt über das Wasser, es war wie ein Sinnbild der hinabströmenden, dem ewigen Osten entgegenflutenden Zeit. Da stand alles wieder so deutlich um mich: das brütende Moor, die fernen Gebirgsgipfel mit den weißen Wolken, die schlanken Gestalten der Knaben, die Blumen an dem langsamen Wasser — vorbei, vorbei!

Es war nur eine geringe Anzahl von Möglichkeiten, die in der Einbildungskraft der Reisenden auftauchten, als

sie Vermutungen über die Herkunft der Flasche anstellten. Der Kühnste verstieg sich zu dem Gedanken, daß ein Soldat in Wien eine Geliebte habe, welcher dieser poetische Gruß zugedacht sei. Allerdings mußte man in diesem Falle annehmen, daß er die Holde sich am Ufer waschend dachte.

Mit der Entfernung des Gegenstandes aus den Augen verringerte sich auch die Teilnahme, und als bald darauf die meisten Reisenden in die erleuchtete Kajüte sich zurückzogen, wendete sich das Gespräch anderen Dingen zu.

Ich blieb noch eine Weile auf dem Deck und betrachtete die Wellen, deren Kämme im Mondlichte immer mehr und mehr an Glanz zunahmen, während die Schatten zwischen denselben sich vertieften. Es fielen mir die Worte bei, welche da soeben gefallen waren. Mancher war mit seinen Mutmaßungen der Flasche bis nach Tirol, ja bis nach Württemberg hinauf entgegengegangen. Ich sann darüber nach, wie wunderlich es ist, daß gerade ein so wenig bedeutungsvoller Gegenstand zur Frage vom Wesen des Stromes und der Herkunft der Wellen, die seiner Urne entfließen, hinüberführen muß. Ist dazu ein Stück Glas notwendig oder könnten es nicht auch die durchsichtigen Wellen selbst thun?

Es geht eben mit dem Flusse der Wasser wie mit dem Flusse der Dinge überhaupt. Man nimmt die Gesamterscheinung, wie sie einem gegenübertritt, als gegeben hin und gelangt selten dazu, sich ihre Quellen und Adern zu vergegenwärtigen.

Die Wellen könnten ganz andere Dinge erzählen als irgend eine Flasche, die von ihnen weitergetragen wird. Bei der letzteren hält sich die Einbildungskraft nur an die Umstände, unter welchen sie hineingeworfen worden ist, an die Absicht der Menschen, an die Kinderei, den Mutwillen oder die Neugierde.

Die Einsamkeit, die Dämmerung des Abends wirken

mitunter in ähnlicher Weise wie ein tiefer Schacht, auf dessen Grunde man sich befindet, oder wie ein einem solchen Schachte zu vergleichendes Rohr, welches den Andrang der Alltagsbeleuchtung abhält. Man sieht und vernimmt Dinge, die sonst in Licht und Lärm verborgen bleiben.

So war es mir an jenem Abend. Wenn die Wellen in Gestalt der längst bekannten Donaunixen Rede und Stimme gehabt hätten, so würden sie mich an manches nicht deutlicher gemahnt haben, als in der Gestalt des unsteten Wasserschwalles, der keinen andern Ton von sich gab als das eintönige Rauschen um den Kiel des Schiffes und an den Kiesbänken der schweigsamen Ufer.

Großartig, wie die Auszweigung aller Anfänge des Lebens, gestaltet sich das Schauspiel, welches sich vor unserem Ahnungsvermögen aufthut, wenn wir die Wellen dieses Stromes um ihre Herabkunft fragen. Da kommt uns ein Schwall entgegen, der gleich in den ersten Stunden, nachdem er lebendig geworden war, allerlei Dinge trieb, wie sie in Märchenbüchern zu lesen sind.

Es sprachen nicht mehr die Buchstaben auf dem öligen Papiere inmitten der durchsichtigen Flasche, sondern die mancherlei Stimmen der Wellen.

Zuerst ist es ein gurgelndes Gröhlen am Boden eines himmelblauen Trichters, aus dessen schmaler Öffnung von unten her grünschwarze Nacht heraufschaut — das neugeborne Wasser windet sich in der Gletschermühle — bevor es seinen Tanz unter der Sonne und dem freien Himmel beginnen kann, muß es sich noch einmal in die Finsternis unter das Eis hinabsenken, dann erst kommt es aus dem krystallenen Thore heraus und läuft und schwingt sich über die ihm entgegengewetterten Felsen hinweg. Dann verwandelt es sich in einen durchsichtigen Feenschleier. Langsam schwebt es von der steilen Wand herab, flattert wieder empor, senkt sich

wieder, wird abermals zur Höhe geweht, bis es endlich in eiliger Flucht der niedrigeren Thalstufe entgegenzieht. Bis dahin ist es den nämlichen Weg gewandelt, den so oft die „Seligen Fräulein“ abschreiten. Alsbald aber gelangt das lichte Kind in die Gewalt eines schwarzen Unholdes — so scheint es, in Wirklichkeit aber muß ihm der Unhold gehorchen. Denn dort, wo am Eingange des Ötzthales der Stuibenbach hervorbricht, dort steht eine schwarze Teufelsgestalt und müht sich an einer Kurbel ab, während sie ihre Glieder verdreht und den Wanderer anfletscht. Man nennt's dort „in der Teufelsschmiede“, und so lange der Bach in die Tiefe stürzt, muß der Bockfüßler, den der Scherz eines Thalbewohners dort aufgestellt, zur Freude des Vorübergehenden sich als elender Frohnknecht abmühen.

Dieses war eine glückliche und freie Welle gewesen, die von dort ungehindert hinabflog über die Rinnsale und durch die breiten Betten der Flüsse und des Stromes, ungeduldig das Meer zu erreichen, von dem sie wußte, daß in ihm ihres Bleibens nicht war, vielmehr ihre Ankunft dort ihr das einzige Mittel bot, wieder, aber diesmal in verklärter Gestalt, auf das weiße Gefilde der Seligen zurückzukehren. Denn dort im Meere gelangt sie mit den meisten ihrer Genossinnen wieder in eine Strömung, in welcher sie, die einstmals die schwarze Fratze der Teufelsmühle in Bewegung gesetzt hatte, hinabzieht gegen Mittag durch die Dardanellen bis in die ägäische See hinunter. Und wenn sich dann der Südwind erhebt, so fliegt sie in Schleiergestalt mit ihm zurück auf die heimatlichen Höhen und wandelt vor dem fahlen Himmel als Wolke aus Dunst neben andern Wolken aus Schneekörnern und fegt im lustigen Reigen über die Gletschermühle hinweg, in deren Nacht sie einst versunken war.

Zwei andere Wellenkämme, die ihr folgten, hatten von eigentümlichen Schicksalen zu berichten. Sie waren noch vor

wenigen Tagen eine schwere Regentraufe gewesen, die aus dichter Wetterwolke auf das Rumerjoch oberhalb Innsbruck niederfiel. Hätte sich nicht, als sie dem Felsgrat schon ganz nahe waren, ein scharfer Wind erhoben, so wären sie bei einander geblieben. Dieser aber trennte sie. Und das entschied auf Tage hinaus über ihr Schicksal.

Der eine Teil rann in der Felsenfalte gegen Mühlau hinab und gelangte dort in ein Räderwerk, vor dem er sich aufbäumen mußte und welches ihn endlich in Schaum zerschlug. Ermattet, mit Verlust schier seiner ganzen Drangkraft, gelangte er jenseits dieses Werkes in einen Tümpel. Da aber blitzten von Innsbruck her aus den Fenstern eines stattlichen Hauses mondscheingleiche Lichter auf seine durchsichtige Oberfläche herüber. Seine verlorne Kraft hatte dazu gedient, den unsichtbaren elektrischen Strom zu erhalten und zu nähren, der sich vom Räderwerke aus dorthin bis in die Stadt zog und den Bogenlampen ihren Glanz gab.

Mittlerweile aber war der abgetrennte Teil ins Gleirschthal hinunter und dann nach Mittenwald hinausgelaufen, wo auch seine flüssigen Kreisel und Kugeln von den Rädern einer Säge gepeitscht und wieder geradeso zu einer solchen Traufe zerzaust wurden, die er vor wenigen Stunden auf dem Gleirscherjoch gewesen war. Nachdem er sich wieder beruhigt und gesammelt hatte, gelangte er rasch ins Flachland. Auch hier erreichte ihn ein Schein künstlichen Lichtes, aber nicht der von Bogenlampen, sondern der von Petroleumdochten, und dann floß er stundenlang nicht mehr unter dem schönen Himmel, zwischen tannenbewachsenen Felsen, sondern durch ein gräuliches übelriechendes Gewölbe voll von Unrat, in welchem sich ein Mensch kaum aufrecht bewegen konnte. Und dennoch kamen Männer herein mit Lampen, vor denen die Ratten des Gewölbes entflohen, und stöberten mit Haken in dem dichten Gemengsel umher. Hie und da fiel durch

ein Gitter, durch welches das Tageslicht hereindrang, von oben herab eine dichte Staubwolke oder ein dunkler Schwall. So ging es stundenlang unter den Straßen von München fort, und als der Schlamm in seinem zähen Flusse wieder in das offene Strombett gelangte, da war er zu einem Rinnsale geworden, welches in der Farbe der finsteren Gänge, die ihn so lange gefangen gehalten hatten, neben dem krystallenen Alpenwasser sich weiter bewegte. Aber da kamen auf einmal Hilfsgenossen, wunderliche, schleimige Lebewesen, keimende Pilze, seltsame Spalttiere, lebendige Stäbchen, klebrige Algenzellen. Und in diesen verschwand allgemach all diese Trübung und all das bösartige Gift, das sich in die von der unbetretenen Höhe herabgekommene Flut im Banne der Menschenansiedlung eingedrängt hatte. So setzten nun diese wiedervereint ihre Reise fort. Das Schiff durchfurchte andere Wellen, die ebenfalls durch die Nacht eines Mauerwerkes gezogen waren. Mit diesen hatte es aber eine verschiedene Bewandtnis. Wenn ich sie poetisch anführen und als Undinen sprechend aufführen will, so müssen sie, ohne sich von der Wahrheit irgendwie zu entfernen, ungefähr folgendes sagen:

„In meiner Jugend war ich ein sehr luftiges Geschöpf. Ich bin hoch- und wohlgeboren, denn ich entstamme einer weit über die Geschlechter der Menschen ragenden Hochburg. Flatterhaft, in losen schillernden Gewändern, stürzte ich nordwärts gegen den Brennersee hinab. Man hat mich vielfach besungen, und wer Verse über meine meergrünen Nixenaugen lesen will, der bemühe sich in das Posthaus auf dem genannten Berge. Ein ungestümer Jüngling, welcher Isarcus heißt, riß sich aus meiner Nähe los und wendete sich nach Süden. Meinem flatterhaften Getriebe folgte der schwarze Schrecken. Bei Matrei sperrte man mich in ein finsteres Gewölbe, in welchem ich mich in die Finsternis unter dem Schloßberge hindurchkämpfen muß. Auch ich weiß, was ein Tunnel ist.“

Den Wellen geht es wie den Menschen. Jede hält am Ende nur das für merkwürdig oder vorzüglich der Beachtung wert, was sie selbst erlebt und gesehen hat. Ich hätte es wohl vermocht, im Namen anderer gleich Hochgebornen Einwendungen zu machen, vor denen ihre laute Stimme verstummen mußte. Was sind die Schrecknisse eines solchen von Menschen geschaffenen Tunnels, durch welche die Wellenschar glatt und ungestört auf einer Bahn hinzieht, die ihr von den nämlichen Menschen, welche das armselige Gewölbe gebrochen haben, geebnet worden ist, gegen die entsetzlichen Mauern der Klammen?

In jenen Tunnels gibt es kein Toben, Dröhnen, Wüten und Donnern wie dort, wo der Kampf um das Durchkommen in allen Augenblicken des Tages und der Nacht fortgekämpft werden muß. Daß eine solche vorübergehende Gefangenschaft ein Spaßding ist gegen die Gewaltthätigkeit, mit der in der Klamm verfahren wird, das ist schon daraus zu ersehen, daß in einer solchen die Wellen wie wilde Tiere von rechts nach links, von links nach rechts stürzen, zurückgeschmettert werden und sich hoch aufbäumen müssen, um irgendwo einen Ausweg zu finden. Ja, viele von ihnen mußten wieder umkehren und rückwärts trachten gegen dorthin, von wo sie hereingekommen waren, nicht dorthin, wo sie ihre Befreiung finden sollten. Da gab es Wasser, welches, wie von einem Kammrad gedreht, viele Tage lang in einer Ausbuchtung im Felsen herumgequirlt wurde. Ein Stück Holz, welches darauf schwamm, bewegte sich die ganze Zeit über in dem nämlichen Kreise und fand ebenso wenig einen Ausweg wie die Welle selbst. So ging es in der Liechtenstein- und Seisenberg-, so in der Partnach- und Kitzloch-Klamm zu, und dabei war nicht nur das Getöse der herumgeworfenen Wasser, sondern auch noch das schreckliche Schreien der „Klamm-Heuler“. Denn, wie man weiß, in diese schaudervollen

Wasserabgründe sind die Geister allerlei böser Menschen verbannt. Insbesondere sind es Geizige und Unbarmherzige, Betrüger und Wucherer, welche in dieser kalten Hölle von Wasserstaub leiden müssen. Das furchtbare Geschrei dieser Elenden steigert die Schrecken der Nacht.

Diese Wasser hätten wohl am meisten zu erzählen gewußt von Drangsalen und Kämpfen. Jetzt aber, wie sie da vorbeizogen, hatten sie alles überstanden und bewegten sich mit gleicher Freiheit wie die Wellen, die sich einstmals so träge durch das Hochmoor durchgewunden hatten, lustig ihrem Ziele entgegen.

Wenn einige von den Drangsalen zu berichten wußten, welche ihnen die Menschen mit ihren Bauwerken angethan hatten, so gab es auch wieder andere, welche von der Förderung ihrer Reise durch Menschenhand erzählten. So wurde der festen Diehlen auf der langen schiefen Ebene des Traun-Falles gedacht, über welche die klare Seeflut so blitzschnell hinabgleiten kann, daß sie, unten angelangt, vor Freuden in die Höhe springt. Glatt wie eine geschliffene Fläche von dichtem, hellem Flintglase scheint die schiefe Ebene des Wassers auf der künstlichen von Holz aufzuliegen.

Ginge es allenthalben mit gleicher Pfeilbewegung, so wäre die Reise nach dem großen Pontus im Osten binnen weniger Stunden zurückgelegt.

Unter dem geschwätzigen und lauten Chore gab es indessen Wellen, die ihren Weg wie zögernd und widerwillig zogen. Es waren solche, die es verdroß, daß ihnen eine Straße vorgezeichnet war, von welcher das Gebirge nicht dort im Mittag, von wo seine Höhen auf diesen Teil des Laufes noch immer aus der Ferne herabschauten, sondern erst im fernen, fernen Osten durchbrochen wurde, denn in diesem Falle wäre ihnen der lange Weg durch Ungarn, durch den öden, langweiligen, trockenen Steppenboden des ver-

schwundenen pannonischen Meeres erspart geblieben, und sie wären rasch zur blauen, sonnigen Adria gelangt. Sind doch auch einmal die Gedanken der Menschen die nämliche Straße gezogen, welche hier der Drang der Wellen ersehnte. Denn im alten Stromnamen Ister klingt als Istrien der Name jener Küsten unter dem heiteren Himmel des Südens wieder, und noch vor wenigen Jahrtausenden vermengten sich in der Vorstellung verschollener Geschlechter die Wellen des Ister mit jenem Meere, welches sich sanft an die Ufer der Myrthen und der Lorbeeren anschmiegt.

Ich vereinte mein Bedauern mit ihrer Klage. Ich sah ein stolzes Schiff sich von den Quadern des Wiener Stromdammes loslösen, hinabfahren in die Flächen Ungarns, dann mit dem Strombette dem Süden zustreben, dann aber, auf dem Gefilde von Mohács mit ihm, nicht, wie heute, den weiten Weg gegen Osten einschlagen, sondern durch die Ebenen Slavoniens fließen, die breite, niedrige Schwelle des Karst durchbrechen und, vom Ister getragen, an dem immergrünen Gestade Istriens landen. Ein lustiger, farbenreicher Traum. — —

Wenn ich einige Wellen mit der Gabe ausstattete, von vergangenen Möglichkeiten oder Wirklichkeiten zu plaudern — eine Ausstattung, bei welcher nicht gerade zum Wunder gegriffen zu werden brauchte, weil die nämlichen Wellen in verschiedener Gestalt ohne Zweifel schon oftmals durch diese Flußthäler und auch über die Berge gezogen waren — so brauchte ich die Einbildungskraft auch nicht über Gebühr anzustrengen, wenn ich hören wollte, was sie von einer nicht allzu fernen Zukunft murmelten. Denn es befanden sich manche unter ihnen, in deren Dasein schon bis jetzt die Gewalten eingegriffen hatten, deren stets zunehmende Macht auch von den übrigen, freigebliebenen Stromkindern geahnt wurde.

Das Schicksal, welches manche derselben in der Mühlauer Klamm gefaßt hatte, würde, so rauschte es weithin klagend, sich einmal auf die ganze weite Wellenbahn hin ausdehnen. In einigen Jahrhunderten würde der Strom nicht mehr nach seinem Gutdünken sich frei hier und dort durch die Wälder der Auen bewegen, hier und dort in einer von ihm selbst geschaffenen Bucht ausrasten, bald träumerisch dahinwallen, bald aufbrausend und ungestüm über Felsen stürzen, sondern in der Hauptsache nichts anderes sein als ein wohlgezogener Fabrikskanal.

In geradlinigen Ufern, in gleichmäßigem Gefälle, würde er sich zu seinem Sammelbecken fortschieben, mit der ihm entnommenen, durch Kupferdrähte viele Meilen weit fortgeleiteten Kraft Spinnereien, Hämmer in Bewegung setzen, zahllose Räder treiben und Gewichte heben, Straßen und Werkstätten beleuchten und landeinwärts aller Ecken und Enden Knechtsdienste verrichten, Abfälle, Beimengungen jeder Art, würden ihm durch kleinere Kanäle, die wenig Ähnlichkeit mit den Perlenmuscheln nährenden Bächen, welche heute vom Südabhange des Böhmerwaldes her ihm zufließen, zugeführt werden.

Es gäbe alsdann auch keine Fische mehr, die sich lustig in ihm fortschnellen, und keine Fischer, welche ihre Netze in die Wellen auswerfen. Wie die Rinder, welche einst wild durch die Grasfluren und die Wälder schweiften, jetzt in Ställe zusammengepfercht sind und vom Menschen zum eigenen Nutzen gefangen gehalten werden, so wird es alsdann nur große, viereckige Fischbecken geben, in welchen der Zuwachs der Tiere an Fleisch so geregelt und überwacht wird wie heutzutage derjenige der deutschen Wälder an Kubikmetern von Holz. Anstatt der Fischer werden Aufseher da sein, welche Tabellen anlegen und den Ertrag des Wassers an lebendigen Wesen je nach der Jahreszeit fortführen und ver-

rechnen lassen. So wird der Strom zum Teile eine Frachtenbahn aus Wasser, zum Teile ein Speiserohr der Mastanstalten und Fischfleischkammern darstellen.

Bei dieser Klage über die abnehmende Freiheit und zunehmende Nützlichkeit fiel mir abermals wieder jene Hochebene des Bayernlandes ein, deren in die Erinnerung getretenes Bild in mir die Stimmung zu diesem Verkehre mit den Stromkindern erweckt hatte.

Wie die Bedingungen des Stromes sich verändern, so auch das Reisen auf seinen Wellen. Es ist noch nicht ein volles halbes Jahrhundert verflossen, seit allwöchentlich einmal dort oben auf der Hochfläche zu München „beim grünen Baum" der „Ordinari-Floß" abging, um nach einer Reise von acht und mehr Tagen (die Dauer war unbestimmt) die Kaiserstadt zu erreichen. Leute, die heute in der zweiten Klasse der Eisenbahn fahren, benützten diese Gelegenheit. Auf dem Floße befand sich ein schön gezimmertes Bretterhaus mit Kochherd, Betten und andern Bequemlichkeiten. Arme Wanderer hatten ein sehr geringes Fährgeld zu zahlen, und selbst von diesem wurde ihnen der größte Teil nachgelassen, wenn sie sich verpflichteten, bei den notwendigen Arbeiten mitzuthun.

Denn täglich gegen 4 Uhr nachmittags wurde Feierabend gemacht. Man landete an irgend einem Wöhrd, an einem waldigen Ufer, manchmal auch an einem bewohnten Orte oder bei einer Stadt. Da gab es Holz zu spalten, Feuer anzumachen, Seile anzubinden oder zu lösen, manchmal auch, wenn der „Ordinari" auf einer Kiesbank aufgefahren war, beim Flottmachen mitzuhelfen.

Es war ein Leben voll von Freiheit, von Abwechslung, von Zwischenfällen heiterer oder wenigstens unerwarteter Art.

So wie sich jenes Reisen zum heutigen verhält, so verhalten sich unsere heutigen großen Wasseradern zu denen der Zukunft. Der Mensch hatte damals Zeit übrig, und den Strömen ließ man ihre Launen und ihre Freiheit. Nach und nach wird alles anders werden, ob aber auch anziehender, das ist eine Frage, deren Beantwortung sich aus den hier verglichenen Bildern von selbst ergibt.

Etwas vom Wetter im Hochgebirge.

Weit mehr, als in den Flachländern, wird im Gebirge das Auftreten der verschiedenen Winde beobachtet. Diese Thatsache mag wohl in der Bedeutung des Wetters überhaupt zusammenhängen, die im Gebirge eine fühlbarere ist, als in der Ebene. Für den Wanderer, der den Bergen seinen Besuch zudenkt, versteht sich diese Bemerkung ohne Weiteres. Aber auch für den Einheimischen ist es wichtig, zu wissen, „woher der Wind weht".

Denn die Veränderungen in den atmosphärischen Vorgängen sind innerhalb der Berge viel gewaltsamer, als außerhalb derselben. Mitten im Hochsommer kann Schnee auf die Alpen niederfallen und den Tieren die Weideplätze verderben. Mitten im Winter kann der warme Wind über die Kämme herüberkommen und verderbliche Lawinen ins Thal rollen. Schädlichen Reif erzeugt oft im Frühjahr der jäh aufspringende Nordwind, welcher den Himmel aufhellt und nächtliche Wärmeausstrahlung des Thalbodens veranlaßt.

Bevorstehende Veränderungen im Wetter erkennt der Gebirgsbewohner alsbald daran, daß die regelmäßige Aufeinanderfolge der Luftströmungen unterbleibt oder sich umkehrt.

Des Morgens weht der Wind von den höhern Thalstufen gegen die niedrigeren, gegen „das Land", hinab, weil sich während der Nacht die Luft auf dem Gebirge mehr abkühlt, als in den tieferen Lagen und dann als die schwere Schicht zu Boden fließt. Des Nachmittags ist es umgekehrt, es strömt die draußen, in der Niederung, stärker erwärmte Luft als die leichtere zurück. Beispiele sind der Gardasee, über welchen vor Tagesanbruch und am Vormittag der aus den Gebirgen der Sarca herabkommende „vento" hinströmt, während ihn des Nachmittags die von Süden heranbrausende „Ora" aufwühlt — oder auch der obere Lauf der Isar bei Mittenwald in Bayern, längs welches des Morgens ein kühler Südwind, der von den Quell-Gebirgen der Isar herabkommt, hingeht, während des Nachmittags die Luftströmung von der bayerischen Ebene hereinkommt.

Wird dieser regelmäßige Gang der Dinge geändert, so deutet das auf Störungen hin, und es ist ein Umschlag in der Witterung zu gewärtigen.

Tritt in unsern Alpen Regenwetter ein, so ist fast immer eine westliche Strömung daran schuld — die Einwirkung der Passate, „atlantisches Wetter".

Wie die Blicke der Muselmänner sich dem heiligen Osten zuwenden, so die Blicke unserer Sommerfrisch-Gäste und Alpenwanderer den Ufern des Bodensees.

Bregenz gibt die Orakel. Die in vielen unserer Stationen angebrachten Wetter-Säulen oder Tafeln enthalten sämtlich die Angaben, welche aus jenem für den voraussichtlichen Zustand unserer Atmosphäre so bedeutungsvollen Orte kommen. Während des Hochsommers reden sich Gäste in Ischl, Salzburg, Innsbruck mit der Frage an: „Was gibt es Neues in Bregenz?"

Im Flachland beschäftigt sich, wie gesagt, Nachdenken oder Sorge der Bauern im Allgemeinen nicht viel mit den

Winden. Etwas ganz anderes ist es dagegen bei den Bewohnern der Seeküsten und der Hochgebirge. Bei jenen handelt es sich um die Schiffahrt, nicht selten um Lebensgefahr und Verderben, bei diesen um das meist kümmerliche Erträgnis ihrer Thalböden, nicht selten jedoch auch um die Bedrohung der Wohnstätten.

Mit derselben Scheu, mit welcher der Grieche und der Römer ihren Eurus herannahen sahen, sieht und hört der Älpler während des Sommers und Herbstes das Walten des Föhns auf den Gletschern, welche sein Thal abschließen. Er erkennt es an der einen und andern schwarzen oder blauen Linie, welche dort oben inmitten der weißen Decke zum Vorschein kommt. Es sind dies Felsriffe oder Eisklüfte, welche bloßgelegt werden. Das würde für den Bewohner des Thales an und für sich freilich wenig oder nichts bedeuten. Aber unter dem schwülen Anhauch regt sich bald der Ferner, das starre Ungetüm. Immer höher und immer trüber schwillt die Flut an, die von ihm abtrieft. Hat sie irgendwo noch in ihm selbst eine Stauung gefunden, so bringt sie wohl nicht selten auch Eisblöcke herab, immer aber wälzt sie Felstrümmer, Schlamm, Stämme des zerstörten Hochwaldes, Erde der abgerissenen Hänge, Platten und Geröll thalwärts. Die Mauern der Häuser werden eingedrückt, die Felder zugedeckt, und es können Jahrzehnte vergehen, bis der Fleiß auf der Stelle dieser Gründe wieder etwas erntet.

Das sind die sichtbaren Zeichen des Südwindes. Dem Ohre vernehmbar macht er sich durch ein Schwirren eigener Art, durch einen tiefen Fugenton, welcher durch Worte nicht geschildert werden kann. Für die Äolsharfe, deren Lispeln einst, am Anfange dieses Jahrhunderts, unsere verständnisinnigen, rührseligen Urgroßmütter mit süßer Wehmut erfüllte, hätten wohl die Frauen, die an solchem Orte ihr Heim haben, so wenig ein Ohr wie wir selbst, deren Empfänglichkeit

gegen Schallreize durch die Gewöhnung an Eisenbahnen abgestumpft ist, unsere Laune durch solche Schwingungen und Klänge verändern lassen.

Im Frühjahr erscheint den Älplern der Feind als Freund. Die festen Klammern, welche die Winterkälte in die großen Schneemassen hineingezwängt hat, die dort in der Höhe lagern, werden nicht so rasch gelockert, und die Flutengefahr ist weit geringer als in den eben erwähnten Jahreszeiten. Doch wenn er die tiefen Schneeschichten nicht alsbald in Fluten verwandeln kann, so durchfeuchtet er sie und macht die oberen schwerer als die unteren. Dann stürzen sie als Lawinen ins Thal. Mit Freuden vernimmt der Gebirgsbewohner ihren Donner. Niemals vermöchte die Sonne allein jene Schneeanhäufungen zu entfernen.

Die Gewalt, welche sie hinwegschiebt, ist die des Südwindes. Bald erscheint unter der sich stets verdünnenden Decke des Schnees der grastragende Hang, zuerst fahl, dann in wenigen Tagen grün, und noch weiterhin erweist er sich, wie jener Wind, auf dessen Flügeln die Griechen goldene Tropfen sahen, als Freund der Menschen, denn ohne seinen Hauch würden die Halme nicht reifen und keine Fruchtsäfte in die Wipfel der Bäume gehen.

Erschienen den Griechen die Winde als Götterboten, so sind sie unsern Bergbewohnern Vorboten des Wetters. Es ist augenscheinlich, daß bei einem regelmäßigen Zustande des Luftmeeres die Strömungen in demselben sich des Morgens von der Höhe nach der Tiefe, des Nachmittags umgekehrt bewegen müssen. Denn während der Nacht wird die Luft dort oben viel mehr erkältet als unten, und wenn dann mit dem Auftauchen der Sonne das Gleichgewicht gestört zu werden anfängt, so sinkt sie, als die schwerere, abwärts. Des Nachmittags dagegen strebt die mittlerweile stark erwärmte

Luft der Niederungen, als die leichtere, gegen die Höhe hin. Vormittags Berg-, nachmittags Thalwind. Wird das Gegenteil wahrgenommen, so wissen die Menschen, daß sich ein Unwetter vorbereitet.

Erscheinen während des Winters auf den Bergen gegen Norden Wolken seltsamer Art, die zäh an dem Garten haften, wohl über diese, gleichwie die Brandung über ein Riff, herüberschlagen, aber nicht tiefer herabkommen, so bedeutet dem Menschen diese Botschaft, daß dort draußen, jenseit des Gebirges, Winterwetter, Gestöber, Kälte herannaht, und die Trübung auf einer Fensterscheibe, welche entsteht, wenn diese auf der äußeren und auf der inneren Fläche von Luft verschiedener Erwärmung und verschiedenen Feuchtigkeitsgrades berührt wird.

Vielleicht mehr noch als die Bewohner der Meeresküsten machen sich die Schiffer auf den großen Alpenseen mit den Winden zu schaffen. Wie in einem Bache, der zwischen vielen Felsblöcken dahinrauscht, die Strömungen, Wirbel und Flutungen vielgestaltiger sind als in einem großen Flusse, der breit zwischen flachen Ufern dahinwallt, so fordern die Felsenmauern, Vorsprünge, Ausbiegungen, Landzungen, die seitwärts sich öffnenden Thäler und Schluchten die Aufmerksamkeit und Vorsorge eines Kahnführers auf solchem Gewässer, wenn das Wetter unsicher ist, gewiß nicht minder heraus, als die Tücken des Meeres den Schiffslenker.

Hier ist eine vorspringende Felswand, hinter welcher oft unerwartet ein Sturmwind einsetzt. Eine Unglückstafel mit frommen Bildern, welche am lotrechten Absturz befestigt ist, gibt Kunde von den Kähnen, die da in die Tiefe sanken. Besonders dort, wo einander gegenüber Schluchten in verschiedener Richtung gegen die weißen Höhen ansteigen, findet sich oft ein Wirbel von andrängenden und zurückgestauten Luftströmen.

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt,
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens;
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Es läßt sich begreifen, daß derjenige, der auf solchen Gewässern zu verkehren hat, sich sorgsam nach den sichersten Anzeichen von Wind und Wetter umschaut. Ein solches ist der Zug der Wolken über dem Gebirge und der Nebelbänke an seinen Hängen. Ebenso begreiflich ist es, daß solche Schiffer gleich unsern Seeleuten sich allmählich eine große Gewandtheit und Treffsicherheit im Vorausbestimmen derartiger Störungen erwerben.

So erzeugen die nämlichen Gründe dieselben Wirkungen, dort bei den Uferbewohnern im vielgegliederten Lande der Griechen, bei den Ackerbauern Latiums, wie in den Hochthälern und an den Seen unserer Berge.

Ein ebenfalls gleichmäßiger Zug ist darin zu erblicken, daß im allgemeinen die Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche von den Winden den Menschen erwiesen werden, die Scheu vor denselben überwiegt. Der Eber der Germanen jagt durch das Getreide, aber er zertritt es nicht. Und ebenso heißt es von den Füllen, welche Boreas erzeugt hatte, im Homer: „So oft diese über die nahrungsprossende Erde dahinsprangen, liefen sie über die Spitzen der Ähren, ohne sie zu zerknicken, und so oft sie über den breiten Rücken des Meeres hüpften, flogen sie einher auf der Fläche des grauen Wogenschlages.“

Eine Eigentümlichkeit, der man gleichfalls ebenso dort in Italien und Griechenland, wo allenthalben Fels und Meer sich nahe berühren, sowie an den zwischen unseren Hochgebirgen sich hindehnenden Seen gleichmäßig begegnet,

ist die Vorstellung, daß die Winde im Inneren von Hohlräumen der Berge entstehen und von dort aus auf Land und Meer herabstürzen. Abgesehen von Äolus selbst, der in einer Höhle seiner Felseninsel sitzt, haben wir da auch den Boreas, der in einer Höhle des Gebirges Hämus haust. Zahllos sind in allen diesen Gebieten die sogenannten Wetterlöcher und Windhöhlen.

Unterstützt wird diese Vorstellung durch die Erfahrung, daß es in der That nicht wenige Klüfte und Höhlungen gibt, aus welchen auffallende Luftströmungen hervordringen. In den meisten Fällen liegt der Grund hiervon wohl in dem Streben, eine Ausgleichung zwischen der Wärme des Luftinhaltes entlegener Hohlräume und jener der Außenluft hervorzubringen. Ist die äußere Luft verhältnismäßig warm, so fühlt sich die aus dem Geklüft hervorbrechende Strömung kühl an, und umgekehrt ebenso, wie es bei einem guten Keller der Fall ist. Bei allen sogenannten Wetterlöchern macht man die gleiche Erfahrung. Man betrachtet es als ein Zeichen bevorstehenden Ungewitters, wenn der Luftstrom, der aus der Unterwelt kommt, plötzlich wärmeren Aushauch von sich gibt. Es entspricht also nicht den Thatsachen, wenn es im „Tell“ heißt:

> Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
> Der Mythenstein zieht seine Haube an
> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
> Der Sturm, mein' ich, wird da sein, eh wir's denken.

Derlei Luftströmungen sind mitunter so heftig, daß durch die erzeugte Verdunstungskälte Wasser in Eis umgewandelt wird. Solches aber bildet sich im Inneren des Wetterloches nur dann, wenn ein Wärmeunterschied besteht zwischen der äußeren Luft und derjenigen im Inneren der Klüftungen, also an heißen Sommertagen, nicht zu regnerischer, kühler Zeit oder im Winter. Nur wenn es Luft-

strömungen gibt, die sich ausgleichen wollen, kann eine Verdunstung entstehen, welche dem Wasser einen solchen Wärmeverlust beibringt.

Ein anziehendes Schaustück dieser Art bieten die Windhöhlen im Äolusberg über dem Städtchen Cesi bei Spoleto. Dort läßt man aber den Diener des Äolus nicht frei und ungehindert seinen Lauf in die sonnige Welt hinein nehmen, sondern zwingt ihn, sich durch Röhren hindurchzudrücken, welche ihm seinen Weg in Weinkeller und auch in Wohngemächer anweisen. Dort muß er den Trank kühlen und im Inneren des Hauses die Sommerhitze mildern.

„Der Drachen alte Brut, die in Höhlen wohnt", erweist sich in vielen Fällen als ein verkörpertes Sinnbild solcher aus Felsklüften ausbrechenden Winde. Damit steht wohl auch die Überlieferung in Zusammenhang, daß man das Ungetüm entfesseln könne, wenn man einen Stein in eine derartige Höhlung hineinwirft. Die Einbildungskraft der Menschen hat sich die sonderbarsten Abenteuer ersonnen. Die Fabelbildung von Stürmen, wie sie sich bezüglich der Herkunft der Winde bei den Völkern des Altertums zeigt, wird in diesen Erzählungen weit überboten. So berichtet uns beispielsweise der bekannte Chronist Valvasor nach einer Mitteilung des Olaus Magnus:

„Bei der nordischen Seestadt Wiburg ist eine Höhle, die man Smellen nennt. Wenn man in selbige Höhle ein lebendiges Tier hinabwirft, entsteht ein so entsetzlicher Schall davon, daß denen, welche nahe dabei sind, Hören und Sehen, ja das Gehen selbst darüber vergeht und sie plötzlich müssen zu Boden fallen; und kann solcher Machtschall oder Gebrüll viel mehr Leute als der stärkste Stückschuß im Augenblicke entweder töten oder aufs wenigste in eine Ohnmacht werfen. Daher die Finnen und Schweden vormals, nämlich zu Olai Zeiten, gegen den Moskowitern, als ihren Feinden, dieses

zu einer Kriegslist gebraucht. Denn wenn ein feindlicher Einfall dort herum geschah, ließ der Kommandant selbiger Gegend den Anwohnern gebieten, jederman solle die Ohren mit Wachs verkleben und sich in Kellern oder Höhlen verbergen, sofern man lebendig bleiben wollte. Alsdann ward ein Tier in das Loch der Höhlen am Spieß oder Seil hinabgestürzt, wodurch ein so abscheuliches Gebrüll erschallte, daß die umher gelagerten feindlichen Truppen wie ein Vieh, das man vor den Kopf geschlagen, zu Boden fielen, auch eine lange Weile sich nicht wieder aufrichten konnten und also, wann es den Finnen und Schweden beliebte, von ihnen ausgezogen wurden."

Viel gemütlichere Dienstleistungen als dort im Norden muten, wie angedeutet, die Italiener solchen aus Höhlen hervorbrechenden Winden zu. Außer den erwähnten Arbeiten, welche sie in Umbrien zu verrichten haben, finden wir die Spuren ihrer Thätigkeit da und dort in den Alpen und im Apennin. Mancher Italienfahrer erinnert sich mit Vergnügen an die Augenblicke, in welchen er, über die Alpen herübergekommen, den schauerlichen Staub der Splügenstraße in den kühlen Bierkellern zu Chiavenna, die von solchen Lüften bestrichen werden, hinuntergespült hat. Oder er gedenkt jener Grotten von Caprino am blauen Luganer See, wo die Winde, die aus den tiefen Klüften herausblasen, den trefflichen Asti den Sommer über so frisch erhalten, als läge er in einem Eiskeller.

Eine Eigentümlichkeit derjenigen Winde, welche frei durch die Thäler des Hochgebirges oder über eine felsige Küste dahinbrausen, mag sicherlich darin gefunden werden, daß ein geübtes Ohr ihre Richtung erkennt, ohne erst vom Auge, welches die Neigung der Baumwipfel oder den Gang der Wellen beobachtet, unterwiesen zu werden. Es ist dies eine Thatsache, die sich schwer verdeutlichen läßt, welche aber von

jedem bestätigt wird, der darüber Erfahrungen gesammelt hat. Sie erklärt sich zumeist aus der Ausdehnung und der Beschaffenheit der Oberfläche, mit welcher die Gewalt des Windes sich zu schaffen macht.

Ist eine Küste gegen Süden gerichtet, so begreift es sich leicht, daß der Südwind, der vom Mittag her über das Meer herankommt, im Spiel der Wellen mit dem Geklipp des Ufers eine andere Tonart anregen wird als der Nord- oder auch jeder andere Wind, dem über Wasser her kein so weiter Spielraum gegeben war. Jeder Bewohner des Mittelmeer-Adria-Beckens kennt aus seiner Hütte heraus, ohne daß Augen- oder Wärmeempfindung dabei zu Rate gezogen werden, an der Tonart die Stimmen der Bora und des Scirocco.

Für das Ohr klingt das Brausen des Windes, welcher in das Thal herabstürzt, ganz anders als dasjenige, welches zu vernehmen ist, wenn er aus demselben nach der Höhe empordringt. Unvergeßlich bleiben in der Erinnerung die wehklagenden Töne, welche die Bora hervorbringt, wenn sie über einen durch die menschliche Axt verwüsteten und bis auf den Felsen hinein abgeschundenen Grund dahinsaust. Es klingt wie Jammer über das Elend, das sich der Mensch in seiner Thorheit selbst angethan hat, zugleich aber auch wie Rachegeheul der geschändeten Natur, weil der Felsboden kein Gras, keine Frucht und keinen Schatten mehr spendet. Freilich ist das auf das mechanische Moment zurückzuführen, daß er sich durch die Ritzen im bloßgelegten Knochengerüst der Erde, daß er durch verwitterte Felsenrippen sich hindurchzwängt.

Ein solches rein mechanisches Moment, welches für die nächstliegende Beobachtung alles erklärt, gibt es aber bei jeder Naturerscheinung, welche überdies noch zugleich einen nach anderer Richtung hin bedeutungsvollen Eindruck auf den Menschengeist hervorbringt. Daher wird denn auch die Welt so verschiedenartig gedeutet. Wer beim ersten Moment stehen

bleibt, erweist sich als Physiker. Wer über dem zweiten das erstere vergißt, steht auf dem Standpunkt des Dichters. Wer beide gleichmäßig abwägend in sich aufnimmt, ist Philosoph.

Die Oberfläche der Erde und des Meeres gestaltet sich, wenn man einen Maßstab anlegt, der weit über die gleichnamige Spielerei hinausgeht, zu einer Äolsharfe im großen. Wie jenes gebrechliche Saitenwerkzeug der weinerlichen Empfindsamkeit eines schlaffer gestimmten Geschlechtes als Gelispel der Naturgeister erschien, die sich in Einklang mit den überreizten Launen und Stimmungen des eigenen Inneren setzen wollten, so spricht für den kräftiger angelegten Menschen aus den Tönen, welche diese Strömungen im Walde, in Berührung mit den Gewalten des Hochgebirgs, auf dem schrankenlosen Meere erzeugen, jener Geist, welcher sich in der Neigung der Blütenzweige im Frühling wie in der Brandung der Küste offenbart, und ihm oft die Ahnung einer Freiheit nahelegt, die ihm zugleich als ein Bedürfnis und als ein weit entrücktes Ziel vorschwebt.

Wir modernen Menschen, und insbesondere wir Städter, wissen keineswegs immer, woher der Wind weht. Diese Bemerkung gilt allerdings im figürlichen Sinne, wenn sie sich auf unsere öffentlichen Angelegenheiten bezieht, ebenso wie dem eigentlichen, nicht sinnbildlich aufgefaßten Wortlaut nach. Sehen wir auch hier und da über einem Hausdach eine Windfahne, so ist uns nicht viel damit geholfen. Denn wohl die meisten Einwohner der Großstädte können sich selten eine genaue Rechenschaft darüber ablegen, nach welcher Himmelsrichtung die Straße hinführt, in welcher sie sich bewegen. Die große Menge ist der Natur und ihren Erscheinungen mehr entfremdet worden, als man es gewöhnlich annimmt. Wir erinnern uns ja an die in Schulen angestellten Untersuchungen und Umfragen und die aus diesen gefundenen Er-

gebnisse: wie wenige von den Befragten jemals einen Sonnenaufgang gesehen, ein grünes Saatfeld betrachtet hatten — wie viele sich fanden, welche die gewöhnlichsten einheimischen Bäume oder Vögel nicht zu benennen wußten. Die Berufsarbeit, das Nachtleben und die zunehmende Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht unmittelbar mit den eigenen Interessen zusammenhängt, sind die Ursache dieser Abwendung von Vorgängen in der Natur, denen wir keine Beziehungen zu unserem Nutzen oder Schaden zuschreiben.

Zur Zerstreuung solcher Gleichgültigkeit tragen zu ihrem bescheidenen Teile die Wettersäulen bei, welche man jetzt in der einen und anderen Stadt aufgestellt hat. Man findet auf ihnen die Wärmegrade, den Luftdruck, das Maß der Feuchtigkeit und auch die Windrichtung. Aber meist eilt geschäftig die Menge an ihnen vorüber; diejenigen, welche betrachtend davor stehen bleiben, gehören meistens der Klasse behäbiger Rentner, pensionierter Beamten und ähnlicher zur Beschaulichkeit geneigten Persönlichkeiten an.

Versetzen wir uns um zweitausend Jahre zurück, in das alte Athen, so finden wir eine Veranstaltung, gegen welche unsere Wettersäulen sich wohl nur wie kümmerliche Steinschäfte ausnehmen. Dort waren freilich keine Glasröhren und Ziffern zu sehen, dafür aber deutete ein Wasserdämon, ein eherner, beweglicher Triton des Meeres, nach jener Richtung des Himmels hin, von welcher der Wind kam. Der marmorne Turm, auf welchem sich die Gestalt erhob, war achteckig, weil man damals, wie heute, der Hauptsache nach acht Richtungen der Luftströmung kannte, nämlich die vier Weltgegenden und vier in der Mitte zwischen der einen und der anderen festgestellte Richtungen.

Wenn ein Bürger nicht wußte, was durch den Stab des Triton angedeutet sei, so brauchte er nur die Gestalten in halb erhabener Marmorarbeit zu betrachten, die dort aus

dem von Andronikos erbauten Tempel unter der Stelle hervortraten, wohin der Stab wies. Sah er unterhalb des Stabes einen Wassermann, der sich anschickt, den Inhalt einer bauchigen Kanne auszuschütten, so bedeutete das Notos, den regenbringenden Südwind.

Streckte sich der Stab über das Haupt des anmutigen Jünglings Zephyros, welcher Blumen in seiner Hand trägt, so war dadurch angedeutet, daß der Wind von Westen her wehe und der Flur Attikas laue und linde Tage verspreche. Eine wilde und unheimliche Gestalt war dagegen die des Boreas. Der Mantel schien von ihr wegzufliegen, die Haare standen zerzaust empor, sie hatte eine gewundene Muschel an den Mund gesetzt. Das bezeichnete die Rauhheit, Gewalt und die brausende Stimme des Nordwindes.

So fanden sich auch alle die übrigen Strömungen der Luft durch Marmorbilder vertreten. Wohl waren diese je nach der Witterung, welche der eine und der andere Wind bringt, mit verschiedenartigen Attributen ausgestattet, alle aber an den Schultern beflügelt, um ihre Flüchtigkeit anzudeuten. Eben diese Flüchtigkeit war es, welche sie dazu befähigte, Boten der Götter zu sein.

Diese Eigenschaft der Winde als göttliche Sendboten stellt im Gegensatz zu dem, was unsere Schulweisheit über die Bewegungen der Luft zu sagen hat, einen der anziehendsten Kontraste zwischen verschiedenen Weltanschauungen dar. Während wir wissen, daß das Eingreifen der Winde von einer ganzen Reihe von Einflüssen abhängig ist, von der Achsendrehung der Erde, von der verschiedenartigen Erwärmung ihrer Oberfläche, von der Verdunstung der Wasser — während wir, um die Gesetzmäßigkeit regelmäßiger Winde zu ergründen, die Mathematik mit Sinus, Cosinus, Tangenten und dergleichen aufrufen, finden wir die Winde auf der von den Alten er-

sonnenen Weltbühne als Gestalten, welche in unmittelbarem Verkehr mit den Göttern stehen.

Vielleicht ist uns noch aus der Jugendzeit her eine der herrlichsten Stellen des Homer im Gedächtnis, in welcher dieses Verhältnis auf eine wirklich ergreifende Weise geschildert wird. Ich will sie in schlichter Prosa anführen: „Als der Scheiterhaufen des toten Patroklos nicht brannte, ersann sich der fußschnelle göttliche Achilles ein anderes; vom Gerüst abseits tretend, flehte er zu zwei Winden, dem Boreas und dem Zephyros, und gelobte ihnen herrliche Opfer; auch sprengte er aus goldenem Becher viel Wein und bat sie, herbeizukommen, um schnell den Leichnam in lodernder Glut zu verbrennen und die Waldung zum Brande anzufachen. Diese Gebete vernahm die schnelle Iris und eilte als Botschafterin zu den Winden, welche eben drinnen in des heftig wehenden Zephyros Behausung beim Schmause versammelt waren. Die herbeifliegende Iris blieb auf der steinernen Schwelle stehen, und als jene sie gewahrten, standen sie alle eiligst auf und luden sie jeder an seine Seite, doch sie schlug es ab, sich zu setzen, und sprach: ‚Nötigt mich nicht zum Niedersetzen, denn ich eile wieder zurück zu des Okeanos Fluten, in das Land der Äthiopier, wo sie den Unsterblichen Festopfer weihen, damit auch ich an den Opfermahlen teilnehme. Aber Achilles fleht zu Boreas und dem brausenden Zephyros, hinzukommen, und gelobt glänzende Opfer, damit ihr zu voller Glut den Holzstoß anfacht, worauf Patroklos liegt, den alle Achäer betrauern.‘" Nach diesen Worten eilte sie hinweg; sie aber erhoben sich mit schrecklichem Getöse und trieben Wolken vor sich hin. Rasch kamen sie im Sturme ans Meer, wo vor dem brausenden Hauch die Wogen sich auftürmten; dann gelangten sie zum hochschölligen Troja und stürzten sich auf das Feuer, daß die gewaltige Glut laut aufprasselte. Mit hellem Pfeifen fachten sie so zusammen die ganze Nacht hin-

durch die Flamme des Scheiterhaufens an. Auch der behende Achilles sprengte während der ganzen Nacht Wein auf die Erde, indem er mit dem Doppelbecher aus einem goldenen Kruge schöpfte, und netzte den Boden unter Anrufung der Seele des armen Patroklos. Als nun der Morgenstern emporstieg, Licht über die Erde ergießend, und darauf Eos im Safrangewande über das Meer sich ausbreitete, da schwand der Holzstoß dahin und der Brand legte sich; die Winde eilten wieder zur Heimkehr zurück über das Thracische Meer, das in stürmender Brandung aufbrauste."

In den Gedankengang, welchem Schiller folgte, als er seine „Götter Griechenlands" schrieb, würde sich eine Vergleichung jener Anschauungen hinsichtlich der Thätigkeit der Winde und unseren mechanischen Vorstellungen trefflich einfügen.

Wenn wir andere Erinnerungen von der Schulbank hernehmen, zum Beispiel die an Virgil und insbesondere an Horaz, so wird es uns auffallen, wie viele Namen von Winden dort vorkommen und wie bewandert sich jene Poeten in der Kenntnis der Luftströmungen zeigen im Vergleich mit den unsrigen. Allerdings ist dabei zu bedenken, daß die Winde, in menschliche Umrisse gebracht, nicht nur brauchbare Gestaltungen für den Dichter waren, sondern daß sich auch die Länder dieser Dichter nach allen Richtungen in das Meer hinein ausdehnen und vorstrecken. Es gibt in unserem ganzen Weltteil keine Länder, die im Verhältnis zu ihrem Flächeninhalt so viel Küste besäßen, als Griechenland und Italien. Und wer am Meere wohnt, der achtet mehr auf das, was unter dem Himmel vorgeht, als jeder andere Mensch. Wenn die Römer im alten Antium den Winden Altäre errichteten, so geschah dies nicht unter dem Antrieb irgend welcher ästhetischen Regungen, sondern im Gefühle der Abhängigkeit, in welcher sich die Schiffahrt der langhingestreckten Halbinsel und ihrer Nebeninseln von den Luftströmungen befindet.

Von allen Winden ist es dort, an den Küsten des italienischen Landes, der Südseewind, welcher am meisten in das Wetter eingreift. Man nannte ihn Libs nach dem jenseits des Meeres gelegenen Libyen, und noch heute heißt er auf der Adria und dem Mittelmeer Libeccio.

In dieser Richtung ragen aus dem Meere die Liparischen Inseln hervor, und gerade deshalb dachte man sich auf der nordöstlichsten derselben, auf Strompyle, den Wohnsitz jenes Äolus, von welchem der Dichter sagt:

„Den zum Schaffner der Winde bestellte der weise Kronion,
Jeden, nachdem er will, zu besänftigen und zu empören.“

Hier, mit Hinsicht auf diesen felsigen Wohnsitz des Windschaffners, taucht zum erstenmal eine Vorstellung auf, die sich, wie oben angedeutet, später vielfach der Einbildungskraft der Menschen bemächtigt hat, nämlich die von der Herkunft der Winde aus großen Hohlräumen der Felsgebirge.

Bei andern alten Völkern erscheint der Wind teils als Hauch des göttlichen Wesens, teils als Diener derselben. Über die Erde, als sie noch wüste und leer war, schwebt der Atem des Herrn (ruch elohim), und als der Prophet Jonas sich einschiffte, um nach Ninive zu fahren, „ließ der Herr einen großen Wind auf das Meer kommen“. Hier fehlt es allerdings an der Vermenschlichung der Naturerscheinung. Wie Zeus einen Schaffner, den Äolus, bestellte, der die Winde nach seinem Befehl im Zaum zu halten oder loszulassen hatte, so erscheinen in der Offenbarung Johannis die Engel mit dieser Aufgabe betraut:

„Und danach sahe ich vier Engel stehen auf den vier Ecken der Erde, die hielten die Winde der Erde, auf daß kein Wind über die Erde bliese, noch über das Meer, noch über einigen Baum.“

Möglicherweise sind diese Engel die Vorbilder jener Köpfe, aus deren Mund Strahlen hervorgehen. Man sieht

dieselben in den Werken der christlichen Kunst, auf alten Compassen, in Kalendern.

Man kann sich in der Geschichte der Vorstellungen kaum einen größeren Gegensatz denken, als den zwischen diesen Gestaltungen und den Bildern, welche unsere deutschen Ahnen in Verbindung mit den Winden brachten. Da ist alles nordisch, gespensterhaft, wild, thatkräftig. Zunächst erscheint die „Windin“, ein unheimliches Weib, das sich mit Schnelligkeit durch den Wald und über die Felder hinbewegt. Manchmal heißt dieses Weib auch, insbesondere wenn es als Wirbel vor einem herannahenden Sturm auftritt, „Windsbraut“ (windisprut).

Viel weiter verbreitet aber ist, ganz in der Weise der Germanen, die Anknüpfung an wilde Tiere des Waldes.

Wenn sich die Griechen in Verbindung mit den Winden allerlei Menschengestalten, darunter auch solche, die sich durch Anmut und Schönheit auszeichnen, vorstellten, so stand der Sinn der Germanen nach Erscheinungen, wie sie der nordischen Waldnatur, in der sie lebten, entsprachen. Sehen wir ein ähnliches Verhältnis doch auch vielfach an den Namen der Personen.

Während dort Halbgötter, Olympier und andere Unsterbliche vielfach herangezogen wurden, um Namen zu bilden, so trifft man bei unseren Ahnen nicht minder häufig Wölfe, Bären, Eber, Raben, Schlangen — wie man sie beispielsweise in dem an so viele anderen Wortstämme angehängten „olf“, wie Rudolf, Wingolf, Adolf — in Bernhard, Eberhard, Guntram, Wolfram, Gerlint (lint = Schlange) findet.

Ebenso verhält es sich mit den Winden.

In dem Sturme, welcher den Staub vor sich her treibt, sieht der Germane einen wütenden Wolf, der über die Erde dahinjagt. Wie der Blitz als Schlange oder als Hauzahn eines Ebers erscheint, so der Wind in der Gestalt des letzteren,

welcher sich rauschend durch das Getreide bewegt und, als Sinnbild der Zeugungskraft und Fruchtbarkeit, das Gedeihen der grünen Halme anregt.

Nichts ist in Bezug auf die Weiterentwickelung und Umgestaltung, der nicht bloß alle Lebewesen und ihre Schicksale, sondern auch alle Vorstellungen unterworfen sind, lehrreicher, als wenn man eine derartige einzelne Erscheinung herausgreift. Vergleicht man damit die modernen Empfindungen, und zwar nicht, wie sie sich dem Gelehrten, für den sich solche Betrachtungen in Formeln der Physik auflösen, sondern dem jener ursprünglichen Weltauffassung viel näher stehenden Dichter aufdrängen, so hat man ein ganzes Stück Kulturgeschichte vor sich.

Wenden wir uns beispielsweise an einen trefflichen Beobachter der Natur, den Amerikaner Henry David Thoreau. Er erzählt uns in seinem „Sommer": „Ich segelte am letzten Abend vom Fair Haven ab und fuhr so still und sanft über den See, wie die Wolken durch den Himmel segeln. Der Wind kam munter von den südwestlichen Feldern und legte sich in die Falten unserer Segel, gleich einem geflügelten Roß, welches stark und stetig dahinsprengt. Das Segel beugt sich vor der Brise — wie der Mensch vor einem Herzensdrang — manchmal fällt es wieder ab und erschlafft mit einer Art von menschlicher Unsicherheit und Zurückhaltung. Die Bewegungen eines Segels sind so reich und so bedeutungsvoll. Die wechselnde Wärme verschiedener Luftströmungen zeigt sich an dem Gradmesser seiner Bewegungen. Wenn es schwillt und zerrt, so geschieht es, weil die Sonne ihren Windfinger darauf legt."

Ein schönes Beispiel bietet auch die Betrachtung, daß man den alten Äolus, der seinerzeit in den Felsenhöhlen seiner Insel den großen Schlauch öffnete, aus welchem die befreiten Winde hinausstürmten, viele Jahrhunderte nachher

zum Taufpaten eines der zartesten Werkzeuge gemacht hat, die vom menschlichen Geist ersonnen worden sind.

Wenn es gleich schon in den Büchern des Alten Testaments heißt, daß der König David seine Harfe aufgehängt und ihre Saiten habe vom Wind bewegen lassen, so können wir doch die Äolsharfe als ein wahres Erzeugnis moderner Empfindsamkeit betrachten. Poeten haben sie als Gegenstand der Vergleichung erwählt, um leise, sehnsüchtige Regungen damit anzudeuten. Der Wind wird hier zu einer Stimme von Geistern, zum Sprachmittel der geheimnisvollsten Naturregungen, die mit verwandten Saiten im Menschenherzen zusammenklingen. Wenn wir mit unseren gröberen Sinneswerkzeugen mitunter kaum irgend welche Bewegung der Luft verspüren, so vernehmen wir aus der Äolsharfe noch ein seltsames Tönen. Man kann sagen, daß dieses, insbesondere in der Dunkelheit, eine ergreifendere Wirkung hervorbringt als mächtige Schallwellen.

Die Römer hatten, wie angedeutet, als praktisches Volk bei ihrer Verehrung der Winde vornehmlich die Bedeutung der Winde für die Schiffahrt und für die Landwirtschaft im Auge. Wenn man beispielsweise dem Nordostwind (Volturnus, welcher Name übrigens auch als Südost oder Scirocco gedeutet wird) göttliche Ehren erwies, so geschah dies, um ihn zu bewegen, daß er seine Gewalt, die Felder zu schädigen, nicht ausübe. Den Aquilo oder Boreas betrachtete man mit einer Mischung von Ehrfurcht und Scheu, weil der heitere Himmel, den er zu bringen pflegte, zumeist nicht nur Sonnenschein, sondern auch Kälte andeutete. War er doch ein Sohn des Sternenhimmels und der Morgenröte, und wissen alle diejenigen, welche einen Winter im Süden zugebracht haben, in welch enger Verbindung diese Erscheinungen mit der Thätigkeit des Boreas zu stehen pflegen.

Am Brenner.

Auf Steinach heraus öffnet sich das Thal Gschnitz, dessen westliches Ende gleichfalls im Halbkreis ein beeister Wall abschließt. Hier erhebt sich eine der auffallendsten Berggestalten, die der Reisende, welcher auf dem Schienenweg über den Brenner fährt, zu sehen, Gelegenheit hat. Wer nicht von der Schienenstraße fortgeht, bekommt im Allgemeinen von den merkwürdigsten Schaustücken des Hochgebirges nicht viel zu Gesicht, so nahe er sich auch an ihnen befindet. Die Eisenbahn ist sehr demütig, und sucht die Höhen, welche freiere Ausblicke bieten, nur dort auf, wo sie denselben durchaus nicht entgehen kann. Ehrgeiz hat sie gar keinen, sie sucht sich so wohlfeil als möglich durch die tiefsten Furchen durchzuschlagen. Hier aber schaut der „Habicht", der einen weißen Kragen hat, auf das Geleise herab, von welchem er in der Luftlinie etwa fünfzehn Kilometer entfernt ist. Er erhebt sich bis zu dreitausend und vierundsiebzig Metern, überragt also beispielsweise den Dachstein fast noch um dreihundert Meter. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Umrisse viele Ähnlichkeit haben mit dem eines von hinten angeschauten Raubvogels. Gleichwohl aber scheint es, als ob es nicht diese Gestaltung gewesen wäre, von der sich seinerzeit die Einbildungskraft des Volkes

bei der Namengebung leiten ließ. Man muß auf der Leiter des sinnbildlichen Vorstellungsvermögens dabei um einige Sprossen tiefer greifen. Auf alten Karten und in alten Sprüchen erscheint er als „Hager“ — was auf „Hag“, eine Viehhütte, hinweist. Dieser „Hager“ oder Hüter hat sich allmählig, wie die vogelwerdenden Menschen des Ovidius, in einen Habicht metamorphosiert.

Der Hager im G'schnitz
Und der Villerspitz,
Und die Martinswand
Sind die höchsten im ganzen Land.

Dieser Gedenkspruch kann allerdings nicht mehr vor den Augen der heutigen Orographie bestehen, aber es geht doch aus ihm hervor, daß der Hager stets unter die auffallendsten Erhebungen dieser Bergwelt gezählt wurde. Dieses Gschnitzer Thal mit seinen Lärchenschatten, seinen klaren Wassern, den im Sommer schön blühenden Mohngärtlein und Flachsfeldern, den schweigsamen Fernern im Hintergrund und dem hohen glitzernden Streifen des Wasserfalles, welcher, durch kleine Riffe unterbrochen, lotrecht vom weißen Gefild zum grünen Boden strebt, gehört zu den schönsten Ausstattungsstücken der Brennergegend. Im Übrigen sind dort Ferner nicht nur im Südwesten gegen den Thalschluß hin, sondern auch drüben, jenseits der Brennerbahn im Osten. Dort steigen, je weiter man sich von ihnen in entgegengesetzter Richtung entfernt, umso höher der Alpeiner Ferner, der Olperer, die Gefrorene Wand nnd andere weiße Mauertürme aus Tux auf. Es sind da schöne Gegensätze zwischen dem, was da unmittelbar vor uns gedeiht, lebt und sich bewegt, und jenem Hintergrunde von Fernern. Vorne haben wir die Lysimachien, die rötlichen Epilobien, die vergänglichen Heckenrosen. Schon beginnen sich die Berberitzen zu färben, manchmal flattert eine Bachstelze aus dem Erlengestrüpp auf, dessen Wurzeln vom Schaum

bespült werden, dort drüben aber, in dem weißen Land, wäre von Regung erst dann etwas wahrzunehmen, wenn man es mit einem starken Fernrohr beobachtete. Dann könnte man vielleicht die eine und die andere Furche erspähen, welche die mit der höher steigenden Sonne häufiger abrollenden Schneeballen in den blendenden Steilhang ziehen, oder die winzigen Schneestaubwölkchen, welche vom Grate der Südwind ablöst.

Wenn man sich in dieses Bild versenkt, so möchte Einem das Gefühl nahe treten, als ob sich dort oben nichts ändere, während hier bei uns der Strom der Zeit unablässig mit seinem Wellenschlage die Farben und die Lebensregung der Dinge umgestaltet. Und doch ist das, wie wir gesehen haben, eine Täuschung. Dort oben ändert sich Alles in noch grellerer und noch gewaltsamerer Weise als hier unten. Von jenen finsteren Schachtelhalm-Wäldern, in welchen langgeschnauzte Reptilien brüteten, bis zur blauen Eiskluft ist es weiter, als vom seichten Grunde eines Meereskanals bis zu dieser vom Bache ausgewaschenen Thalwanne, in welcher das Alpen-Vergißmeinnicht blüht. Die Veränderungen dort oben und da unten verhalten sich zu einander wie die Thätigkeit jenes massigen Zeigers in der großen künstlichen, astronomischen Räderuhr, welcher alle zehn Jahre von einer Ziffer auf die andere überspringt, zu der eines Sekundenzeigers. Es wird eine Zeit sein, in welcher Derjenige, der dort hinüberblickt, den Gesichtskreis nicht mehr beschränkt sieht. Der Berg, der einmal Schlamm-Insel war, wird verschwunden sein und wieder als Schlamm-Insel zerrieben in den Lagunen ausgeflacht liegen, in welche dann nach und nach das Schwarze Meer umgestaltet sein wird. Es mag auch erlaubt sein, über all' den Umgestaltungen, die hier das äußere Weltbild verändert haben, auch jener, freilich weit weniger eindrucksvollen Wandlungen zu gedenken, die hier mit den Geschlechtern der Menschen vorgegangen sind. Da drüben am Wald steht ein

Haus, welches den Vorübergehenden durch eine Inschrift folgende schöne Lehre mitgibt:

Einst kam ich in ein fremdes Land,
Da stand geschrieben an der Wand:
„Sei fromm und verschwiegen,
Was nicht Dein ist, laß' liegen!"

In welcher Sprache wäre wohl dieses Reimlein geschrieben, wenn es die Thal-Insassen vor wenigen Jahrhunderten — oder wenigstens vor einer Zeit, die im Verhältnis zu den Veränderungen im Aussehen des Thales nur ein Augenblick ist — da angebracht hätten? Wäre es die Sprache der Rasener oder Etrusker, der Breonen oder Genauen, der Isarken oder Illyro-Veneter, der Noriker oder Alemanen, der Italioten oder Bajuwaren gewesen? Es gibt keinen Gelehrten, der das auszuklügeln verstünde. Für Solche aber, die sich an die Deutung der Flur-, Orts- oder Bergnamen dieser Gegend unerschrocken wagen, teile ich den Reim eines witzigen Tirolers mit, welcher sich den Scherz gemacht hat, eine Anzahl solcher wundersamer Worte in gebundener Rede zusammenzufassen.

Schluimes, Tschefings, Zigiduk und Genaun
Rufilans, Glienz, Lanera, Salvaun;
Rotsil, auf der Thaira, in Truna, Spineid,
Vilfrade, Garzon, Visamel und Sigreid.
Povers, Lavatsch, Melan und Stalsüns,
Zör und Vinöz, Valtscheid und Ladüns.
Saga, Marsulz, Tagetlan und Pigor,
Tulfein, Englasein, Sebell und Pramor.
Valzlochen, Tschigall, Saguns und Garpans,
Largoz, Tribulaun, Vinaders, Melans.

Zum Glück kann Alles, was nicht romanisch oder germanisch ist, in diesen Niederschlägen vom Treiben der Völker, die an solchen Schwellen des Südens aus und ein gezogen sind, ganz und gar nicht gedeutet werden. Wir wären sonst

von Wirbelstürmen etymologischer Phantasie, gegen welche die rasendsten Visionen der Keltomanen, die wir in der Erklärung unserer Ortsnamen haben erleben müssen, als nüchtern gälten, nicht verschont geblieben. So haben sich unsere Gelehrten meist mit der resignierten Gewöhnung begnügt, Alles „rhätisch“ zu erklären, was man weder im Deutschen, noch im Romanischen unterbringen kann, wenn man auch die Wörterbücher beider Sprachen noch so sehr zu Prokrustes-Betten macht. Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an. Ähnlich verhält es sich mit den allermeisten Namen, die hier an Höhen und Tiefen haften, vom Brenner an, von welchem die Wasser zu zwei Meeren abfließen, bis zu jenen Kalkmauern im Norden jenseits Innsbruck hinaus, welche in ihrer grauen Kahlheit einen wirkungsvollen Gegensatz bilden zu den anmutigen, sanften, schönbewachsenen Schieferhängen, zwischen welchen der Schienenweg zum Brenner emporführt. Darum meint auch das Volk, jene öden Kalkgebirge seien nicht von unserm Herrgott selbst geschaffen worden, sondern er habe ihre Herstellung seinerzeit in Akkord gegeben.

Nicht blos die bequeme Zugänglichkeit und die Höhe der Thalsohle, welche im heißesten Sommer kühlen Lüften Zugang gewährt, sondern in besonders hervorragender Weise auch die Schönheit der Landschaft machen den Brenner und seine Umgebung zu einer der besuchtesten Sommerfrischen unserer Alpen.

Zu diesem Besuche trägt Österreich verhältnismäßig wenig bei. Der Meridian von Toblach ist die Scheidelinie, von welcher der Hauptsache nach gegen Ost und West hin der österreichische Zuspruch von dem reichsdeutschen getrennt wird.

In dem von Fremden überlaufenen Steinach am Fuße des Brenner würde man, sämtliche Gasthöfe durchforschend, vergeblich nach irgend welcher Wiener Zeitung suchen. Über

den Schienenweg her öffnet sich ein Hochthal, aus dessen Hintergrund das Eis hervorglänzt, nach dem andern.

In Gries mündet das Thal Obernberg, in welches der weiße Tribulaun hinabschaut. Wunderschön sind diese schmalen Thalböden, welche mitunter nur Raum lassen für die Schaumstraße des Gletscherbaches und den schmalen Bergpfad. Einem solchen Bach entgegen zu wandern, dünkt mir von allen Gängen einen der erquicklichsten. Während das Auge durch den Schneeglanz der Stromschnellen angeregt wird, fühlt sich der Körper erquickt durch den Hauch, der mit dem Wasser aus dessen Geburtsstätten herabkommt. Es duften die Lärchen, welche hie und dort ein schwarzes Schattenbild über den Schaum hinlegen; es duftet der vom Wasserstaub des Baches, der sich ununterbrochen zwischen die Thon-Schieferblöcke hindurcharbeiten muß, benetzte Thymian. Schier jeder Block im Wasser ist mit grellfarbigen Blumen bedeckt. Hie und dort glüht der Funke eines Lämpchens aus einem gemauerten Bildstöckel; manchmal spricht irgend ein Vers, der an der Wand des vom Bergbache bedrohten Hauses steht, dem einfachen Menschen, der mühsam vorüberschreitet, Trost zu. Wie:

Einsam und allein
Bist Du nie im Leben,
Ist ein Engel Dir
Ja als Schutz gegeben.

Das Ganze ist ein echtes Stück von jener Dichtung, welche Tirol heißt. Dort hinten aber, wo der Port Mader ragt, ist einer der schönsten Bergseen auf einer Höhe von sechzehnhundert Metern eingebettet. Man hat von einer alten Heidengöttin gesprochen, die auf dem Ziereiner-See, der unter dem Sonnwendjoch oben über dem Achen-See liegt, mitunter jetzt noch in einem silbernen Wagen herumfährt. Ich glaube, sie und ihren Wagen auch hier gesehen zu haben, denn auf dem grünen Wasserplane, über welchen der Jochwind

ging, zog es weißstreifig hier und dort, schillernde Furchen zurücklassend, und von unten schauten Wolkengestalten aus dem Spiegel. Dort zur Zeit, in welcher die Alpenrosen blühen, auf einem Felsblock sitzen und den See betrachten, ist allein eine Reise. Man hat die Umgegend von Steinach zur Zeit der ältern Kohlen-Periode geschildert, aus welcher sich auf dem Trümmer-Joch bedeutungsvolle Überreste in der Gestalt von Steinkohlenschiefer mit vielen Keilblättern und armsdicken, gerieften Stämmen von Farnen erhalten haben.

Es ist uns das Bild eines weiten Meeres entrollt worden, aus welchem die firntragenden Berge, die wir hier am See vor uns erblicken, umbrandet als zerstreute Inseln emporragen. Allerdings bedecken diese dann nicht die glänzenden Eisfelder, sondern es gedeihen in der Luft des feuchten Himmels auf ihrem Grunde, der zu jener Zeit noch weicher, von unten her erwärmter Schlamm ist, Lepidodendren und Sigillarien. Im Meer und auf den Eilanden ist die Pracht der Tropen. Von Zeit zu Zeit kommen über diese Inselwelt unter Entladung und elektrischen Feuern mit einem Getöse des Donners und mit Regengüssen, wie sie das Menschengeschlecht niemals gehört oder gesehen hat, Gewitter herauf. Doch werden vielleicht alle diese Bilder von mehr als exotischem Farbenglanz uns diese bescheidene, träumerische, kühle Welt nicht ersetzen, zu deren Anschauung wir durch einen Gang hieher gelangen. Von späteren Schicksalen jener Tropenpracht melden uns die Quarze und Kiesel, die rotbraunen Rinden von Eisensalzen, die spathigen Kalke, die gleichfalls aus Kalk bestehenden Irrblöcke, welche letztere hier und dort, jetzt von Heckenrosen überwuchert, als Denkmäler der Eiszeit herumliegen. Was wir da jetzt in unserer Nähe haben, daran erkennen wir jedoch das Walten von Regungen, die den Menschen geneigt sind, nicht mehr die Thätigkeit von Kräften, von welchen man sagen kann, daß, um eben diese

Thätigkeit nicht für eine sinnlose halten zu müssen, sondern um ihre Zielstrebigkeit zu erkennen, man viele Jahrtausende über die Zeit ihres Wirkens in die Zukunft hinaus vorgreifen muß.

Hier hat der gastliche Sinn der Einwohner unter der langastigen Lärche einen Ruhesitz angebracht, dort ist ein Brünnlein sorgsam in Baumrinde gefaßt, hier geleitet ein grasüberwachsener Brückensteig über den Bergbach, der den Schritt hemmt, dort mahnt ein Kreuzbild an die Liebe, welche die Welt überwindet. —

In Tirol gibt es mehr Badebrunnen und Wildbäder als in allen unseren anderen Alpenländern zusammen. Der Grund hievon liegt nicht nur in den herrlichen Quellen des gewaltigen Berglandes, sondern auch in der bekannten Thatsache, daß sich in Tirol mittelalterliche Sitte und mannigfacher Brauch früherer Jahrhunderte, wenn auch mit mannigfacher Beimengung von Dingen, die aus der Fremde hereingetragen worden sind, bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Indessen werden nicht, wie es bei den alten Germanen der Brauch war und erst seit dem dritten oder vierten Dezennium unseres Jahrhunderts durch das ganze Deutschland und Österreich hin wieder mehr und mehr in Schwung kommt, mit Vorliebe Flüsse und Seen aufgesucht, sondern man hält sich mehr an Badestuben und Wannen. Das hat seinen guten Grund in den Wärmeverhältnissen der allermeisten Bergwässer. Es lächelt der See, aber man kann nur selten von ihm sagen, daß er „zum Bade ladet". Ein anderer ist eben auch wieder in den Gepflogenheiten des späteren Grund Mittelalters zu suchen, in welchem das freie offene Bad immer mehr und mehr vom künstlichen Bade verdrängt wurde.

Sehr anziehend ist in Tirol der Gegensatz, den man an manchem Badeorte auf den Berge zwischen den ursprünglichen

Veranstaltungen und dem, was neu hinzugekommen ist, wahrnehmen kann. Hier steht das alte, festgezimmerte Blockhaus mit seinen durch Holzwände getrennten winzigen Kämmerchen, welche durch einen Vorhang gegen den Gang hinaus abgeschlossen werden — mit seinen unförmlichen Wannen und Kufen, in welchen die Wärme des Wassers durch darübergelegte Brettchen zurückgehalten wird, mit dem auf den Boden der Wanne angebrachten Holzzapfen, durch den sich ihr Inhalt entleert — mit den Gästen, die pfeifenrauchend, kartenspielend, weintrinkend, mitunter auch betend, oft eine Stunde und noch mehr in ihrer Wanne sitzen — dort nebenan das neumodische Gebäude, welches so langweilig ist wie seine Insassen und mit seinen „allen Anforderungen der Jetztzeit" entsprechenden Einrichtungen und dem nicht minder allen freundlichen Sitten der Jetztzeit entsprechenden Gebahren seiner Gäste eben so wenig eine Schilderung nötig hat als verdient. Dort die bescheidene Speisestube oder auch die gemeinsame Küche, in welcher sich Bauern ihre Speisen selbst bereiten, hier die Table d'hôte, das Menu à la carte, der Saison-Kellner und was alles noch dazu gehört. Sodann der Zeitvertreib hüben und drüben. Dort die Kegelstatt, das Weinausspielen, der drei- oder viermalige Kirchenbesuch — hier das gelangweilte Herumsitzen, das sorgsame Abnagen des Zeitungs-Inhaltes, die geneigte Zusammenstellung gesprochener Personalakten von Abwesenden und Gegenwärtigen.

Merkwürdig erscheint das kindliche Zutrauen der Bauern zu ihren Heilbrunnen. Da quellen an einem Orte fünf Borne neben einander aus der Erde, der hilft „für" die Glieder, der andere fürs Herz, der dritte für die Augen, der vierte für den Magen, der fünfte für die Leber und die Nieren.

Im Übrigen können wir in der sogenannten gebildeten Welt der nämlichen Anschauung begegnen. Es wird geglaubt,

wenn in der unvermeidlichen Badeschrift steht, daß das Wasser angezeigt ist gegen Hyperämie des Rückenmarkes, gegen Ausschlag, gegen die Nachwehen vom Wechselfieber, gegen Lungenkrankheiten, gegen Magenkatarrh, gegen Blutleere, gegen Blasenleiden, gegen — — — und zuletzt kommt dann noch, um selbst recht schön reingewaschen dazustehen, eine kleinlaute Aufzählung von sogenannten „Gegen-Indikationen". Namentlich sind es zwei Krankheiten, gegenüber welchen bei allen Heilbrunnen eine „Gegen-Indikation" besteht. Es sind dies die Läusesucht und der Hungertyphus. Läusesucht, weil diese geschichtlich nur ein paar Mal nachgewiesen worden ist — Hungertyphus, weil man Leute, die kein Geld haben, nicht brauchen kann.

Wer die Anatomie der menschlichen Haut kennt, wird es mindestens für sehr zweifelhaft halten, daß mineralische Stoffe, die im Wasser aufgelöst sind, von ihr aufgesaugt und ins Blut überführt werden können. Die Anzahl Derjenigen, welche dafür halten, daß es ganz gleichgültig ist, ob man sich in schwefel-, eisen-, salz-, vitriolhältigem Wasser, in Rotwein, Champagner oder Jungfrauenblut badet, ist nicht gering.

In dieser Hinsicht mag an einen lustigen Auftritt erinnert werden, der sich vor zwei oder drei Jahren irgendwo in unseren Bergen abspielte. Es handelte sich um die Anklage gegen einen Badebesitzer, welchen man beschuldigte, daß er im Innern des Berges, an dem seine „Jod-Heilquelle" entspringt, ein geheimes Laboratorium eingerichtet habe, in welchem er der in eben diesem Jodgehalt ziemlich dürftigen Quelle die entsprechenden Dosen dieses Stoffes künstlich beimenge. Der als Zeuge vernommene Badearzt erklärte eine derartige Handlungsweise als vollständig gleichgültig. Er sagte, daß, wenn sich während der Anwesenheit eines Gastes dessen Befinden bessere, so geschehe dies weder durch

das Jod noch durch irgend welche andere Chemikalien, sondern durch die Waldluft, die Unterbrechung des Alltagslebens, durch gute Nahrung und das Freisein von lästigen Geschäften.

In Übereinstimmung mit dieser Angabe des Herrn Kurarztes befindet sich ein Passus, den ich in einer Badeschrift aus dem vorigen Jahrhunderte finde: „Die Badenden sollen allezeit eines fröhlichen und lustigen Humors sein, sich keiner Geschäfte oder Sorgen annehmen, vielweniger eines Zornes anmaßen. Wann schließlich die Patienten gehöret und vorgeschriebener Maßen sich verhalten, weniger sie (nächst Göttlicher Mitwürkung, in welchen allerhöchsten Namen solche Cur angefangen und beschlossen wird) ihre erwünschte Gesundheit ungezweifelt erlangen."

Von den wenigen Schwimmschulen, die man in Tirol vorfindet, abgesehen, giebt es im ganzen Lande unter den eigentlichen Bädern nur ein einziges Vollbad. Dies befindet sich in Hinter-Tux. Es sind zwei anmutige Becken im Innern von kleinen Häusern eingerichtet, welche das lauliche Wasser, das dem Berge entquillt (dreiundzwanzig Grad Wärme), aufstauen und in denen zu baden kein Fremdling unterlassen sollte.

Die weitaus größte Wassermenge fließt in Hinter-Tux leider unbenützt ab. Die warmen Quellen könnten leicht ein zehn Mal größeres Becken als das vorhandene speisen. Würde sich jemand dieser Therme annehmen, so würde er einen Badeort geschaffen haben, wie es in unseren österreichischen Alpen in Anbetracht der herrlichen Gletscherlandschaft keinen zweiten mehr gäbe. Über dem Bade erscheinen die blauen Schründe des Ferners oder sein Eisblink unter den Wolken hervor, die auf halber Höhe schweben.

Am Brenner gibt es drei Bäder.

Das erste ist jene Halbtherme, welche drei Kilometer

südlich von Posthause emporsprudelt — das altberühmte Brennerbad.

Das zweite heißt nach seinen ehemaligen Besitzer Karlsbad und befindet sich in Steinach. Die Quelle, welche dort in ansehnlicher Mächtigkeit aus einem Felsen hervorbricht, hat sehr wenig Beimengungen.

Das dritte Bad bietet der kleine, etwa eine viertel Stunde östlich von Matrei gelegene Waldteich, neben welchem die Pension Kraft steht. Sein Wasser ist weich und erinnert an das des Lanser Sees oberhalb Innsbruck. Es bietet einer der sehr wenigen Gelegenheiten des Berglandes, im Freien herum zu schwimmen.

Es mögen sich in Tirol nahezu zweihundert Bäder befinden. Das Volk teilt dieselben nach seiner Weise ein, je nach den Krankheiten und Zuständen, gegen welche sich dieselben als wirksam erweisen sollen. Die Hälfte wird ausschließlich von Bauern, einige, beispielsweise der Salomons-Brunnen in Antholz, vorzugsweise von Frauen besucht. Wissenschaftlich hat man sie in Thermen, von denen die wärmste die zu Comano in Süd-Tirol ist (wenn man von dem aus der Braunkohlengrube in Häring bei Kufstein ausfließenden, achtunddreißig Grad warmen Wasser absieht), dann in Schwefel-, alkalisch-erdige Quellen, in Eisensäuerlinge, Vitriolwasser, Soolen und Bitterwässer eingeteilt.

Die Grenze zwischen den sogenannten einfachen Brunnen und Mineralquellen ist allerdings nicht leicht zu ziehen. Giebt es doch kaum einen Brunnen, in dessen Wasser nicht unorganische Bestandteile aufgelöst nachzuweisen wären. In Tirol namentlich erscheint diese Grenze als besonders unbestimmt gezogen. Wie es scheint, rechnet man hier, namentlich unter dem Volke, Wässer unter die Mineralquellen, denen man anderswo diese Auszeichnung kaum zuschriebe. Mit Recht sagt deshalb Zehenter, daß von diesen Heilquellen oder Ge-

sundbrunnen eine größere Anzahl eher in die Klasse der gewöhnlichen Trink- oder Brunnenwässer zu rechnen sein dürfte, wenn sie auch angeblich als Heilquellen nützliche Verwendung gefunden haben und noch finden, wobei man allerdings die anderen günstigen Kuren befördernden Einflüsse, wie reine Luft, veränderte Lebensweise, die mit der Benützung solcher Wässer verbunden ist, nicht vergessen darf.

Dermalen kann sich von unseren Alpen-Sommerfrischen, die zugleich Badeorte sind (oder umgekehrt), allerdings keiner mit Gastein, im salzburgischen Hochgebirge messen. Zu allen Zeiten haben diese heißen Quellen die Einbildungskraft der Menschen angeregt. Es ist als seltsam aufgefallen, wie heiße Wasser auf solcher Höhe aus einem Gebirge hervorsprudeln, dessen Gipfel keinen Sommer kennen. Mehr als tausend Meter über dem Meere brechen die Wasser hervor, deren Hitze der hundertteilige Wärmemesser auf nahezu fünfzig Grad angibt. In ganz Europa begegnen wir einer ähnlichen Erscheinung auf gleicher Höhe nur mehr zu Bormio, wo Wasser von etwas niedrigerer Wärme aus einer noch dreihundert Meter höher geöffneten Kluft hervortreten.

Wie bei so vielen Heilquellen von Tirol wird man wohl auch hier mit Sicherheit annehmen können, daß der Hauch des Hochgebirges bei der Gesundung der Gäste sein redlich Teil mitwirkt. Wäre dem nicht so, so würden nicht weniger Stärkungs-Bedürftige, die nach Gastein pilgern, heiße Quellen aufsuchen, welche ihren Wohnorten draußen in den Flachländern näher liegen, zudem bequemer zu erreichen sind und, was bei der Auswahl von Heilquellen allzu häufig ins Gewicht fällt, ein bewegteres Gesellschaftsleben mit einer größeren Anzahl sogenannter Vergnügungen und Genüsse bieten. In dieser Hinsicht hält sich Gastein innerhalb der Linien der Bescheidenheit, und das ist gerade einer seiner Vorzüge. In Gastein gibt es wenig andere „Vergnügungen" als die zugleich ein-

fachsten und erfreulichsten, nämlich diejenigen, welche von einer Natur gespendet werden, die selbst inmitten unserer Hochgebirge sich nur an wenigen Stellen in Bezug auf Schönheit und Größe gleich schöpferisch zeigt.

In Bezug auf den vermeintlichen Zusammenhang zwischen heißen Quellen und vergletschertem Hochgebirge, der als solcher gar nicht besteht, weil hier nur die Tiefe der Spalten wirkt, in welchen die Wasser des Himmels ihre Wärme gewinnen — einen scheinbaren Zusammenhang, wie er in Hinter-Tux und Gastein auffällt, hat man sich früher die wunderlichsten Vorstellungen gemacht. So heißt es in einem Buche aus dem Anfange unseres Jahrhunderts:

„Wenn in den verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballes noch glüht, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser aus ihm hervor und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl niemand erfahren hat, in unergründliche starre Felder, Tagreisen weit, gehärtet und angehäuft worden sind. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finsteren Eiskammern ergießen sich Flüsse, bilden Höhlen und Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch wer durchdringt mit menschlicher Kraft in seines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht oder bei dem Schimmer weltalter Flammen die Grundfesten der Alpen der anderen Halbkugel sich begegnen, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen! Aber das menschliche Geschlecht ist teilnahmlos und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufes der Natur.“

Den Eindruck dieser Dinge recht voll in sich aufzunehmen, möchte Jeder gut thun, sich den Schacht im Badberge anzuschauen, der in das Gestein hineingetrieben worden ist, um eine der Quellen zu fassen. Man sieht an den

Wänden desselben eine grüne Konferve kleben, die nur an warmen Quellen gedeiht. Sie heißt Ulvat thermalis. Zugleich schlägt dem Eintretenden eine mit Dämpfen gesättigte Luft entgegen, die so heiß ist, als ob sie aus einem Backofen käme. Droben aber, über den Höhlen, aus welchen diese Wasser hervorbrechen, glänzt das Eis unvergänglichen Winters.

Im Vorwinter des Hochgebirges.

Wenn man von einer Höhe aus im Sommer ein Hochgebirge betrachtet, so freut man sich des glänzenden Giebels, der für den Ankömmling, welcher die beneidenswerte Fähigkeit der Frische des neuen Eindruckes mit sich bringt, in eine unseren alltäglichen Vorstellungen entrückte Welt hineinzuragen scheint. Vielleicht noch eindrucksvoller erscheinen jetzt, an hellen und kalten Oktober-Morgen, die hohen Grate. Auf ihnen und zwischen ihren Falten liegt der silberige Neuschnee, im Vordergrunde aber, unmittelbar vor unseren Augen, facht die Sonne den Schimmer des anderen Metalls, des gelben, auf den herbstlichen Blättern der Bäume an. Denkt man sich dazu den tiefblauen Himmel, so haben wir ein bizarres Bild, von welchem sich nur wenige Sommergäste eine Vorstellung zu machen vermögen.

Die gelben Blätter fallen auf Wege, die von fremden Gästen verlassen sind. Im Gegensatze hiezu strebt so mancher Einheimische, den man während des Sommers niemals in einem Hochwalde oder auf einem Berge gesehen hat, jenen Falten im grauen Gewänd entgegen. Den dicken Kaufmann

vom großen Platz, den behäbigen Notar, den geriebenen Wirt, denen es in der sogenannten schönen Zeit niemals eingefallen war, über den nächstgelegenen Bierkeller hinauszukommen, sieht man jetzt im Frühnebel durch das Gestrüpp der Farnkräuter hingehen oder auf den Stümpfen abgeschnittener Bäume sitzen und in fröstelnder Ruhe seinen Jagdpflichten nachkommen.

Der Spätherbst welcher die städtischen Gäste aus den Bergen heraus treibt, treibt die einheimischen Honorationen in dieselben hinein. Den rückkehrenden Nimroden folgen meist, auffallend genug getragen, die blutigen Bälge.

Für manchen der Biedermänner, welche da den Weidetieren des Waldes nachstellen, liegt in all diesem Brauch eine Art von Vergeltung für das, was er im Sommer den Fremden angethan hat. Da gibt es den einen oder anderen Betriebsamen, welcher jetzt das verknallt und verbankettiert, was während früherer Wochen in anderer, aber weniger malerischer Weise erjägert worden ist. Die Chronik der Jagdunglücke meldet selten etwas von den schlimmen Dingen, die solchen Jägern mitunter begegnen, und für Manchen wäre das Mißgeschick, von irgend einem unvorsichtigen Genossen eine Schrotladung an unerwünschter Stelle erhalten zu haben, minder groß gewesen als der Schaden, der hinterher für seine eigene Ehre aus den Folgen der Jägerei herauswuchs. Die Hasen und Rehe rächen sich durch das, was die Jagdmahlzeiten und Festessen den mit Fichtenreisern geschmückten bürgerlichen Nimroden kosten.

Die Spuren der Jagd lassen sich von den Blockhäusern auf dem Hochgebirge herab bis auf die Laderampen und Postkarren der Bahnhöfe verfolgen. Man sieht Rehe und Hirsche, an deren Köpfen tiefe blutige Höhlen die herausgenommenen Krickeln und Geweihe andeuten, und noch weiter verfolgen den Wanderer die Spuren bis in die Eßstuben der Wirts-

häuser hinein, wo das Wildpret den sonst so spärlichen Küchenzettel, der sich von allen Säugetieren auf die Gattung Rind zu beschränken pflegt, angenehm bereichert.

Es gibt nicht wenige Leute, welche gar keinen Sinn für das edle Waidwerk haben. Mancher Jäger behauptet, der eigentliche Reiz dieses letzteren bestehe nicht darin, daß die Tiere getötet oder verwundet werden oder in der Überlistung derselben, sondern in der engen Berührung mit der Waldnatur. So giebt es auch Fischer, welche sagen, der eigentliche Genuß ihrer Hantierung bestehe nicht im Herausziehen der Forelle oder der Äsche, sondern in der Beobachtung des klaren und schnell dahinfließenden Bergwassers. Damit wollen eigentlich beide andeuten, daß sie zum Behagen an der Natur noch eines Lockmittels bedürfen — oder daß ihnen der Gang hinaus in das Walddickicht oder die Wellen des Wildwassers an sich nicht hinlänglich reizvoll erscheinen.

Es gibt aber auch Andere, welchen solche Zugabe nicht nur gänzlich unnötig, sondern sogar störend erscheint. Wenn solche auf einsamem Bergpfade den dumpfen Knall eines fernen Schusses vernehmen, so stört ihnen dies den Eindruck des Waldes, in welchem der Frieden der Natur über sie gekommen ist. Sehen sie einen Fischer, so denken sie daran, daß sie durch seine Thätigkeit an dem Vergnügen verkürzt werden, die Forelle zwischen den blanken Steinen dahinhuschen zu sehen. Solche beschauen sich mit Vorliebe den bunten Farbenwechsel des Herbstwaldes oder betrachten den grellen Glanz der Kalkwände, die wie Atlaß schimmern, wenn der dunstbeladene Südwind über die Jöcher dahingeht. Und sie freuen sich der zartfederigen Wolken, die vor diesem Südwinde in weit auseinandergespannten Fächern über den Himmel und den Wald dahinziehen.

Unten liegt unbeweglich der kleine Bergsee, der bald außer den Fichten nur mehr das einzig Grüne in dieser

Einsamkeit sein wird. Das Sonnenlicht auf den goldgelben Blättern bringt wie das Blinken eines Spiegelglases auf die Augen eines Menschen, der hypnotisiert wird, eine ins Träumen hinüberführende Stimmung hervor. In das fügt sich trefflich die sonderbare Stimme der Holztaube ein. Die Rufe der Treiber aber, die irgend ein Wild umstellen, stören die Ruhe und den Traum.

Wenn man in das Dorf hinabkommt, so wird die Stimmung, obwohl da die belebten und bewohnten Häuser der Menschen stehen, in ganz gleicher Weise angeregt wie dort oben an dem stillen See.

Die Gärtchen, von welchen jedes Haus umgeben ist, zeigen in der schwermütigen Hinfälligkeit ihres Blumenstandes bereits auf die herannahende Zeit des Totenfestes hin. Immerhin aber hat sich noch manche leuchtende Sommerfarbe erhalten. Die Verbenen, Phlox, Astern, Dahlien tragen noch ihre farbenbunte Ausstattung, und nur ein geübtes Auge sieht, daß ihnen mancher Reifmorgen bereits Unbilden zugefügt hat. Wie oben auf den Bergwiesen die gegen den Boden hingeneigten Herbstzeitlosen, so beugt sich auch da manche Blume bereits unter der Last der Wochen, in welcher ihr ein farbenprangendes Dasein vergönnt war. Das Gold der Erlen- und Birkenblätter wird hier unten durch das Rot des wilden Weines ersetzt, dessen Geranke sich vom Gartenzaun bis zur immergrünen, wetterharten Zirbe hinzieht, die vor so manchem unserer ländlichen Häuser steht. Schönheit und Hinfälligkeit zugleich ist auch hier der Ausdruck dieser wundersamen Tage.

Während hier im Gärtchen, in dem sich niemand mehr etwas zu schaffen macht, die Nachzügler des Sommers ein von den Insassen schier gänzlich unbeachtetes Dasein führen, nimmt man die Einwanderung der Bodenfrüchte unter das Menschendach in allerlei Gestaltungen wahr. Von jenem Hause

her bringt das dumpfe Geräusch des Dreschens, aus den Fenstern dieses anderen Hauses kommt der Hauch der Äpfel, die auf dem Boden der Kammer aufgeschüttet sind, und unter dem Dache einer nach allen Seiten hin freien Hütte hervor plätschert lauter als der vorübereilende Bach die Redeflut der Weiber, welche den Flachs brechen — oft nicht ohne von dem Vorübergehenden ein durch uralten Brauch gerechtfertigtes Weggeld zu verlangen — ein Brauch, der vielleicht bis in die Zeiten längst entschwundener Opfer zurückreicht, welche der holdseligen Herrin, die über das Gedeihen dieser dem Hausstande so förderlichen Pflanze gebot, dargebracht wurden.

Lärmende Abendgesellschaften in der rauchigen Kneipstube sind eben solche Wintervorboten wie der Neuschnee auf den Bergen. Da sitzen im Qualm Männer beim Tarok, die vor wenigen Stunden so hoch oben waren, daß sie die Hirsche schreien hören konnten. Die Wirtin streitet mit dem Förster, warum er nicht Hirsche auch im Sommer schieße, zur Zeit, in welcher sie das Fleisch für die Fremden so notwendig hätte. Dieser antwortet ihr, daß zu jener Zeit die Geweihe noch nicht schön genug und nicht so fest „eingehirnt“ wären. Guter Bock — schwacher Bock, nichts als Wildpret und abermals Wildpret. Dann kommen die Gespräche mit den für den nächsten Morgen bestimmten Treibern, welche ihrerseits Bericht abstatten über die letzten von ihnen gemachten Wahrnehmungen. Wer da zuhorcht, dessen Einbildungskraft wird stets fortgezogen aus der gewöhnlichen Spießbürgerei, die sich in dem gleichen Raume zu anderen Jahreszeiten breitmacht, und wendet sich hinauf in den dunklen Wald, wo die roten Mehlbeeren an den entlaubten Zweigen hängen und auf schwarzer Dammerde der Satanspilz gedeiht.

Draußen auf der Veranda hat der letzte Herbstwind die Fremden hinweg, dafür die goldgelben Blätter in den See hineingeblasen, der leise gegen die Pfähle schlägt, auf

welchen sie in das Wasser hineingebaut ist. Am Tage bietet die Wasserfläche einen ganz anderen Anblick als im Sommer. Während damals der „obere“ oder der „untere“ Wind Vor- und Nachmittags das Wasser smaltblau aufwühlte und es mit langen Schaumstreifen überzog, liegt es jetzt da wie ein tiefdunkler Stahlspiegel, aus welchem wegen des viel niedrigeren Sonnenstandes hier und dort breite Licht-Inseln herausblenden. Manchmal zieht sich ein Streifen hindurch — es ist die Furche, welche eine Wildente zurückläßt, oder es tauchen in der unbeweglichen Fläche Kreisel auf, die ein aufschnappender Fisch hervorbringt.

Die Füße der Vorübergehenden rascheln im dichten Laube, welches die im Sommer so sorgfältig gepflegte Esplanade bedeckt, und draußen auf der Wasserfläche selbst hat wieder der altgewohnte Nachen die Stelle des verschwundenen Dampfers eingenommen, dessen Maschine jetzt irgendwo, anstatt das Schiff mit seiner lustigen Menschenfracht durch die Wellen zu jagen, Baumstämme durchsägen helfen muß.

Ein Bild, welches Sommerwanderern nicht gar häufig beschieden ist, bringt Demjenigen, der bis jetzt aushält, fast jeder Morgen. Es ist die Erscheinung, wie die Seefläche allmählig aus den Nebeln herausdunkelt. Eben so langsam sind die Bergspitzen und in eben solchen vereinzelten Bruchflächen kommen Teile des Wasserspiegels zum Vorschein, bis endlich mit dem Gebirge sich auch der See von den weißen Dunstballen befreit hat.

Freilich kommt auch häufig das gerade Gegenteil vor. Es glänzt dann Alles sofort nach dem Aufgange in einem schier überirdischen Lichte. Es ist das jenes Herbstlicht, welches niemand vergißt, der es einmal gesehen hat. Im Sommer gibt es nichts dergleichen. Man könnte dabei an jenes sonderbare Lächeln denken, welches auf den Lippen vieler Menschen gesehen wird, bevor sie hinsterben. Diese Bergwelt,

die einer langen Erstarrung gewärtig ist, lächelt in solchem Scheine. Was er bedeute, mag nach der Sinnesart jedes Einzelnen verschieden gedeutet werden. Für den Naturforscher ist er das grelle Licht, welches vom starken Feuchtigkeitsgehalte der Luft und der Südströmung erzeugt wird — für Denjenigen aber, der eine einheitliche Weltbetrachtung festhält, ist er, gleich dem Lächeln des Sterbenden, entweder eine frohe Vorausahnung des nächsten Frühlings oder ein frohwehmütiger Zug, der das Bewußtsein von der Nichtigkeit aller Dinge ausdrückt, die da werden und vergehen.

In solchen Tagen war es, daß ich in der Nähe des Brenner längs einer grünen Höhe dahinging. In der Ferne rauschte ein Wasserfall. Da der Herbstregen ein anhaltender gewesen war, so erhoben sich Wasserstaubwolken über die Fichtenwipfel, und wer dem Sturze recht nahe getreten wäre, den hätten die vorausgeschleuderten Traufen oder die seitlich von den Felsen zurückgeworfenen Wasserraketen tüchtig angestäubt. Der Bach, der sonst opalfarbig blau durch die Waldufer dahinrinnt, war milchig geworden.

Jene Bewegung und jenes Getöse waren eigentlich das einzig auffallende Lebenszeichen in der weiten Runde. Außer den Stimmen der Wasser vernahm man nichts als die Glocken der Kühe, welche, die vielen Herbstzeitlosen, die auf den kurzgrasigen Gründen standen, klug vermeidend, langsam über den Weideboden dahinschritten. Hie und da verkündete ein Peitschenknall die Herbstweide des Hirten. Denn die Bergbewohner knallen den Herbst mit ihren Peitschen an wie die Lyriker den Frühling mit ihren Liedern von Herzenswonne und Nachtigallenschlag. An mancher Stelle gaben die grauen, glatten Felswände den schnalzenden Knall in kurz abgebrochenem Widerhall zurück.

Während ich über die Hänge dahinschritt, dachte ich mir, wie ersprießlich es sein möchte, hier eine Hütte zu haben und

von ihrem wohnlichen Raume aus während der Arbeit in den grünen Grund hinauszublicken. Da müßte man wohl Bilder und Erzählungen zusammenbringen, aus denen es herausatmete wie ein Hauch von Wassersturz und Fichtenhauch — wo das Weben des Waldes sich der Empfindung des Lesers mitteilte und die geheimnisvolle Sprache, welche Alles redet, was da lebt, auch fernen Menschen aus den schwarzen Buchstaben heraus verständlich würde. Das alles ist nur Wunsch und Traum. Ich muß mich mit dem begnügen, was mir auf einem gelegentlichen Gange entgegentritt.

Solche Häuser, wie ich sie mir vorstelle, sind in Wirklichkeit nur von Forstleuten und ihren Jagdherren bewohnt. Vor einer Stunde bin ich durch ein Dorf und an seinem Friedhofe vorübergekommen. Einige Weiber waren damit beschäftigt, Wege und Grabhügel zu säubern und für das bevorstehende Allerseelenfest zu schmücken. Schon bemerkte man die eine oder andere Blume auf den Leichensteinen. Auf der Straße aber zog eine Schaar jubelnder Kinder, die aus der engen Dorfschule kamen, vorüber.

An diesen Anblick gemahnte mich eine Stelle des Waldes, welche ich erreichte. Wie die Leichensteine standen graue, zerschlitzte Stümpfe der Fichten da. Es war ein sogenannter Windwurf. Ein Sturm hatte die Bäume gefällt, die später von den Leuten des Waldes fortgeschleppt worden waren. Daneben aber gedieh fröhlicher Nachwuchs, Jungmais, frisch und lichtgrün, und bald wird er die Stümpfe überschatten und verbergen, und dann werden sie zu schwarzer Dammerde zerfallen, wie sie allenthalben auf den Durchstichen des Weges an uns herantritt.

Höher und höher zieht sich der Pfad durch den Bergwald hinan, und schon nähert er sich der Schutzhütte, welche dort oben ein gastliches Obdach bietet. Sie ist noch immer bewohnt, denn es fehlt nicht an Solchen, welche mit mir die

Neigung teilen, noch in dieser Neige des Jahres der Bergwelt einen Besuch abzustatten.

Schon dämmert es und von fern erscheint ihr Licht als Stern. Und wenn man in die Nähe kommt, so vernimmt man den Klang der Zither. Da sitzen einige wetterharte Gesellen drinnen, welche, wie die breiten, gebogenen Sägen, die an der Wand stehen, beweisen, den Tag über im Bergwald gearbeitet haben. Jetzt steht ihnen noch ein weiter Weg bis zu ihrer Holzhütte bevor. Aber das stört sie nicht in ihrer Fröhlichkeit.

Plötzlich nimmt diese ein unheimliches Ende.

Im „Herrgottswinkel“. dort, wo über einem als Herz geformten, kleinen, dunkelroten Glasbehälter, in welchem das Flämmchen einer Öllampe brennt, das hölzerne Bildnis des Gekreuzigten hängt, sitzt ein bleicher Mann und starrt teilnahmslos auf die fröhlichen Männer. Es sieht aus, als habe ihn Gemütsunruhe in diese grüne Wildnis getrieben. Gern würde man, ihn zu zerstreuen, ein Gespräch mit ihm anknüpfen, wenn nicht jeder Zug in seinem müden und starren Gesichte solche Annäherung zurückwiese.

Der Mann hatte offenbar seine Last von eigentümlichen Erinnerungen und sorgenvollen Gedanken mit da heraufgebracht. Das aber war ein keineswegs wohlthuendes Mißverhältnis zwischen ihm und dieser Umgebung. Man hat es erlebt, daß ein Maler dem anderen aus irgend welchem Grunde in sein Bild von ländlichem Frieden eine derartige mißtönende und bizarre Erscheinung hineingemalt hat. Dies that hier die Verkettung der Erscheinungen, die man gewöhnlich Zufall nennt.

Die Männer, welche sich um den Zitherspieler gesammelt hatten, gehörten sicherlich nicht zu den ruhigen Gästen. Der Lärm aber, den sie verursachten, reichte doch keineswegs

hin, den seltsamen Vorfall zu erklären, welcher der ganzen Lustbarkeit ein Ende machte.

Mit einem Male löste sich der Haken, an welchem das Kreuzbild hing, aus dem braunen Holzgetäfel der Wand und stürzte sammt dem Kruzifix auf das Haupt des Einsamen herab. Dieser erhob sich, ohne daß seine Miene einen Ausdruck des Schreckens zeigte. Sie blieb so unbeweglich wie vorher.

An dem anderen Tische aber verstummte jedes Gespräch. Die Zither schwieg. Alles betrachtete einander lautlos. Der eine und andere der Holzfäller bekreuzte sich. Dann standen die Männer auf und traten ihren Heimweg an, ohne mehr als die allernotwendigsten Worte mit dem Gasthalter des Schutzhauses gewechselt zu haben. Ihnen folgte nach wenigen Augenblicken der Fremde. Er begab sich in eine der kleinen Rastkammern unter dem Dache, welche hier die Stelle von Fremdenstuben vertreten. Kaum hatte er nach wenig vernehmbarem Gruße die Thür hinter sich geschlossen, als der Wirt mit verstörter Miene zu mir sagte:

„Der ist so gut wie tot. Er wird den Allerseelentag nicht mehr erleben.“

Alsbald erfuhr ich, daß ein derartiger Fall als das schlimmste aller Vorzeichen gilt. Die Wahrheit zu gestehen, fühlte auch ich mich in diesem Augenblicke nicht ganz frei von einer Art Anwandlung des Gefühles, welches diese schlichten Männer verstummen gemacht hatte. War es doch, als ob der Mann der Schmerzen, der am Kreuze hängt, zu ihm hätte herabsteigen und ihn mit seinen ausgestreckten Armen tröstend hätte umfangen wollen. Bald verschwammen mir die Gestalten der beiden, nachdem auch ich in der engen Kammer die Ruhe aufgesucht hatte, im Traum.

Jeder Morgen in diesen Bergen scheint eine neue Welt zu bringen. Was am Abend, wo der Wanderer der Ruhe

zustrebt, schattengleich über den verdunkelten Wäldern lag, ist jetzt zu einem sonnigen Gebiete der Verheißung geworden. Lebensfreudig liegt das weite Rund ausgebreitet. Hoch ragen in weiter Ferne weiße Gipfel, die Wasser glänzen und statt des roten Sternes der engen Stube scheint das Tagesgestirn, heiteres Licht über Höhen und Tiefen ausbreitend. Als ganz anderer Mensch tritt man in eine anders gewordene Landschaft.

Die Welt des vorhergegangenen Abends erschien in solcher Stunde düster gleich der unheimlichen Gestalt des Menschen, der unter dem Kreuzbilde gesessen war.

Neben dem Wege liegt dort ein kleiner, apfelgrüner See, nicht umfangreicher als manches größere Gemach. Sein Wasser ist so hell, daß kein Mensch, auch der durch Gewöhnung abgestumpfte nicht, dort vorübergeht, ohne eine Weile stehen zu bleiben und seinen Blick hinein zu versenken. Sogar der Älpler, der jetzt von seiner hochgelegenen Hütte abziehend, mit schwerer Bürde dorthin kommt, rastet dort gern oder wirft auch wohl zur Kurzweil einen Stein heinein. Denn ein Gegenstand, den jene Flut umschließt, erscheint in ihr von Regenbogenfarben umgeben, gleichwie das Gesichtsfeld durch das Flintglas mancher Fernrohre umrandet wird. Niemand vermag die Tiefe dieses Beckens, eben der Durchsichtigkeit des Wassers wegen, mit den Augen abzuschätzen. Selbst die Forellen, welche sich in nicht geringer Anzahl auf seinem Grunde bewegen, umgibt bei günstigem Stand der Sonne, wie es am Morgen zutrifft, jener Irisschein.

In dieser Zeit, welche man so gern als eine trübselige hinstellt, verwandelt sich, wenn die Sonne ungehindert scheint — ihres niedrigen Bodens wegen — Alles in ungewohnten Glanz. Das gilt für die Rinden der Birkenstämme wie für den Dampf, der von den Wiesenflächen aufsteigt. welche die Kälte der Nacht mit Reif überstreut gehabt hatte. Dort

geht er rasch diese Verwandlung ein, so wie ihn der erste Strahl der Sonne erreicht. Langsamer dagegen weicht er von Baumstümpfen und abgesägten Stämmen, die im Walde herumliegen, vom Gebälk der Brücken und Steige, die über die Waldbäche führen.

So lange der Reif noch lag, entging dem Auge die eine und andere weiße Blüte der Erdbeere oder des Moosröschens, die sich erhalten hatte. Jetzt aber, nachdem der Rasen wieder grün geworden ist, erfreuen den Wanderer die weißen Sterne dieser Spätlinge.

So wird die Wanderung fortgesetzt, bis der Mittag zu flüchtiger Rast in der braunen hölzernen Herberge einladet, welche, schon von weitem sichtbar, den Anfang des hochgelegenen Dörfleins, dessen Kirchturm von Fichten versteckt wird, andeutet.

Im Walde war an diesem Vormittage keine Bewegung mehr. Hie und da schwebte ein Hühnergeier über den Wald hin oder man hörte aus der Ferne den jauchzenden Ruf eines Hirten von der Herbstweide.

Kaum war ich in die Stube mit dem braunen Gebälke eingetreten, als ein Mensch, welcher offenbar die Anhöhe in beschleunigten Schritten erstiegen hatte, da er sich fast außer Athem befand, auf der Schwelle erschien. Er sagte dem Wirte alsbald, daß er eiligst nach dem Marktflecken zu gehen habe, weil dort drüben im Schutzhause ein Toter läge.

Und dieser Tote war kein anderer als der stille Mann, den man am Morgen nach meinem Abgange entseelt im Bette gefunden hatte. Er war hinübergeschlummert, während die Mondscheibe ihr Licht über die regungslosen Fichtenwälder verbreitete.

Ich glaube nicht, daß am Allerseelentage auf dem Dorfkirchhofe, wohin sie ihn brachten, eine Hand den Hügel schmückt. Doch wird wohl manche Waldblume sich, vom geneigten

Winde getragen, allmälig auf ihm angesiedelt, und die Liebe, welche die Mutter aller Dinge ist, sich an dieser verlassenen Ruhestätte betätigt haben.

Versetzen wir uns nun von dieser Trübung des Vorwinters um einige Wochen weiter in lichtere Tage.

Späterhin, wenn einmal der Frostanhang an den Bäumen glänzt, der Nebel in den Tiefländern und um die belebten Mittelpunkte des menschlichen Verkehrs herum oft tagelang nicht weichen will und immer mehr und mehr von den Vergnügungen des Schlittenfahrens und des Eislaufens gesprochen wird, da regt sich, durch das stets wache Bedürfniß des Gegensatzes angefacht, in so manchem Menschen der Fittigschlag der Einbildungskraft, der ihn zu anderen Ufern entführt.

Es kann dies ein anderes Ufer längs des Laufes des Zeitenstromes sein. Derjenige, der sich über die starre Umgebung hinausdenkt, sieht vielleicht vorausblickend, bereits im Lichte des Thaumonats eine von Schwarzerlen beschattete Au. Hie und da schaut dort ein Schneeglöckchen aus dem Schnee des Bodens und an freien Stellen zeigt sich schon der gelbe Huflattig. Der Fluß ist dann zur Hälfte noch gefroren, an eisfreien Rändern desselben hüpfen jedoch schwarzweiße Bachstelzen, die bereits aus ihrem Winteraufenthalt im fernen Süden zurückgekehrt sind. Aus dem tieferen Hochwald der Flußaue erschallt das Kreischen von Krähen, die sich in Scharen dort über irgend einer Lichtung herumtreiben. Die Kronen der Erlen sind rot von den Blütenkätzchen, welche bald aufspringen müssen.

Dieser Baum, der von den warmen Gestaden Portugals bis in die eisigen Sümpfe Sibiriens hinein gedeiht, gewöhnt sich auch in unserm Winter ebenso wenig das Blühen ab, wie die Christwurz oder der Haselstrauch.

Hier und dort ist alsdann noch eine Winter-Elster zu

sehen, die aber gewiß ebenfalls ihre Reisepläne hat, weil sie schon in den nächsten Tagen fortwandern muß — aber nicht nach dem Süden, sondern nach den rauhen Bergen des skandinavischen Nordens. Schon lassen sich verschiedene Vogelstimmen vernehmen. Es sind bereits einige Wanderer angelangt, Edelfinken, und zwar Männchen, während die Weibchen noch auf einige Wochen in den verlassenen Winterwohnstätten zurückbleiben. Es ist, wie wenn im Theater, lange bevor die Vorstellung beginnt, Musikanten im Orchester ihre Instrumente stimmen. So kann an einzelnen Regungen und Stimmungen der herannahende Frühling vorausgeahnt werden.

Dann kommen die Rotkehlchen und Staare ins Land, das Immergrün blüht in blauen Glocken, und Waldhummeln summen über die ersten Blumen des Vorfrühlings.

Das Alles sind freundliche Gedanken, denen sich der Mensch gern hingibt. Zwischen ihnen und ihrer Verwirklichung aber befindet sich eben der erwähnte Strom der Zeit, der, so flüchtig er immer sein mag, für den Augenblick ein unbesiegbares Hindernis darstellt. Wer weiß, ob unsre Augen es noch erleben, daß jene Tage über der Heimat leuchten?

Dagegen kann heutzutage eine andere Weite, die des Raumes, spielend überbrückt werden. Für denjenigen, der sich von unserm Winter bedrückt fühlt, gibt es die Eisenbahn, die ihn binnen weniger Stunden nach Gefilden bringt, aus welchen — nach allgemeiner Überlieferung der Winter verbannt bleibt. Bei keinem Volk in ganz Europa ist das Schlagwort vom „Süden" so mächtig geworden, wie bei uns Deutschen. Der Engländer glaubt nicht, daß er den Himmel verändert, wenn er nicht, weit gegen den Wendekreis hinsteuernd, die lauen Lüfte des Oceans atmet. Der Amerikaner, der dem Winter der Nordstaaten entfliehen will, erwartet die Grenzen der unholden Wetterlaunen nicht diesseit von Georgien oder Florida. Selbst der Franzose scheut den Mistral des

blauen Himmels der Provence und bereitet sich sein Winternest an der alten mauritanischen Küste.

Wir sind bescheidener. Wir suchen unsern Süden in einer Entfernung von zwei oder drei Breitegraden. Nach Süden? Heißt das in die staubigen und kalten Thäler der Südalpen, auf deren Boden die Schneedecke selten, in welchen der Wald wie in der Thalsohle, so auch mindestens immer an dem einen Hang gänzlich verschwunden ist, und wo auf den Straßen der gefrorene Boden eine haarbreite Grenze gegen den aufgeweichten hat? Heißt es hinunter an die Meeresküsten, wo Salzhauch die Luft durchdringt und die Tage des Winterfrühlings mit solchen von finsterem Gewölk und zuckendem Wetterleuchten abwechseln? Heißt es in den kalten und trockenen Süden, in welchem Staub und Eis neben einander liegen, oder an die laulichen Ränder des Meeres, wo fortwährend Strömungen die Wärme niedrigerer Breiten mit heraufbringen?

Es gibt so viel verschiedene „Süden“, als es jenseits der Alpen Länder und Völker gibt. Es gibt einen Spaliersüden, den man findet, wenn man sich Mittags gegen eine Wand hindrückt, von welcher die Sonne zurückprallt. Es gibt aber auch einen anderen Süden, den man an und auf den Meeren und jenseits der Grenzen von Europa findet.

Wir haben aber auch — und dies ist bei weitem nicht so viel bekannt, als es wohl sein sollte — häufig genug einen Winterfrühling in nächster Nähe. Wie oft brandet der Nebel bis an die Vorberge der Alpen hin, während von einer gewissen Höhe an frühlingslaue Luft und glänzender Sonnenschein den Wanderer überraschen. Dann sieht er gegen Norden gewendet nichts als ein Meer mit hohen Wogen, welches über dem Flachland starrt. Die Höhen aber ragen alle von Schnee befreit aus der wolkigen Brandung. Während der Wanderer dort oben zwischen blühenden Sträuchern sitzt, zittern die

Menschen unten vor Kälte. Oben das rote Heidekraut, unten der flockig bereifte Baum.

Derlei kann man an ungezählten Tagen des Winters sehen, wenn man aus dem Flachlande gegen das Hochgebirge hereinreist.

Den Winter macht eigentlich die Trübung und die Erstarrung. Das Alles aber gestaltet sich um diese Zeit in jenen Landschaften, deren Genuß uns der Ausflug eines oder zweier Tage verschafft, ganz anders. Man muß sehen, wie die Fichtenwälder auf dem Joch aufblitzen, wenn hinter ihnen die Sonne heraufkommt, man muß eine neue Abtönung von Blau kennen lernen, welche man anderweitig und zu anderer Zeit nicht zu erblicken bekommt — das Blau, welches durch die Wolkenschicht, die die Felskamine oben verstopft, durch dieselbe in die engen Schneerunsen hinabdringt. Und was ist denn der tiefblaue Himmel des Südlandes gegen diesen Himmel auf der Höhe? Wo sieht man es, daß der abnehmende Vollmond noch um die Mittagsstunde als rnndliches silbernes Wölklein am Himmel schwimmt? Und dann die Geisterzüge der Wolken, über welchen die Gipfel in noch grellerem Glanz und der Himmel in noch tieferer Färbung auftauchen!

In Bernsteinpracht stehen die Lärchen da, wenn der Nachtreif, der sich auf ihnen niedergelassen hatte, vertauend zu flimmernden Wölkchen geworden ist. Derjenige, welcher zu Hause manche Klage über die Trübseligkeit der Winterszeit vorgebracht hat, wird da, wenn er an einem solchen Tage in ein Hochthal kommt, überraschende Erfahrungen machen.

Geht man beispielsweise von Innsbruck hinauf in die Scharnitz oder in die Leutasch, so findet man, daß die Schauspiele eindrucksvoller sind, als wie im Sommer.

Zur Sommerszeit bietet der Wasserfall das bekannte Bild der sich senkenden und wieder erhebenden Traufen-Wolken. Jetzt hängt er als ein Wulst länglicher Stalaktiten in Orgel-

gestalt an der Felswand. Er ist aber deshalb nicht starr und regungslos. Seine Farben und sein Wiederschein wechseln je nach dem Stande, den die Sonne auf dem niedrigen Bogen einnimmt. Mitunter stürzt ein Stück von ihm, nachdem seine glasige Oberfläche längst undurchsichtig geworden, krachend herunter und zeigt in seinen Bruchstücken wieder den Schimmer, den es gehabt hatte, bevor es von der Wintersonne mit einer opalfarbigen Schicht überzogen worden war. Oder es fallen von ihm Tropfen hinab und schlagen Löcher in den dünnen Schnee, aus welchem dann noch mitunter der Kelch einer unvertrockneten Glockenblume oder eines blau gebliebenen Enzians zum Vorschein kommt.

Die meisten Menschen erkennen mit unbewaffneten Auge den Mond nicht als Kugel, sondern als Scheibe. Hier aber enthüllt sich auch dem trüben Blick der Ball in seiner Rundung und die Sterne glänzen ruhig als Leuchten und scheinen uns um Sonnenweiten näher gerückt. Die ganze Natur, die man vom Gesichtswinkel der Stadt aus vielleicht als erstarrt betrachtet, hat da etwas Dramatisches in sich. Es geht im Winter in solchen Höhenlagen immer etwas vor. Da ist beispielsweise der Kampf der Morgennebel mit der Sonne, das Ringen, in welchem Millionen von gebrochenen, abspringenden, geknickten Strahlenpfeilen hin- und herschießen, und die höchsten Giebel bald geisterbleich über den Kampf emporschauen, bald in ihm verschwinden, bald abermals, sonngoldig, sich aus ihm hervorthun, bis endlich der Sieg gewonnen und nur noch zerschlitzte Fetzen des überwundenen Nebelheeres hier und dort auf dem Boden herumlagern.

Auch bei der Nacht ist eine solche Landschaft ein Panoptikum. Einer der Berge schaut mehr silberblaß als der andere her, der fernste aber noch immer so nahe, daß der Beschauer ihn mit den Händen greifen will. Glanz liegt um ihn auf dem Gefilde, ohne Flackern scheinen die hohen Lampen, am

hellsten Mars, von einem Bergfeuer nicht zu unterscheiden.

Man braucht in der That nicht, wie es manche unsrer Erzählungskünstler wollen, bis weit über die Alpen hinüberzugehen, um als Staffage einer sonnigen Natur allerlei bunte Regsamkeit auch im Menschentreiben vorzufinden, wenn man einen winterlichen Ausflug unternimmt. Wir haben allerlei Romantisches vor der Thüre. Insbesondere ist es das Treiben der Jäger, welches manche Seite des Bilderbuches füllt. Heute ist der Boden in der getäfelten Stube des gemütlichen weißen Wirtshäusleins da drüben mit einem Hügel von Hirschgeweihen bedeckt, welche die Forstleute und Jagdgehülfen untereinander verteilen. Es sind dies die Geweihe, welche von den Hirschen abgeworfen und den Sommer über gesammelt worden sind und diesen Waidwerks-Jüngern überlassen werden. Wer eine Freude an allerlei Geschichten aus Busch und Feld hat, kann sich da am Abend bei der traulichen Lampe eine schöne Sammlung anlegen. Oder man sieht am frostklaren Morgen, wenn es im Thale fast noch dämmert, eine der kräftigsten Gestalten, gefolgt von seinem Hunde, der nächsten Waldschlucht zugehen. Er steckt in einem Wettermantel, auf dem Rücken hängt ihm der Schnee-Reifen. Aussichten auf eine ergiebige Pürsch sind günstig, denn es ist während der Nacht eine dünne Schicht Neuschnee gefallen. Die „Neuen“ aber ist ein Meteor, welches dem Jäger interessanter vorkommt, als ein Sternschnuppenfall oder ein Mondregenbogen.

Wer eine Freude an Auftritten des Tierlebens hat, der wird ein Vergnügen daran empfinden, den Hirschen zuzuschauen, welche vom Berge herabkommen, um das Heu aufzusuchen, welches man für sie in Futterhütten hergerichtet hat.

Im Süden darf man Berge durchstreifen, bevor man auf einen Hasen oder einen Fuchs trifft. Hier ist aber noch Ahnung ungebändigter Natur lebendig. Freundliche Geselligkeit, thauige

Luft, in welcher das Verlangen nach Speise und Trank anders gereizt wird, als in tieferen und milderen Gegenden, erwarten den Gast des Hochthales. Daß er sich um die angegebene Zeit dort oben nicht schlechter befinden wird, als an manchem der Heimat weit entrückten Ort jenseits der Berge, dürfen wir sicher annehmen.

Wie man dort die Kübel mit Aloës, Oleander, Agaven und ähnlichen Versetzstücken, durch welche früher für die Augen der Fremden der südliche Himmel angedeutet worden ist, schon lange vor Weihnachten auf die Vorsäle und Treppen hereinträgt und so den ganzen „Süden“ unter schützendes Dach und Fach bringt, so bringen die Insassen unsrer Berge die Heiterkeit und den fröhlichen Sinn, der auf ihren Almen gedeiht, jetzt in ihre getäfelten Winterstuben, und es läßt sich dort, während draußen, unbekümmert um die Menschen, die Natur sich in lichtvollen Schaustücken enthüllt, mancher Abend erleben, der unvergeßlich bleibt.

Und wenn der Tag kommt, so ist man allenthalben, weit fühlbarer als im Sommer, von Sonnenuhren umgeben. Jeder Berg, jeder Zacken ist ein Zeiger. Wegen des niedrigeren Sonnenbogens machen sie sich breiter vor dem Lichthintergrund. Nicht bloß durch die breiteren Schattenstreifen, welche dadurch im Thale entstehen, sondern auch wegen des empfindlichen Unterschiedes zwischen diesen und besonnten Streifen des Gefildes wird die Teilnahme der Menschen an diesem Wandel der Lichter angeregt. Und jeder Berg könnte mit dem ruhmredigen Spruche eines bekannten Gnomons, der unter seiner Stundenebene angebracht ist, von sich selbst sagen: „Über mich herrscht die Sonne, ihr Menschen aber werdet von Schatten gelenkt.“

Wir haben auch diesseits der Alpen einen mehr als mannshohen Strauch, der im Januar blüht, ohne daß man

es notwendig hat, ihm künstliche Wärme zuzuführen. Allerdings muß er unter Dach sein und auch den Schutz einer Glaswand genießen, gedeiht aber doch am besten im Erdreich, welches für ihn durch keine Schalenwandung abgegrenzt ist. Dieser Strauch ist die „wohlriechende Winterblume", Calycanthus praecox. Die äußere Blüte ist lichtgelb, innen purpurrot. Es macht insbesondere Vergnügen, einen solchen mit Blüten bedeckten Strauch zu betrachten, wenn die helle Wintersonne darauf liegt und die Farben in ihr greller hervortreten — draußen aber das krystallene Eis glitzert.

Dieser Gegensatz wurde mir auch an den geschilderten Wintertage nahe gerückt, als ich an einem Forsthause vorüber schritt, dessen Inhaber eine solche Winterblume pflegte. Die Umgegend wurde von einem im Sommer geräuschvollen Bach belebt. Jetzt ruhte allerdings dieses Leben wie so viel Anderes. Im Bette des Baches war nur an wenigen Stellen etwas von einer zitternden Bewegung der Wellen wahrzunehmen. Wie weißes Metallmoor gleißte seine Oberfläche. An einer Ausbuchtung nur sah ich die gebückte Gestalt eines Mannes auf dem Eise, dessen Gestalt mir so schwarz wie die schwärzeste aller Silhouetten erschien, durch den Gegensatz zu der Fläche, von der sich sein Körper abhob. Es war ein Fischer, der dort ein Loch in die Frostdecke hieb. Er erwartete, daß die Forellen und Äschen, für welche er Grundeln und Elritzen in das an dieser Stelle befreite Wasser einsetzte, hieher kommen würden, um nach Luft und Licht zu schnappen und eine Beute seines Netzes zu werden.

Während ich zu ihm hinüberschaute, sah ich hohe Stengel von Verbascum oder Wollkraut, von Reif und einigem gefrornen Schnee bedeckt, hinter dem Manne aufragen. Das Volk nennt diese Pflanze auch Königs- oder Himmelskerze, und jetzt, im Winter, verdiente sie diese Bezeichnung weit mehr als im Sommer. Denn jetzt standen die Schäfte in

der That alabastern da, während sie in der warmen Zeit von ihren wolligen Blättern schier verdeckt werden.

Alsbald zog sich ein Faden der Erinnerung über die Sommerszeit hinüber, und ich sah in den Blumen des Calycanthus-Strauches die goldgelben Blüten der Himmelskerze, die ihr gerade gegenüber am anderen Ufer des Baches steht. Aus der Entfernung einiger Schritte betrachtet, glaubt man die gleichen Blumen vor sich zu sehen.

Diese Blumen sind Antipoden, denn die einen öffnen sich kurz nach der Winter-, die anderen wenige Tage nach der Sommer-Sonnenwende. Antipodisch waren auch die Vorstellungen, die durch dieses Gegenüber angeregt wurden. Ich sah wieder den Bach im Sommer, wie er sich schäumend an Felsblöcken bricht, und den Fischer — diesmal aber nicht mit dem Beile, sondern mit dem Netze. Es war damals noch ein anderer seines Zeichens bei ihm gewesen. Der Eine ging auf dem weichen, mit Lattich bedeckten Lehmboden und hielt mit beiden Armen ein um einen Reifen gespanntes Netz, das an einer langen Stange als Handhabe befestigt war, gegen die Strömung in das Wasser. Der Andere watete weiter oben bis über die Knie im rasch flutenden Bache, fuhr mit einer Stange im Wasser und im Kiesel des Bodens herum, um dadurch seinem Genossen die Fische entgegenzutreiben.

Von Zeit zu Zeit zog dieser das Netz heraus, um nachzuschauen. Befanden sich Fische darin, so nahm er sie mit der Hand heraus und warf sie in einen länglichen, mit Wasser gefüllten Kasten, an welchem ein Tragriemen befestigt war. Es war nicht genug an den Aalraupen, Wasserstaaren und Fischottern, die junge Brut zu vernichten, sondern es mußten auch noch jene zwei Männer dazu kommen, welche Forellen, die einen Finger lang waren, nicht in den Bach zurückwarfen, sondern davontrugen.

Man kann sich einen Spaziergang auf eine anmutige Weise beleben, wenn man seine Erinnerungen sammelt und sich vorstellt, wie dieses und jenes Stück Welt, das man gerade vor sich hat, zu einer anderen Jahreszeit aussah. Wer hätte es jetzt diesem Bach, der so verschwiegen zwischen den Ufern starrte, so unbeweglich wie die Eisfransen, die von den Wurzeln der Bäume gegen ihn hinabhängen, angesehen, daß er zur Zeit, wo die Himmelskerzen blühen, oft so weit in die Auen hineinbricht und all die Fichten und Tannen bespült? Und der Wildfang wäre noch unbändiger, wenn man ihn nicht vor Zeiten dort unten, wo das fruchtbare Gelände anfängt, ein wenig in die Schranken gewiesen hätte.

Ich erinnere mich aus früheren Jahren, wie die Sage ging, daß in der benachbarten alten Burg, welche dermalen so gut es anging, in ein Schloß umgestaltet worden ist, ein ungeheurer eiserner Pflug aufbewahrt worden sein soll, mit dem man in jedem Winter, wenn das Wasser niedriger steht, das Bett ausräumte und vertiefte, damit es leichter hinabfloß und sich nicht allzu sehr in Tümpel und Seitenarme abzweigte.

Mir fiel dabei, als ich auf dem Spaziergange die Dämme erblickte, der legendäre Schloßherr und der sagenhafte Pflug ein, und ich dachte der Worte, mit denen der Dichter den Augustus verherrlicht:

Cursum mutavit iniquum frugibus amnis
Doctus iter melius.

An einzelnen Stellen des Parkes bemerkte ich etwa mannshoch oberhalb des Bodens über dem grünen Fichtengeäst dürre Fichtenzweige quer aufliegen. Ich hatte einige Mühe, mir das zu erklären. Bald aber fiel mir ein, daß im vergangenen Winter der Schnee viel höher gelegen war als in diesem. Da hatten die Leute, welche Holz fort-

führten, um mit ihren Schlitten nicht allzu tief einzusinken, Fichtenäste abgehackt und sie auf die Bahn gelegt. Nach und nach aber wurden sie von den Zugtieren auf die Seite getreten, und nachdem der Schnee geschmolzen war, sind sie in den Ästen der Fichten hängen geblieben.

Es war überhaupt der vorige Winter ein sehr schlimmer gewesen. Es war so viel Schnee gefallen, daß noch bis weit in das Frühjahr hinein Lawinen herabrollten. In schattigen Gruben lagen noch im Frühsommer weiße Hügel als Überreste der herabgewälzten Schneehaufen.

Ich befand mich jetzt einer Felsgruppe gegenüber, die bei den Insassen dieser Gegend „im Schachen“ genannt wird. Wenn der Anblick der Himmelskerzen im Gegensatze zu den gleichfarbigen Blüten des Calycanthus das Vorstellungsvermögen dazu anregte, ich um ein halbes Jahr zurück in die Zeit eines entschwundenen Blühens hineinzudenken, so konnte dieser Wortklang noch weit entlegenere Zeiten zurückrufen.

Denn einstmals nannte unser Volk vorspringende Felswände „Skagen“. Zu diesem Rückblicke längst entschwundener Zeiten stimmte das Bild der Zirben, deren Umrisse an der Araucarien erinnern, die zu den ältesten Nadelhölzern des Erdballes gehören.

Es wurde nun Abend, und ein Glanz wie von glühenden Kohlen loderte auf den Höhen. Etwas Ähnliches sieht man im Sommer nie. Sogar der Schnee auf den Tannen in der Tiefe nahm einen leichten Wiederschein davon an. Der Geist in der Natur enthüllte sich hier in all der wilden Größe des Winterzaubers. Wie unter dem Schnee, welcher das Dach bedeckt, in lichten Wohnräumen sich fröhliche und liebevolle Menschen bewegen, so regt sich unter der Frostherrschaft dieser Tage mancher Gedanke und taucht manches Bild auf, die uns alle in ihrer Wohlthätigkeit nicht nahetreten würden, wenn uns die Abwechslung der Jahreszeiten versagt und da-

für das bedeutungslose Geschenk eines ewigen Frühlings gewährt werden würde.

Mir scheint es immer auf Überreizung und Schwäche hinzudeuten, wenn man den Sommer mit eitel Lust und den Winter mit bösem Ungemach in Zusammenhange bringt — wie es namentlich die Minnesänger gethan haben, die ihr ewiges Liebesleid als Wintergram schilderten. Dafür waren es aber auch Verseschmiede, und unter all der Unaufrichtigkeit, die fast immer mit der Gefühlsreimerei zusammenhängt, auch die unaufrichtigsten Gesellen.

Die neue Dolomiten-Straße.

In Tirol, insbesondere dem südlichen Teile des Landes, fehlte es bis jetzt vielfach an bequemen Fahrstraßen. Solche können mit Rücksicht auf verschiedene Zwecke der Reisenden nicht von Eisenbahnen ersetzt werden. Die Eisenbahnen müssen sich naturgemäß in den tiefsten Einfurchungen halten und gestatten nur ausnahmsweise einen Blick in die Welt der eigentlichen Hochalpen. Wer sich nicht der Saumtiere oder der eigenen Füße bedienen will, hat deshalb nicht so viel Gelegenheit, in die Alpenwelt hineinzuschauen, als man wohl insgemein anzunehmen geneigt ist.

Ein gewaltiger Schritt, in diesen Verkehrsverhältnissen eine Umgestaltung hervorzurufen, ist durch die Anlage der nenen Straße geschehen, welche zunächst von Bozen aus durch das Eggenthal nach Fassa führt und von dort später weiter hin nach Buchenstein und Cortina ausgebaut werden wird. Dies ist die Straße, welche man mit Recht als die eigentliche „Dolomiten-Straße" bezeichnet, weil sie diese vielgestaltige Gebirgswelt für Solche erschließt, die sich gewohnter Bequemlichkeiten nicht entschlagen können.

Diese Straße zieht sich zunächst durch die südöstlich von Bozen gelegenen Porphyr-Schluchten, überschreitet die Werfener Schichten des Caressa-Passes, geht dann weiterhin durch die Melaphyr-Wände des oberen Fassa, und gelangt endlich in den Dolomit von Ampezzo — bietet demnach eine Fülle von landwirtschaftlicher Abwechslung, wie sie in den Alpenländern wohl kaum wieder gefunden wird.

Schwierig darzustellen ist die Mannigfaltigkeit und Buntheit der auf dieser Strecke auftretenden Landschaftsbilder. Da ist zunächst außerhalb Bozen die weiße Burg Karneid, im Hintergrund der schneeüberglänzte Rosengarten, das weinreiche Rentsch, der Margrieser Hof, der Grünewalder Hof mit seinem schönen Getäfel, die Lorbeerbäume beim Florkeller und am Einganz des Eggenthales die Wasserstürze mit mancher oft gemalten Mühle.

Der Pflanzenwuchs des Südens setzt sich in diese Schluchten hinein fort. Man sieht beispielsweise bald hinter den Tunnel beim Gasthaus zum Schluff, dort wo der Steig nach Kellern jenseits des rauschenden Wassers sich emporhebt, die rosenroten Blüten des „Niederliegenden" Seifenkrautes, welches Südtirol angehört und jenseits des Brenners nur dort vorkommt, wo es, gleich anderen Pflanzen und Tieren, über das Wehr des Brenners her von südlichen Luftströmungen herüber getragen wird.

Als Gartenflüchtling aus den Vorgärten kleiner Häuser bemerkt man auch nicht selten Coix Lacryma, die Moses-, Marien-, Christus-, in Tirol aber meistens Josefs-Zähre genannte, Schilfart, kenntlich an den harten, wie aus Bein gedrehten, emailartigen Früchten. Diese werden von vielen Tiroler betriebsamen Leuten aufgesucht, um sie zu Rosenkränzen zusammenzustecken. Die Früchte von der Größe eines Kirschkorns und vom Aussehen schwach violetter Glasperlen sind sehr hart, wurden früher von Mönchen oft in

Töpfen gezogen, um eben jene Rosenkränze daraus herzustellen. Sie waren auch als Heilmittel (Hiobsthränen, lacrymae Jacobi) gebräuchlich. In Brasilien heißen sie lagrimas da Nossa Senhora.

Bis auf eine ziemliche Strecke in das durch die germanische Sage von der „Ecken Ausfahrt" verklärte Thal, begleitet im Hochsommer den Wanderer auch der Singsang der Cicaden, die „Stimme des brütenden Mittags" — eine anziehende sinnbildliche Hindeutung, wie hier das Wesen Wälschlands sich mit dem der nordischen Welt vermengt.

Die Überlieferung ist folgende.

Auf dem Joch Grimm (oberhalb Deutschnofen) herrschten vor vielen, vielen Jahrhunderten drei Königinnen, von denen Seeburg die jüngste und schönste war; zu ihrem Schutze hielten sie drei starke Männer, Söhne eines Ritters und einer Riesin, selbst Riesen und gefürchtete Helden. Als der eine von ihnen, Fasolt, einmal in Gegenwart der Königinnen Herrn Dietrich von Bern besonders rühmte, ward Frau Seeburg von einer plötzlichen Sehnsucht erfaßt, den kühnen Mann zu sehen; da sprang Ekke, der jüngste der drei Brüder auf und versprach der Königin, ihr den Helden lebend oder tot nach Joch Grimm zu bringen. Ekke war noch nicht zwanzig Jahre alt, aber von ungeheurer Körperstärke. Seeburg schenkte dem Jüngling einen Ring, in welchem ihr und Ekke's Namen standen und legte ihm die goldene Brünne Wolfdietrich's an, die sie von dem Kloster, in dem dieser gestorben war, für 50000 Mark gekauft hatte; als köstlichsten Lohn aber versprach sie ihm ihre Minne. Und so zog Ekke aus von Joch Grimm und kam nach Welsch-Bern, das wir heute Verona nennen. Er fragte nach dem Könige, und der alte Hildebrand erzählte ihm, daß Herr Dietrich gestern gen Tirol in den Tann geritten sei; finde ihn Ekke da nicht, so möge er sich wieder gen Bern wenden, und er, Hildebrand, wolle

ihn bestehen. Ekke ging darauf an einem Tage so weit, bis er Tirol sah. Auf einer Burg übernachtete er und strich dann im Gebirge umher, konnte aber den Berner lange nicht finden; abends endlich traf er ihn, als er über einen schmalen Steg ging, unter einer Linde. Der junge Riese, pochend auf seine Stärke, auf die goldene Brünne und sein berühmtes Schwert „Sachs“, reizte den Helden lange, es kam zu einem harten Kampf und Ekke erlag. Von diesem Riesen Ekke hat das heute als Eggenthal bezeichnete Thal seinen Namen.

Nach einer nahezu zweistündigen Fahrt von Bozen ab eröffnet sich die schönste Felsenansicht des ganzen Engpasses, durch welchen die Straße sich hindurchwindet. Dort taucht zum ersten Mal über nordisch anzuschauenden Wäldern der Dolomitstock des Lattemar auf, Bäume, die draußen bei Bozen längst Früchte angesetzt haben, stehen hier in Blüte. Es erscheinen lichtgrüne Birken, Kohlenmeiler, ein Mühlsturz nach dem andern haucht uns Kühlung entgegen, aber auch ohne diese Andeutungen einer kühleren Gebirgswelt wird uns die Mehlprimel, die gemeine Trollblume, die quirlblättrige Pedicularis hinlänglich andeuten, daß wir die Gebiete der Reben hinter uns haben.

Schon werden wir auch, wie in jedem ächten Tiroler Sommerfrischthal, auf das eine und andere „Brunnkreß-Wasser“ aufmerksam gemacht. Ein viel berühmter derartiger Born ist das „Göckiwasser“ von Birchabruck. Für Maler, welche sich mit der Darstellung von Wasserstürzen und dem dazu gehörigen Waldrahmen befassen, ist die ganze Gegend zwischen Birchabruck, wo das Thal von Welschenofen her einmündet, und diesem letzteren Ort eine Reihe von Fundstätten, die sie in solcher Nähe des Bozener Bodens wohl schwerlich erwartet hätten.

Schon in Birchabruck, wo sich eine treffliche Gaststätte

erhebt (drei Stunden Fahrzeit von Bozen), hat man einen Anblick verschiedenartiger Gebirgsgruppen, die aus Porphyr, Dolomit und älteren Kalken aufgebaut sind.

Gegen Nordwesten blickend nimmt das Auge auf ansehnlicher Höhe das Dorf Gummern wahr, durch welches früher der Saumweg führte, bevor in der Tiefe unten die feuchtkühle Straße längs des donnernden Bergwassers durch die Felsen hindurch gesprengt worden war. Allerdings hatte vor Jahrtausenden die Natur selbst sich eine Dolomitenstraße geschaffen, und die jetzige dadurch vorbereitet. Alle diese hochgelegenen Thäler wären durch einen Bergwall in der Richtung gegen den Hauptfluß völlig abgeschlossen, wenn nicht die angestauten Wasser hinausgedrängt hätten und ihnen allmählich ein Durchbruch nach dem sammelnden Flusse gelungen wäre.

Dieser Wildheit des Wassers hatten es unsere Altvorderen zuzuschreiben, wenn sie sich gezwungen sahen, den tiefen Schlund zu umgehen und im Schweiße ihres Angesichts den Saumpfad hinanzuklettern, der links oder rechts das Joch anstieg und sich auf der anderen Seite wieder allmählich gegen das Thal senkte, wohin sie trachteten. Der Weg verhielt sich zu jenem, welchen das Wasser nimmt, wie der Umfang einer Halbkugel zu einer Linie durch ihre Schnittfläche, oder es fehlte wenigstens nicht viel daran. Denn wenn man auch jenseits gegen die schon höher liegenden Terrassen des Seitenthales nicht mehr so tief hinab, als vom Hauptthale aus heraufzuklettern hatte, so war es doch immerhin, verglichen mit der Wasserstraße im kühlen Grund, besonders für Solche eine Plage, welche etwas zu schleppen hatten.

In anderthalb Stunden bringt der Wagen seine Insassen von Welschnofen zum Karersee. Das Wasser dieses Beckens, welches bereits mehr als sechzehnhundert Meter über dem Meere liegt, bietet eine Farbenstudie in Blau, wie man

sie nicht leicht wieder findet. Eine dicht geschlossene grüne Mauer umringt das einsame Gewässer, auf welcher sich eine zweite, die wolkentragende Steilhöhe des Lattemar, von Schneerunsen durchrissen, erhebt, die bleich und starr wie der Tod seltsam über dem flüßigen Blau und über dem sprießenden Grün dasteht.

Am Karer-See fällt außer seiner wunderbaren Schönheit etwas auf. Hochseen, welche unmittelbar vor den Absturz eines mächtigen Gebirges hin eingebettet sind, weisen in der Regel eine beträchtliche Tiefe auf. Da sich aber keine Regel ohne Ausnahme findet, so findet man hier eine solche. Es giebt Monate, in welchen das Wasservermögen dieses Beckens fast bis auf die Blöcke herunter gesunken ist, die auf seinem Grunde liegen. Glücklicherweise fallen diese Monate nicht in die Jahreszeit, in welcher Fremde dieses erhabene Stück Welt zu besuchen pflegen. Die Schneeschmelze auf dem Lattemar wirkt gerade im Sommer am meisten auf dieses Hochkar, sein Seebecken und seine Quellen ein. Es wird also den Sommerreisenden ein Schauspiel geboten, welches sie einige Monate vorher noch nicht vorgefunden hätten.

In geringer Entfernung vom See im Kar befindet sich in einer weiten Rodung des Nadelwaldes die neue große Gaststätte, mit deren Lage sich außer den beiden am Fuße des Ortler gelegenen, in Sulden und bei den Heiligen Drei Brunnen von Trafroi, keine andere vergleichen läßt.

Das Wesen der Bozener Landschaft wird von einem Fahrwege aus nirgends besser erkannt, als auf der kleinen Strecke zwischen diesem Hotel und dem um 100 Meter höheren Caressa = Karerseepasse über welchen die Straße ins obere Fassa führt, und von dorthin weiter bis ins Ampezzaner-Gebiet fortgesetzt werden wird.

Rückwärts schauend erblickt man die Mendel mit den langgezogenen Schlangenwindungen ihrer Kunststraße, über

ihr den silbernen Ortler und Graubündener Spitzen — zur Linken die Felswildnis des Rosengarten, das große Korallenriff von Tirol. In den Klüften märchenbunter Unterwelt dieser Felsen hielt Laurin, der König der Zwerge, Hof. Er war der Herr eines Gartens voll von Rosen, wie sie jenseits der Felsbollwerke, die denselben gegen die gehaßten Menschen und gegen die Stürme und Winter des Himmels schützten, nicht gefunden werden. Ein goldener Faden, den er um sie alle ausspannte, diente als Mauer des unterirdischen Gartens.

Vom Passe aber entrollt sich das Bild einer noch gewaltigeren Dolomit-Welt, eben jener, welcher die Fortsetzung dieser Straße zustrebt. Über diese ragt das Matterhorn von Primör, der Cimon della Pala empor.

Bis zum Passe ist die Kunststraße vollständig hergestellt. Wenn sie gegen Osten hin ausgebaut sein wird, ist den Besuchern der Alpenwelt ein Bilderbuch erschlossen, das der großen Reisewelt in keinem ihrer Gebiete wieder zur Verfügung steht. Gleich außerhalb der bescheidenen Gaststätte zur „Alpenrose“, die sich unweit des neuen großen Hotels befindet, zweigt sich in der Richtung des Tiersthales ein Weg ab, der die Rosengarten-Gruppe zur Rechten läßt und endlich im Angesicht bleicher Dolomite das wundersame Kirchlein von St. Cyprian im Tschaminthale erreicht. Neben dem Pfade haftet der Blick an Alpenrosen, Globularien, stiellosem Enzian, Mandelweiden und anderen Kindern des Gebirges, in der Ferne aber am Joch Grimm, Ortler, den Ötzthaler Fernern und auf der Hochfläche des Ritten.

Geht man durch das Thal Tiers hinaus, so glänzt auf der anderen Seite des brausenden Alpenbaches, hoch über demselben an unzugänglicher Feldwand, ein Bild der heiligen Jungfrau, aus goldglänzendem Mosaik von Salviati in Ve-

nedig zusammengesetzt. Unter demselben aber zeigt eine Marmortafel die Inschrift:

Dem Andenken

an

Maria Walpurgis Noë,

welche hier oft die Schwelle von König Laurins Reich überschritt.

K. b. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn), Erlangen.

Noë, Heinrich,

Edelweiss und Lorbeer neue Bilder aus Tirol

München 1896